Zur Beachtung!

1) Die Bücher sind zum Termin zurückzugeben oder es ist eine Verlängerung der Leihfrist zu beantragen.
2) Jedes entliehene Buch ist während der Leihzeit in einem Umschlage aufzubewahren und so auch der Bibliothek wieder zuzustellen.
3) Die Bücher sind in jeder Weise zu schonen. Das Anstreichen, Unterstreichen, Beschreiben und dgl. sind streng verboten. Zuwiderhandelnde können zum Ersatze des Buches verpflichtet werden. Auch werden ihnen in Zukunft andere Bücher nicht verabfolgt werden.
4) Beschädigungen und Defekte sind spätestens am Tage nach Empfange der Bücher zur Anzeige zu bringen.

Die Verwaltung.



Die Slavenkriege des deutschen Volkes

von Dr. H. Merbach

Die Slawenkriege des deutschen Volkes

Ein nationales Hausbuch

von

Dr. H. Merbach

Leipzig
Dieterich'sche Verlagsbuchhandlung
Theodor Weicher
1914.

Der alten Heimat im ostelbischen Lande

in treuer Anhänglichkeit

Der Verfasser

Vorwort.

Dies Buch verdankt seine Entstehung einer Reihe von Vorträgen, die der Verfasser im Ostmarkenverein, Ortsgruppe Wiesbaden, gehalten hat. Angeregt durch das hierbei erweckte Interesse und die gewonnene Einsicht, daß ein so großer Gegenstand auch nicht durch eine ganze Vortragsreihe zu erschöpfen sei, machte sich der Verfasser an die Ausarbeitung dieses fesselnden Vorwurfes zu einem Buche. Dazu hatte sich bei der Sammlung des Stoffes gezeigt, daß ein ähnlicher Versuch — nämlich die Slawenkriege des deutschen Volkes zusammenzustellen, oder gar im Zusammenhang darzustellen — noch nie gemacht worden war!

Die Quellenschriften, die dem vorliegenden Zwecke bei weitem am meisten entsprachen, waren: die „Geschichte der deutschen Kaiserzeit" von Wilhelm v. Giesebrecht und die „Wendischen Geschichten" seines Oheims Ludwig Giesebrecht. Da der große Geschichtschreiber selber ein Sohn des ostelbischen Landes war — ein Berliner Kind — so lag es ihm glücklicherweise nahe, die deutsch-slawischen Beziehungen mit regerer Aufmerksamkeit und liebevollerem Verständnis zu behandeln, als es sonst wohl geschehen wäre. Beider Werke gaben den Faden und den Rahmen für einen großen Teil dieses Buches her. Die zahlreichen anderen Quellen zu nennen, würde hier zu weit führen: sie aufzusuchen und zu nützen war die Sorge des Verfassers, sie soll nicht auch noch die der Leser sein, zumal die wichtigsten Chronisten an den betreffenden Stellen genannt werden.

Des klareren Verständnisses wegen habe ich in den folgenden Darstellungen den Ausdruck „Kaiser" auf unsere großen Herrscher des Mittelalters durchgehend angewandt, ohne allzu ängstliche Abwägung, ob sie zu jener Zeit schon (in Rom!) gekrönt waren oder nicht. Der Kaiserbegriff ist im deutschen Volke so lebendig, daß ich außer bei dem klugen „König" Heinrich (I.) jeden späteren Träger der nationalen Herrscherwürde auch von Anfang an mit dem volkstümlichen, Stellung und Wesen des deutschen Königs bezeichnenden Titel „Kaiser" genannt habe.

Mommsen sagt in seiner römischen Geschichte einmal: Nur ein Volk, das zugleich hart wie Stahl und biegsam wie Stahl ist, kann bestehen und gedeihen — dieser Wahrspruch wird auch durch unsere Schilderungen erhärtet, und zwar, Gott sei Dank, zugunsten des unseren gegenüber dem Slawentum. Wenn es ferner wahr ist, daß man in dieser Welt — wo „hart im Raume sich die Sachen stoßen" — nur Hammer oder Amboß sein kann, so wird fast jede Seite dieses Buches zeigen, daß unsere Ahnen von dem Metall waren, aus dem man Klingen und Hämmer schmiedet! Möchten die Enkel, in eine Zeit gestellt, wo Heldenverehrung und kriegerischer Sinn von weichlichem Friedensgesäusel bedroht werden, nicht allzuzahme Legierungen werden!

Noch immer sind die Kriege die großen Examina der Völker, wer bei dieser Prüfung (wiederholt) durchfällt, sinkt auch mit seiner ganzen Kultur und sonstigen Unwägbarkeiten herab, oder kommt überhaupt nie hoch und erreicht nie das höchste aller Menschheitsziele: „Zur Nation sich zu bilden".

Die folgenden Darstellungen zeigen eine Fülle von fast gänzlich unbekannten Taten, Gestalten und Namen unserer Geschichte: ein deutsches Heldenlied, das leider zum größten Teile verklungen ist! Möge das vorliegende Werk es wieder lebendig machen im Herzen unseres Volkes!

Wiesbaden, im großen Erinnerungsjahre 1913.

Der Verfasser.

Inhalt.

I. Buch.

Von der Urzeit bis zum Tode König Heinrichs (936).

Einleitung.

Die Gegenden des östlichen Mitteleuropas, die der Schauplatz unserer Erzählungen, Schilderungen und Darlegungen sind, waren, als sie der erste Strahl der geschichtlichen Morgenröte trifft, von germanischen Stämmen bewohnt. Dafür gibt es sehr viele übereinstimmende Zeugnisse aus dem Altertum, deren vornehmstes die berühmte Germania des großen Römers Tacitus ist.

Das weite ostelbische Land zwischen Ostsee und Sudeten (mit Einschluß des südlichen Skandinaviens) hat sogar den unzweifelhaften Anspruch auf die Ehre als Urheimat und Wiege der „nur sich selbst ähnlichen" Germanen zu gelten. Von jenen Zeiten vor zwei bis dreitausend Jahren, über die jede Geschichte schweigt, und die deshalb als vorgeschichtlich bezeichnet werden, sprechen Steine im buchstäblichen Sinne: Steinwaffen, Steinhämmer, eigenartig geformte und gezierte Urnen und Grabbeigaben, die aus jener Urzeit stammen und doch schon echt germanisches Gepräge tragen! Und nun erst gar die aus späterer Frühzeit stammenden Bronzefunde, besonders die erzenen Heerhörner oder Luren, sowie die Gold- und Silberhorte aus den Jahrhunderten, die der Völkerwanderung vorausgingen — welch ein überraschender Reichtum wird da durch den Spaten noch jedes Jahr zutage gefördert. Urväter-Hausrat und Waffenschmuck der kriegerischen Jugend Alt-Germaniens wird so aus dem Sande der Mark und der Lausitz, aus Pommerns, Posens und Schlesiens Erde, weit über die heutige deutsche Ostgrenze hinaus ergraben, bis tief nach russisch Polen hinein. Erst jüngst hat ein glücklicher Zufall in Eberswalde einen Goldhort finden lassen, der beweist, daß der kunstvolle Schmied Wieland keine bloße Sagengestalt der germanischen Vorzeit ist, sondern an mehr als einem Ort in Wirklichkeit gelebt und — gearbeitet hat! Denn dieser Eberswalder Fund enthält nicht nur fertige Gefäße und Spangen ausgesprochen germanischen Gepräges, sondern Bündel von Golddraht, der erst zu den Ringelspangen verarbeitet werden sollte, Goldbarren

und — Gußkuchen, d. h. die von dem Goldschmied aus dem Tiegel geschlagenen Bodensätze geschmolzenen Goldes! Hier tun wir mit überraschender Anschaulichkeit einen Blick in die Werkstatt eines vorgeschichtlichen Edelschmieds in der Urheimat des Germanentums.

Auch der in Sakrow bei Potsdam und in der Ostpriegnitz aufgedeckte Grundbau eines germanischen Hauses, ja eines ganzen Dorfes aus der Frühzeit ist ein durch den Spaten erbrachter Beweis für die Tatsache, daß im östlichen Mitteleuropa durch viele Jahrhunderte der „vorslawischen" Zeit hindurch eben Germanen, seßhaft oder schweifend, ihre Ursitze gehabt haben.

Seit etwa 1000 vor Christi haben sie dann die keltischen „Klans" westlich der Elbe vor sich hergeschoben. Geschont wurden dabei die Salzsieder, die das wertvollste und fast einzige Gewürz der Urzeit herstellten, das Salz. So behielt Halle a. Saale seinen uralt keltischen Namen (hal = Salz) und seine keltischen Salzsieder: die Halloren; ähnlich erklärt sich Halle in Westfalen. Später in der Völkerwanderung finden wir denselben Vorgang bei Halle in Belgien, Hallstadt und Hallein im Salzkammergut Österreichs, Reichenhall, Schwäbisch Hall u. a.

Etwa um 400 vor Christi erreichten die siegreich vordringenden Germanen den Rhein (sein antiker Name Rhenus ist keltisch!), den sie bereits überschritten hatten, als Caesar sie 58 v. Chr. für Jahrhunderte wieder über diesen Schicksalstrom des Deutschtums zurückwarf. So schweiften und siedelten sie bis zum 5. nachchristlichen Jahrhundert als rüstige Jäger und tüchtige Viehzüchter, immer aber zugleich als hervorragende Krieger zwischen Rhein und Weichsel auf der einen, Meer und Mainlinie, sowie den Sudeten auf der anderen Seite. Noch kurz vor Christi Geburt hatten sie auch den keltischen Bojern das von Waldgebirgen umstarrte Kesselland abgerungen, das sie nach diesem Volke Bojoheim (Boeheim, Boehmen) nannten.

Als dann gegen 400 n. Chr. das römische Reich innerlich völlig faul und morsch geworden war und fast nur noch von germanischen Söldlingen verteidigt wurde, brachen in gewaltigem Ansturm die freien Germanen über seine Grenzen und eroberten eine römische Provinz nach der anderen. Selbst Nordafrika wurde nicht verschont, es wurde die Beute der Wandalen.

Mit wie großem Stolz diese Eroberungen und Neuschöpfungen der „Völkerwanderung" nun auch uns, die Enkel dieser Römersieger erfüllen können, eins müssen wir dabei doch bedauern, daß nämlich durch diese Siegesstürme nach Westen und Süden die Urheimat des Germanentums, das Land östlich der Elbe, an slawische Eindringlinge verloren ging.

Denn nachdem die Wogen der Völkerwanderung sich geglättet haben, bemerken wir, daß gerade da, wo etwa $1^1/_2$ Jahrtausende vorher die Westgrenze der germanischen Welt gegen die keltische gelegen hatte, — an der Elbe — nun ihre Ostgrenze gegen die slawische Welt liegt! Welch ungeheure Umwälzung alles bis dahin in Europa Bestehenden innerhalb zweier Menschenalter!

Freilich, der gewaltige Eroberungsdrang, der besonders auch die ostgermanischen Stämme wie ein Fiebern jugendlicher Lebenskraft erfaßt hatte, der Drang über Donau und Rhein hinweg nach Süden und Westen, mußte naturgemäß ihre alten Sitze entleeren und fast gänzlich entvölkern. So ging es, um nur die großen Züge zu geben, mit der alten Heimat der Goten an der Weichsel, den wildreichen Jagdgründen der Burgunder am Warthe- und Netzebruch, mit den Wandalen in Schlesien, den Rugiern in Pommern, so mit den Ursitzen der Semnonen, dem Kern der späteren Alamannen, an Havel und Spree, mit den Warinern (Warnen), einem Teilvolk der späteren Thüringer, in Mecklenburg, so den (H)Ermunduren, dem Kern der späteren Thüringer, im heutigen Königreich Sachsen und schließlich auch den Markomannen, dem Kernvolk der späteren Baiern, in Böhmen.

In diese nunmehr nur schwach bevölkerten weiten Lande drangen jetzt von Osten her die slawischen Stämme ein und schoben sich langsam und geräuschlos nach Westen vor, bis sie Elbe, Saale, Böhmerwald und den Alpenwall erreicht hatten. Hier längs der ihnen durch die Weltlage im 6. Jahrhundert gezogenen Westgrenze erschienen sie am Böhmerwalde etwas nach der Zeit, wo der gemeinsame Name Bojowaren (Baiern) auftaucht (520), an der Saale erst nach dem Jahre 531, wo das Reich der Thüringer dem Schwert der verbündeten Sachsen und Franken bei Burg-Scheidungen a. Unstrut erliegt, denn bis dahin hatten sich die thüringischen Ostgaue noch bis an die Milda (Mulde) erstreckt, und in den südöstlichen Alpenländern gar erst nach 568, dem Jahre, wo die Langobarden Pannonien räumten, um als letztes germanisches Volk in Italien erobernd einzubrechen.

Als Sarmaten finden wir die Slawen bereits zur Zeit Mark Aurels (165) erwähnt. Es sind Schwärme von Hilfsvölkern, die als Zinspflichtige im Gefolge der Markomannen und Quaden aus Böhmen und Mähren über die Donau nach Noricum (Kärnten) einbrechen und bis nach Aquileja gelangen. Den Ostgoten unter Ermanarich in ihrem weiten Reich zwischen Weichsel, Dnjepr und dem schwarzen Meer gehorchten außer römischen Ansiedlern in Dacien (Siebenbürgen und Rumänien) und finnisch-litauischen Stämmen auch Sarmaten.

Die erste germanische Woge der Völkerwanderung, die 406 über den Rhein brach, das römisch-christliche Mainz zerstörte, um nicht wieder heimzukehren, diese erste also, die sich dauernd in Gallien festsetzte, bestand außer Alamannen auch aus ostgermanischen Stammesteilen, Alanen und Burgundern, wiederum mit einem Gefolge von Sarmaten, die im Hörigkeitsverhältnis zu ihnen standen. Der heilige Hieronymus, der über diese Schrecken als Zeitgenosse berichtet, erwähnt sie ausdrücklich.

Auch die Ostgermanen, die dem Hunnenkönig Attila auf seinem großen Heereszuge nach Westen, 451, Heeresfolge leisteten, führten einige von ihnen aufgebotene sarmatische Hilfsvölker mit.

Der Name Slawen taucht zuerst wohl in byzantinischen Quellen gegen Ende des 6. Jahrhunderts auf, dann bei fränkischen und später bei sächsischen Chronisten. Sehr früh hat sich aus diesem Volksnamen „Slawe" (von slovo Wort, d. h. der die Sprache Verstehende) der Begriff „Sklave" entwickelt, ein für den Größenwahn gewisser Allslaven peinlicher Umstand, der aber geschichtlich geworden und deshalb nicht zu ändern ist. Durch deutsche Vermittlung erhielt auch die französische und englische Sprache diesen Ausdruck: „esclave" und „slave", was bezeichnenderweise bis vor kurzem im Englischen noch beides bedeutete: Sklave und Slawe!

* * *

So waren denn die weiten Gebiete des östlichen Mitteleuropas slawisch geworden. Aber es wäre ein Wunder gewesen, wenn das germanische Volkstum, das hier in seiner Wiege seit unvordenklichen Zeiten gesessen hatte, den Heimatboden ohne Kampf an die körperlich wie geistig so auffallend minder begabten Eindringlinge, die slawische Rasse, preisgegeben hätte. Ohne Kämpfe ist es da auf keinen Fall abgegangen, und an friedliches Hineinrieseln der slawischen Bevölkerung in die zu drei Vierteln verlassene Urheimat der Germanen (nach Art der heutigen „Sachsengänger") ist gar nicht zu denken: man erwäge da nur den ungeheuren Unterschied der Zeiten und Sitten; wohl aber ist es möglich, daß in einzelnen östlichen Gegenden, bei dem schnellen Herrenwechsel der Völkerwanderung, Slawenstämme, die bis dahin als Hörige unter Ostgermanen wohnten, sich nach dem Abzug der streitbaren Blüte ihrer Gebieter plötzlich frei machten und unter Beihilfe benachbarter Rassegenossen diese zurückgebliebenen Ostgermanen ihrerseits zinspflichtig machten!

Weiter nach Westen aber, wo bedeutendere Reste der germanischen Urbevölkerung immer noch saßen, ist das Vorschieben und die Land-

nahme seitens der Slawen ohne Kämpfe gar nicht denkbar. Nur gilt von diesem Ringen, was Uhland von seinem König im Schloß am Meer sagt:

„Des Königs Namen meldet kein Lied, kein Heldenbuch,
Versunken und vergessen —

Und daß erhebliche Teile der germanischen Wanderstämme in der Urheimat zurückgeblieben waren, dafür fehlt es außer rein verstandesmäßigen Erwägungen und geschichtlichen Analogien nicht an allerlei Beweisen.

Zunächst sprechen die geographischen Namen eine deutliche Sprache. Die Namen der Ströme und der größeren Flüsse in diesen weiten Gebieten sind fast alle zweifellos oder doch wahrscheinlich germanisch! Wenn man von der Tatsache ausgeht, daß die deutsche Elbe, d. i. Strom, Fluß, in der älteren Form Alba (lat. Albis) hieß und dies von den Slawen lautlich in Laba umgestellt wurde, wie sie bei den Tschechen heut noch heißt, so läßt diese durchsichtige Verslawung auch auf viele andere ähnliche schließen. Nach dieser „Laba“ (es ist wie das Lallen eines Kindes!) hießen die obotritischen Anwohner des Stromes im heutigen Herzogtum Lauenburg: Polaben (die „an der Elbe wohnenden“). Auf altwestdeutscher Erde haben wir eine kleinere Elbe im Elb-Bach, der vom Westerwald kommend bei Limburg in die Lahn mündet, und außerdem die vielen „Elfe“ in Schweden, von denen der größte, der Götaelf, bei deutschen Chronisten des Mittelalters ganz unbefangen (und richtig) Gotenelbe genannt wird!

Auch der Name der „Mulde“ ist nur eine sorbische Verdumpfung des deutschen Milda: so heißt der Fluß noch überall bei dem Chronisten Thietmar von Merseburg, dem wir ja überhaupt so viele wichtige Nachrichten über deutsch-slawische Angelegenheiten (besonders die Kriege!) verdanken. Der Mildenstein ob Leisnig in Sachsen zeigt noch heute die alte germanische Namensform, die wir auch bei der Milde in der Altmark wiederfinden, an der Gardelegen und Kalbe (a. Milde) liegen. Die „schwarze“ Elster der Niederlausitz entspricht der „weißen“ Elster (Leipzig) und der Alster (Hamburg), ihr Name ist wohl zu deuten als altdeusch Alistra d. h. die „Äußerste“, im Gegensatz zur „Innerste“ (Hildesheim).

Havel und Spree halten auch die großen Deutschforscher Zeuß und Müllenhoff für germanische Namen. Ob ihr Zusammenhang mit Haff (See, Meer) und niederdeutsch Sprehe (Staar) einleuchtet, weiß ich nicht, der Bedeutung nach ist er aber sehr wohl möglich, denn die Havel ist eigentlich nur eine Kette von Seen, und die Schilfufer der

Spree, zumal im Spreewald, sind ein wahres Paradies für die Staare! Auch Sude und Elde, diese östlichen Nebenflüsse der Elbe haben ganz deutsch klingende Namen, ebenso hat sich das alte Grenzflüßchen zwischen Nordelbingen und den Obotriten den germanischen Namen Delvenau zu erhalten gewußt. Ähnlich ist es mit Trave (älter Trábena) und Warnow. Dieser Hauptfluß Mecklenburgs erinnert durch seinen Namen noch heut an die germanischen Urbewohner des Landes, die Wariner oder Warnen. Die Oder hat wie die Elbe einen kleinen Namensvetter in westdeutschem Gebiet: das Oderflüßchen im Harz, wo Bezeichnungen wie Odertal, Oderteich altvertraut und wohlbekannt sind. Die große Oder, der „Swebenstrom", hieß im Altertum Viadrus. Im wendischen Wodra erhielt sich dieser Name fast unverändert, durch Abfall des anlautenden W wurde er dann zu Oder. Bober ist eine slawische Verdumpfung von Bieber, also der Bieberfluß. Auch Neiße, in der slawischen Zeit Nissa, geht auf ein ostgermanisches Nissa zurück, jedenfalls gibt es in Südschweden eine solche Nissa, es ist der bei Halmstad ins Kattegat mündende Fluß: Nissa Å. Hier an Neiße und Bober waren in vorslawischer Zeit die Grenzmarken zwischen den ostgermanischen Wandalen und den schon westgermanischen Semnonen, genau da liegt später die Grenze zwischen Wenden (Lusizern) und Polen!

Weiter dürfen auch Warthe und Netze als germanische Bezeichnungen angesprochen werden, letztere kann zur sprachlichen Wurzel „Naß" gestellt werden. Aber auch der Name des großen Oststromes der altgermanischen Welt, der Weichsel, erklärt sich mühelos aus dem im Altertum bekannten Vistula. Eine frühe germanische Überlieferung nennt ihn Wisla. In dem angelsächsischen, aus sehr alter Zeit stammenden Gedicht „Widsidh" (= der Weitgereiste) heißt es nämlich von den Goten, sie wohnen am Wislawudu (Weichselwalde)! Wisla aber weist auf ein älteres Wisala hin. Dies ala ist altnordisch und entspricht der alten Namensform Alba für Elbe. So heut noch in Schweden Motala (Fluß und Stadt), so einst in der Nachbarschaft der Weichsel der Gutala (= Götaelf, Gotenfluß), vielleicht der Pregel? Die erste Silbe von Wisla aber kann sehr wohl das durch 2 Jahrtausende unverändert erhaltene Wort „Wiese" sein; hieß doch die Walstatt an der Weser, wo Armin mit Germanicus im Jahre 16 n. Chr. kämpfte: Idisiawiso (= Walkürenwiese). Also läßt sich Weichsel auf Wisla und dies wiederum auf die Bedeutung „Wiesenstrom" zurückführen. Das polnische Wisla aber ist einfach die alte gotische Namensform!

Merkwürdig gut erhalten haben sich auch die uralten Flußnamen in Böhmen und Mähren. Zunächst die Elbe selbst, trotz des tschechischen

„Laba“! Die Iser scheint sogar noch von den keltischen Bojern her ihren Namen zu tragen, sie erinnert auffallend an die Isar (München) und die Isère (in Südfrankreich), beides unzweifelhaft keltische Bezeichnungen. Dann Eger und Angel, letzere schon in tschechischer Gegend. Das merkwürdigste aber ist, daß der eigentlich „nationale“ Fluß der Tschechen, die von dem Komponisten Smetana verherrlichte „Mltawa“ einen altgermanischen Namen trägt. Mltawa, woraus das deutsche Moldau entstand, geht auf die Waldacha oder Waldawa der Markomannen zurück. Ihr noch jetzt vorhandenes Gegenstück ist die Walluf im Rheingau, die nachweislich Waldafa hieß, ähnlich Aschaff, wovon Aschaffenburg und Elsof = Elsenwasser in Nassau und Hessen. Die Schwarzawa endlich und die March (Maracha und Marawa = Quellfluß oder Roßfluß) in Mähren bedürfen wohl keiner Beglaubigung ihres germanischen Ursprunges. So können wir hier die für unsere Darlegung belangreiche Feststellung machen, daß im Gegensatz zu den keltisch benannten Strömen und Flüssen des Westens und Südens (Rhein, Donau, Lech, Isar, Inn, Mosel, Main, Lahn, Maas u. a.) die des deutschen Ostens und seiner Nachbarländer fast durchweg germanische Namen tragen!

Von den Gebirgen ist nicht so viel zu sagen. Das Erzgebirge wird in den alten Quellen immer nur mit seinem aus der germanischen Urzeit stammenden Namen Mirikwidi = dunkler Wald „Schwarzwald“ bezeichnet, ein Name, der übrigens auch in dem Eddaliede von Wieland dem Schmied als „Mirkwidh“ vorkommt. Der Gesamtname „Sudeten“ könnte mit unserem Süd zusammenhängen, das Südgebirge, das es ja auch tatsächlich lange Jahrhunderte für die altgermanische Welt war, nämlich bis zum Einbruch der Markomannen ins keltische Bojerland Böhmen und der Quaden in Mähren gegen Ende des ersten Jahrhunderts vor Christi Geburt. Ein Teil der Sudeten hieß in germanischer Vorzeit „Askiburg“ = Eschenburg. Nun stimmt merkwürdig zu diesem Namen der des mährischen „Gesenkes“, das seinerseits von slawisch jesenik (= Eschenwald, Eschenberg) abzuleiten ist, so daß hier wohl zunächst eine Übersetzung ins Slawische, dann daraus wieder eine deutsche Umlautung stattgefunden hat, ähnlich wie bei der Moldau!

An sehr alte Zeiten knüpft auch der Name der Insel Rügen an, der sich durch die slawische Zeit hindurch erhalten hat. Der Rugard bei Bergen auf Rügen z. B. kann ohne weiteres als ostgermanischer (rugischer) Name angesprochen werden: Rugigard = Burg der Rugier. In dem schon erwähnten angelsächsischen Lehrgedicht Widsidh wird ausdrücklich von „Ulmerugi“ gesprochen, das ist soviel als die Holmrugier, der auf der Insel (Holm) wohnende Teil der Rugier; als Vergleich

diene die Nachbar-Insel „Bornholm“, was aus Burgundarholm (die Insel der Burgunder) entstanden ist.

Das in Rugard vorkommende ostgermanische (gotische) gard = Burg haben alle slawischen Stämme als grad, grod, gorod übernommen. Ebenso das Wort für Berg als breg, bereg, meist in der Bedeutung von „hohes Ufer“. So hieß Kolberg in wendischer Zeit Cholobreg. Hierher gehören auch alle die Orte, deren slawischer Name „deutsche (germanische) Siedlung“ bedeutet. So vor allem Nimptsch in Schlesien und Niemitzsch bei Guben, ferner Nemitz in Pommern (bei Rügenwalde), Nimbschen bei Grimma, das jetzt wüste Niemitz bei Dessau und endlich Niemtsch bei Senftenberg. Auch der Name der Buche wurde den Slawen von den Germanen vermittelt: buk. Sie lernten diesen ausgesprochen mitteleuropäischen Baum eben erst auf ihrem Vordringen nach Westen kennen. Die östliche Buchengrenze geht nämlich etwa von Königsberg nach Lemberg und von dort im Bogen um die „Bukowina“ (= Buchenwald, Buchenland) herum nach „Bukarest“ und dem schwarzen Meer: der Bewohner der sarmatischen Steppen konnte den Baum also nicht kennen.

Wir sahen oben, daß der polnische Name für die Weichsel einfach der gotische ist, so ist auch — und das läßt noch tiefere Blicke in die germanisch-slawischen Beziehungen der grauen Vorzeit tun — die Bezeichnung für den Adel bei den Polen eine gotische! Er heißt „Slachta“ oder Schlachta, dasselbe Wort slahta bezeichnet im gotischen das was unser deutsches „Ge-schlecht“ im allgemeinsten Sinne sagt: Art, Weise, Herkunft, dann aber auch ‚edles Geschlecht‘.

Der Schluß, daß hier nicht bloß eine Übertragung des Wortes, sondern auch des Blutes einst stattgefunden habe, liegt auf der Hand. Daß Ostgoten den Adel eines Teiles der ihnen zinspflichtigen Sarmaten bildeten, wird um so wahrscheinlicher, wenn man bedenkt, daß auch der spanische Adel gotisch war! Und wie hier außer gewissen Namen, z. B. Rodrigo (Roderich) — so hieß der berühmte Cid — und Guzman (Gottesmann) das germanische Erbe mit dem gotischen Blut völlig bis zur heutigen Dürre versickert ist, so kann es auch mit der polnischen Slachta gegangen sein. Tatsächlich gibt es noch heute gewisse polnische Adelsfamilien, die behaupten, den Nachweis für ihre gotische Abstammung führen zu können!

Und wenn so der Adel eines slawischen Volkes mindestens von germanischer Beimischung ist, so kann kein Zweifel sein, daß beim Vordringen der Slawen nach Westen vielerorten die vorgefundene germanische Bevölkerung — manchmal vielleicht nur aus alten Leuten und Kindern bestehend — zu Hörigen der nunmehrigen Herren gemacht wurde. An

anderen Orten wiederum blieben ansehnliche Stammesreste frei und lebten nach eigenem Recht und Glauben, alter Sprache und Sitte inmitten der sie umgebenden Slawen weiter, noch lange Zeiten nach der Völkerwanderung. Je nach der Sachlage verschmolzen sie dann friedlich mit den rassefremden Einwohnern oder erhielten sich als selbständige Gaue, deren Bündnis von der einen oder anderen Partei der benachbarten feindlichen „slawischen Brüder“ gesucht und gepflegt wurde.

Ein solches slawisches Volk, dessen Verband ein germanischer Stamm angehörte, waren die Liutizen, zwischen Havel und der vorpommerschen Ostseeküste. Schon der Name Liutizen klingt nach altdeutschem liudi = Leute (die Form Liudizen kommt gleichfalls vor). Da nun die Nordalbinger, die Sachsen nördlich der Unterelbe, gerade die Deutschen, welche der Berührung mit den Slawen am unmittelbarsten ausgesetzt waren, auch „Nordliudi“ hießen, so könnte man hier eine Namens-Übertragung für möglich halten. Aber noch mehr. In seinem Werke: „Wendische Geschichten“ weist L. Giesebrecht, der Oheim des großen Geschichtschreibers auf Quellen hin, besonders den Chronisten Ordericus Vitalis, welche die Nachricht von einem Liutizenstamm enthalten, der Wodan, Thor und Frea als Gottheiten verehrte. Da nun letzterer Name genau so (statt Freia) von dem Geschichtsschreiber der Langobarden Paulus Diaconus als langobardische Göttin genannt wird, so liegt es nahe, diese germanischen Liutizen für sitzengebliebene ostelbische Stammteile der Langobarden zu halten, um so mehr, als ja ein Teil der westelbischen Langobarden es gleichfalls vorzog, daheim in den Jagdgründen an der Lüneburger Heide zu bleiben, anstatt den großen Zug durch Brandenburg (Anteib), Böhmen (Banteib) nach der Donau (Burgundeib) und dann über Pannonien (Westungarn) nach Italien mitzumachen: Beweis der altehrwürdige Name „Bardengau“ und die im frühen Mittelalter berühmte Stadt „Bardowiek“. So gut es nordelbische Sachsen gab, hat es wahrscheinlich auch ostelbische Langobarden gegeben!

Möglich aber ist es auch, daß diese „interessanten“ Liutizen, die in einer alten Brandenburger Chronik auch „sächsische“ Liutizen genannt werden — obgleich diese Bezeichnung wohl nur germanisch bedeuten soll — tatsächlich Sachsen waren, nämlich die Nachkommen jener 20000 Sachsen, die mit den benachbarten Langobarden unter Albwin (Alboin) nach Italien gezogen waren. Dort bekamen sie jedoch Heimweh, wohl weil sie unter fremdem Rechte leben sollten. So verließen sie Italien und ihre bisherigen Bundesgenossen, wandten sich wieder nach Norden, und unter abenteuerlichen Erlebnissen erreichten sie schließlich die alten

Erbsitze wieder — um sie bereits von „anderen" besetzt zu finden! Nun galt es, sich die alte Heimat erst wieder zu erkämpfen, so daß sie durch alle diese Fährden und Nöte zu einem kleinen Volke zusammenschmolzen.

Man hat die Erbsitze dieser wanderlustigen Sachsen nördlich der Bode finden wollen, es hindert aber nichts, sie jenseits der Elbe zu suchen und unter den „anderen" — Slawen zu verstehen, dann wäre Ursprung und Bestand der „sächsischen Liutizen" zwanglos erklärt.

Jedenfalls wirft das Schicksal der 20000 Sachsen ein helles und bezeichnendes Licht auf ähnliche Vorgänge in den stürmischen Zeiten der Völkerwanderung und die Art, wie verlassene Erbsitze von anderen (= Slawen) eingenommen wurden, sobald die Hauptmasse, insbesondere die wehrfähige Jungmannschaft eines solchen Wanderstammes abgezogen war.

Wenn wirklich jedesmal der ganze Volksstamm mit Kind und Kegel die alte Heimat verlassen hätte, woher kommen dann die Jüten in Jütland, die Angeln an der Schlei, die Sachsen, von denen in diesem Buch während der älteren Zeit fast jede Seite widerhallt und deren Name das ganze Mitteldeutschland noch heute beherrscht, ja woher die Friesen in Ost- und Westfriesland — da doch Jüten, Angeln, Sachsen und Friesen die römische Provinz Britannien von 449 ab eroberten?! Und außerdem wissen wir, daß die Wandalen noch in Afrika vorsichtig sich die alten Sitze (ob nun in Spanien oder — Schlesien ist nicht zu entscheiden) zu sichern strebten, für den richtig vorausgesehenen Fall, daß ihre Herrlichkeit in Karthago bald ein Ende haben könnte. Als letzter Beweis für derartige germanische Rückstände und Bevölkerungsreste in den ererbten heimischen Jagdgründen diene noch die Angabe keines Geringeren als Tacitus, der erzählt, daß die am nordischen Meere zurückgebliebenen Teutonen, auf ein kleines Volk zusammengeschmolzen, dem Kaiser Augustus eine eherne Schale als Weihegeschenk und Zeichen ihrer Freundschaft nach Rom schickten!

Doch nun aus dem Dämmer vorgeschichtlicher Zeiten ins Halbdunkel und bald ins volle Licht der Geschichte.

Im Halbdunkel der Geschichte.

Die Slawenstämme im Südosten, besonders die Tschechen, mußten lange die Herrschaft der hunnischen Awaren über sich ergehen lassen. Endlich aber fanden sie einen Führer, der ihre Kräfte zusammenzufassen und zu leiten verstand. Aber dieser Herrscher war bezeichnen-

derweise kein Slawe, sondern ein Germane, der aus dem Hennegau stammende Franke Samo. Dieser „königliche Kaufmann“ befreite durch die Überlegenheit seiner Persönlichkeit sowie durch kriegerische Tüchtigkeit die Tschechen von dem Joch der Awaren. Im Jahre 627 erneuerte er gewissermaßen jenes alte Reich, das einst Marbod auf demselben Boden (Böhmen und Mähren) mit seinen Markomannen gegründet hatte, freilich nur im geographischen Sinne, denn Samos Völker waren eben Slawen.

Mit Böhmen als Kern schuf so Samo eine Art slawischen Staatswesens, das im Süden bis zur Donau, östlich bis zu den Karpathen und nördlich bis an die Spree gereicht haben soll. Es war jedenfalls der erste Versuch der Begründung eines Slawenreiches. Unter deutschem Einfluß also — Samo stützte sich auf eine fränkische Leibwache — entwickelten sich gleich die ersten Anfänge staatlichen Lebens bei den Slawen. 35 Jahre hat Samo seine Herrschaft nicht nur gegen den Druck der Awarenmacht von Osten her, sondern auch nach Westen hin gegen die überlegenen Waffen seiner eigenen Stammesgenossen, der Franken, zu behaupten gewußt.

Anfänglich hielt er freilich friedliche Beziehungen zu seinem alten Vaterlande aufrecht, dann aber geriet er mit dem damals herrschenden Merowinger, dem Frankenkönig Dagobert in Streit, weil fränkische Handelskarawanen von Slawen, die unter Samos Herrschaft standen, überfallen und ausgeplündert worden waren. Aber die Zeiten der großen Merowinger waren vorüber. Die Krieger, die der „gute König Dagobert“ nach Böhmen schickte, um den Friedensbruch zu sühnen, wurden bei Wogastisburg — so wird die Örtlichkeit benannt — von Samo geschlagen. An diesem einen Mißerfolg hatte Dagobert genug, in schwächlicher Weise überließ er nun bis zu seinem 639 erfolgten Tode die Weiterführung des Kampfes den Thüringern und den Sachsen als deren damaligen Verbündeten. Den ersteren gab er in Radulf einen eigenen Herzog, den letzteren, soweit sie auf erobertem thüringischen Gebiet zwischen Unstrut und Bode seßhaft waren, erließ er die festgesetzte jährliche Abgabe von 500 Kühen, um sie dadurch für einen tatkräftigen Grenzschutz zu gewinnen.

Der neue Thüringerherzog erwies sich bald als tüchtiger Krieger. In der Gegend von Rudolstadt gelang es ihm, den Sorben eine empfindliche Niederlage beizubringen. Dies ist der erste große Sieg deutscher Waffen über Slawen, von dem wir Kunde haben. Wie viele sollten ihm noch im Laufe der Jahrhunderte in schier unabsehbarer, glänzender Reihe folgen! Die Bedeutung dieses Sieges lag darin,

daß die Sorben ein für allemal am Vordringen über die Saale verhindert wurden und sich diesen Fluß als äußerste westliche Grenze und Schranke aufzwingen lassen mußten.

Unter den schwachen Merowingern, die Dagobert auf dem fränkischen Königstuhl folgten, konnten nur deren Hausmeier daran denken, die Kräfte der germanischen Grenzstämme gegen die unruhigen räuberischen Slawen zusammenzufassen. Aber diese kraftvollen Gestalten unserer frühen Geschichte hatten viel zu viel mit inneren Streitigkeiten, besonders der Festigung ihrer eigenen, viel angefochtenen Stellung zu tun, um ein durchgreifendes, großzügiges Unternehmen gegen die Slawen an Elbe, Saale und Böhmerwald zustande zu bringen.

Selbst der mächtige Karl der Hammer (Martell) griff an der Sorbengrenze nicht durch, nur vorübergehend scheint er das Land zwischen Saale und Milda (Mulde) vom fränkischen Reich abhängig gemacht zu haben. Sein großer Sohn Pipin der Kleine sah sich im Jahre 766 genötigt, die Sorben seine Macht fühlen zu lassen. Bei Weidahaburg (Wettaburg a. d. Wethau bei Naumburg a. S.) schlug er sie schwer aufs Haupt. Möglich ist es auch, daß sich Pipin bereits gegen die Tschechen gewandt hat, um die fränkische Niederlage bei Wogastisburg zu sühnen. Immer wieder wird nämlich in der Folgezeit der Tribut, den Böhmen ans Reich zu zahlen hatte und der wiederholt von den deutschen Herrschern des Mittelalters mit Waffengewalt eingetrieben werden mußte, als der von „König Pipin festgesetzte" bezeichnet, und zwar von den Deutschen sowohl wie von den Tschechen. Demnach müßte also schon Pipin die Tschechen überwältigt haben, denn ein solcher Tribut konnte natürlich nur nach einem siegreichen Feldzuge auferlegt werden.

Bis zur Zeit Karls des Großen — auch hier an der Slawengrenze sollte er sich bald als der wahrhaft Große zeigen — beschränkte man sich auf eine schwankende und ungenügende Abwehr der Slawenplage. Der Ursprung so mancher Burg „an der Saale hellem Strande" geht auf diese frühe Zeit zurück, an die besonders die Sorbenburg bei Saalfeld erinnert, aber auch Rudolstadt, Dornburg und Goseck (da wo die Saale ins Flachland eintritt) erzählen von dem unablässigen Kleinkrieg an dieser Sorbengrenze im siebenten und achten Jahrhundert. Weiter abwärts, im Sachsengebiet, muß hier an der Saale eine sehr alte Grenzburg das feste Merseburg gewesen sein, da sein Name aus dem slawischen Mesabor (Mittenwalde) entstanden ist, und schließlich am Unterlauf dieses Grenzflusses das schon 785 als Burganlage erwähnte Wettin, die spätere Stammburg unserer sächsisch-thüringischen Herrscherhäuser.

In die Gegend von Saalfeld hat auch Gustav Freytag in seinem „Ingraban" das slawisch-öde Grenzdorf des Sorbenhäuptlings Ratiz verlegt. Seine kernfrischen Schilderungen aus jener frühen Zeit verklären uns episch das Halbdunkel, in dem ihre Geschichte ruht. Wer sich ein anschauliches Bild von den Zuständen in der germanisch-slawischen Grenzmark an der Saale um 724 machen will, zu der Zeit, wo Winfried (Bonifacius) ins Land der Thüringer kam, der lese dies deutsche Epos in Prosa „Ingraban".

Karls des Großen Slawenkriege.

Bald aber greift nun Karls des Großen mächtige Hand in diese Grenzfehden ein. Der Ausgangspunkt zu dem Vorgehen dieses ersten deutschen „Kaisers" nach Osten zu war der glänzende Reichstag, den er 782 an der Quelle der Lippe, im scheinbar unterworfenen Sachsenlande hielt. Seit dieser Reichsversammlung ging der große Franke mit dem segensreichen Gedanken um, die Kräfte der Sachsen, dieses noch waldfrischen Germanenstammes, mit seinen geschulten Frankenkriegern zu vereinen und so in unwiderstehlichem Siegeslauf sein Reich auch östlich von Saale und Elbe auszubreiten. Ein erster Kriegszug gegen die Sorben wurde beschlossen, auch die Sachsen sollten daran Teil nehmen. Aber die Zeit zu solchem gemeinsamen Vorgehen der beiden mächtigsten und vornehmsten Germanenvölker war noch nicht reif — die trotzigen Sachsen begriffen den gewaltigen Gedanken, die weitschauenden Pläne Karls noch nicht, nämlich die slawische Flut an den Ostmarken des Germanentums gemeinsam rückwärts zu stauen.

Im Rücken des mächtigen Frankenheeres, das unheildrohend an die Sorbengrenze rückte, erhoben sich die kaum unterworfenen und nur widerwillig bekehrten Sachsen zu einem neuen furchtbaren Aufstande. Die Franken mußten kehrt machen und, statt gegen die Slawen einen entscheidenden Schlag zu führen, ihre erprobten Waffen gegen die germanischen Stammesgenossen richten. Aber dem Schlachtengrimm der heidnischen Sachsen erlag ihre geschulte Kriegskunst, auf demselben Gelände wahrscheinlich, wo einst Armin mit den Römern gerungen — am Süntel, auf der Walstatt von Idisiawiso. Unter ihrem Stammesherzog Widukind (das „Waldkind") brachten die streitbaren Sachsen hier den ohne ihren Karl herbeigeeilten Franken eine furchtbare Niederlage bei.

Da erschien Karl der Große selbst in Heidenlande und warf mit gewaltiger Hand den hartnäckigen Trotz seiner germanischen Vettern nieder. Widukind mit seinem Gefolge ließ sich taufen, damit war die Bekehrung der Sachsen gesichert, und nun konnte Karl seine Herrschermacht ungehindert gegen die Slawen richten. Bald merkten sie die Klaue des Löwen! Zunächst wandte er sich gegen die Wenden jenseits der Elbe. Mit dem nördlichsten, an die Ostsee grenzenden Stamme dieser Slawen, den Obotriten (im heutigen Mecklenburg) hatte der große König bereits nach der ersten Niederwerfung der Sachsen Verhandlungen gepflogen. Leicht und gern waren diese feindlichen Grenznachbarn der nordelbischen Sachsen zu seinen Verbündeten geworden. Die südlich von ihnen wohnenden Wilzen dagegen — in der heutigen Priegnitz — waren als Erzfeinde der Obotriten Gegner des Frankenkönigs und dadurch wenigstens mittelbar Verbündete der Sachsen gewesen. Wie im Norden slawischer Stammeshaß die Wilzen von den Obotriten schied, so im Süden die Sorben von den Wilzen, so daß die Saaleslawen sich Karl gegenüber bereit zeigten, gleich den Obotriten ihm willig Heeresfolge gegen den „slawischen Bruder" zu leisten. —

Im Jahre 789 ging Karl mit einem großen Heere bei Köln über den Rhein und durchzog Sachsen, dessen Aufgebot zu ihm stieß. So nahmen die starken niedersächsischen Krieger, die echten Enkel von Armins Römersiegern, an dem ersten großzügigen Unternehmen gegen ihre überelbischen Nachbarn teil — wieviel Segen und auch wieviel Not sollte grade Sachsen in Zukunft aus diesen Kämpfen gegen die fremde Rasse erwachsen!

Das fränkisch-sächsische, also deutsche Herr lagerte am westlichen Ufer der Elbe. Karl ließ zwei Brücken über den Grenzstrom schlagen, deren eine diesseits und jenseits mit befestigten Brückenköpfen versehen wurde. Hier ließ er eine angemessene Besatzung zurück, überschritt die Elbe, und zum ersten Male wieder seit etwa 300 Jahren erglänzten germanische Waffen im ostelbischen Lande, das nun ein slawisches geworden war! Das deutsche Herr griff die Wilzen in ihren eigenen Wohnsitzen an, wohin man kam, waltete Schwert und Feuer. So drang der große deutsche Heerkönig bis zur Pana (Peene) und bis an das Gestade der Ostsee vor. Überall huldigten die erschreckten Slawenhäuptlinge dem mächtigen König der Franken als ihrem Herrn und Gebieter. Der vornehmste unter ihnen war Dragowit. Sobald die Deutschen sich seiner Feste näherten, ging er ihnen entgegen, stellte willig Geiseln und schwor dem König und dem Volk der Franken Treue. Auf demselben Wege, auf dem Karl gekommen — wahrscheinlich

einer uralten Handelsstraße, die von der Elbe nach der bernsteinreichen Ostseeküste führte — kehrte er von diesem glänzend verlaufenen Feldzuge zurück, auf dem zum erstenmale die Deutschen siegreich ins Herz des Wendenlandes vorgedrungen waren — ein Vorspiel so manches späteren Feldzuges!

Die politischen Folgen dieser kriegerischen Erschließung des ostelbischen Slawenlandes sowie der jetzt sich vollendenden Bekehrung der Sachsen waren von ungeheurer, schier unübersehbarer Tragweite, denn ganz von selber fiel nun den christlichen Sachsen die Bekämpfung und Unterwerfung der heidnischen Wenden jenseits von Elbe und Saale zu; ein Bundesverhältnis mit den Wilzen, wie es vorher zeitweilig bestanden hatte, war nunmehr schon durch den scharfen religiösen Gegensatz ausgeschlossen. Nur die Nordalbinger oder Nordliudi, die sich durch die mächtigen Arme der Unterelbe und ihr Mündungsgebiet vor Karls Zorn geschützt wähnten, wollten sich in diese klaren Verhältnisse nicht einordnen, sich dem Frankenkönige im alten, zähen Sachsentrotz noch immer nicht unterwerfen. Mit Vorbedacht griffen sie die fränkischen Bundes- und Schutzgenossen, die Obotriten an, wurden jedoch im Jahre 798 an der Swentine, auf dem „Swentifelde", wahrscheinlich in der Nähe des späteren Schlachtfeldes von Bornhöved geschlagen. Es war ein blutiger Streit, bei dem auf wendischer Seite ein Abgeordneter Karls, der Franke Ebers eingriff, der wahrscheinlich durch seine überlegene Kriegskunst zu dem Siege der Obotriten viel beitrug. Nach dieser Niederlage wurden nun die Nordelbinger durch Karl den Großen ihrer östlichen Grenzgaue beraubt und deren Bewohner ins Reich verpflanzt. Auch die Sachsen des westelbischen Gaues „Wihmuodi", die zu den Nordelbingern gehalten hatten, wurden zerstreut in fränkischen Gegenden angesiedelt (vgl. Sachsenhausen gegenüber Frankfurt a. M.). Leider trat der sonst so weitsichtige Herrscher diese nun entvölkerten Gaue nicht an Friesen, Franken oder andere Germanen ab, sondern an die Obotriten, seine alten Schutzgenossen. Hier ist unfraglich der Ursprung des hannöverschen „Wendlandes" zu suchen, dessen Bewohner slawischer Abstammung tatsächlich als Obotritenenkel gelten.

Dafür fochten nun aber diese Wenden auch mit allem Eifer unter den Fahnen ihres gewaltigen Gönners! Im Jahre 805 stießen sie mit zahlreichen Scharen zu dem Heere des Kaisers, das Böhmen 40 Tage lang verwüstete. Dort hatten sich nämlich die Tschechen gegen die im fränkischen Reiche verkörperte deutsche Macht erhoben. Dies gewaltige Reich erstreckte sich damals unter Karls Zepter von den Pyrenäen und

dem Apennin bis zu den sandigen Ebenen zwischen Elbe und Oder, ferner die Donau abwärts bis zur Einmündung der Enns in diesen großen Strom des deutschen Südostens. Auch das südöstliche Vorland von Bayern, die Mark Kärnten jenseits der Enns und des Tauern gewann jetzt feste Gestalt, und die dort hausenden Slawen — slowenischen Stammes — erkannten die fränkische Herrschaft ohne Murren an.

Im Jahre 806 ließ der Kaiser die Tschechen und die Sorben noch einmal durch seinen Sohn Karl bekriegen: beide Stämme wurden tief gedemütigt! Auch die Wilzen wagten es noch einmal, sich gegen Karls Herrschaft zu erheben. Während des Krieges, den König Gottfried von Dänemark gegen das Reich unternahm, wurde die vom Kaiser angelegte Feste „Hohbuoki" (Höhbeck a. Elbe, bei Gartow) von ihnen berannt. Graf Odo mit einer Schar Ostfalen verteidigte die Burg, doch wurde sie nach tapferer Gegenwehr von den Wenden erobert und zerstört. Da ließ Karl der Große ein fränkisches Heer die Elbe überschreiten, und die Wilzen wurden gründlich gezüchtigt. So beugten sich die Slawen 'der Macht des deutschen Kaisers und erlangten seine Gnade durch Stellung von Geiseln.

Zur Aufsicht über ihre Treue uud zur Überwachung des Grenzverkehrs wurde dann von Karl eine befestigte Grenzlinie angelegt. Sie mag entfernt dem römischen Pfahlgraben im Südwesten Germaniens, dem „limes" geähnelt haben, wenn sie auch lange nicht so fest war. Karls des Großen „Slawenlimes" verlief etwa folgendermaßen: Nordelbingen wurde von den benachbarten Wenden durch die verschanzte überelbische Sachsengrenze geschieden, die von der Kieler Föhrde zum Plöner See, von dort durch den Travenhorst bis zur Trave bei Wesenberg und dann die Delvenau entlang bis zu deren Mündung in die Elbe lief. Von hier bis zur Saalemündung sicherte Karl den Strom durch Anlage von festen Plätzen. Zunächst stellte er die Burg Hohbuoki an der Elbe wieder her, dann aber ließ der Kaiser bemerkenswerterweise auch auf dem rechten, östlichen Stromufer eine Feste bauen, und zwar gegenüber dem damals zuerst genannten Magathaburg d. i. Magdeburg. Beide versah er mit einer ihrer Wichtigkeit entsprechenden Besatzung. Längs der Saale baute er bis zum Frankenwalde hinauf die schon von alters her vorhandenen Grenzburgen wieder auf, besonders wurde Halle, die uralte, schon aus keltischer Vorzeit stammende Salzstadt als Frankenfeste neu gegründet. Vom Frankenwald aus bog dieser Grenzwall weit nach Westen vor — bis in die Gegend von Bamberg und Nürnberg, dann folgte er dem Zuge des schon damals unwegsamsten aller deutschen Gebirge, des mit dichten

Urwäldern bedeckten Böhmerwaldes. Hier genügten einigermaßen starke Verhaue, um die wenigen gangbaren Pässe nach Tschechien hin zu schließen.

Im Zusammenhange mit dieser befestigsten Slawengrenze tritt hier zum ersten Male der Burgberg von Nürnberg in das Weben deutscher Geschichte ein, dessen Zierde und Kleinod die an seinem Hange erwachsende Stadt später werden sollte. Die diesseits vor dem Grenzwall gelegenen Gegenden wurden schlechthin Marken genannt (altd. marcha = Grenze), zu ihrer Verteidigung und zur Bewachung des Durchgangsverkehrs wurden Lehnsleute angesiedelt, die von überallher aus dem weiten Reiche herbeikamen. Es waren die sogenannten Markmannen, in deren Bezeichnung der Name von Marbods Volk, der gefürchteten Gegner Roms, wieder auflebte: der Markomannen. Diese Markmannen bildeten eine Art Kriegeransiedlung z. T. auf erobertem Boden und standen unter dem Befehl eigener Grafen, die mit ausgedehnten Vollmachten versehen waren, und die Karl aus den tapfersten Edelingen der Grenzländer auswählte. Ihre in unserer Geschichte so bedeutungsvolle amtliche Bezeichnung war: Markgraf. Kein Wunder, wenn aus diesen mit dem wichtigen Grenzschutz betrauten Männern, aus Gebietern mit so viel Selbständigkeit sich im Laufe der Zeit eine neue Art von Reichsfürsten bildete, die bald eine hervorragende Rolle spielen sollten.

Gegen Ende der Regierung Karls des Großen standen nicht nur die westlichen Slawenstämme: Obotriten, Wilzen, Sorben und Tschechen zum Kaiser im Verhältnis der Zinsbarkeit, sondern auch bereits die östlichsten Wenden, nämlich die Pommern von der Oder bis zum Unterlauf der Weichsel, deren freiwillige Unterwerfung der Kaiser angenommen hatte. Und warum sollte Karls Ruhm, der bis nach Spanien, bis zum Bosporus und nach Bagdad am Tigris gedrungen war, nicht auch die soviel näheren Ufer der Weichsel erreicht haben? Sandte der Kalif von Bagdad Ehrengeschenke nach Aachen, so kann man sich nicht wundern, wenn wendische Häuptlinge vom pommerschen Gestade der Ostsee am kaiserlichen Hoflager zu Ingelheim am Rheine erschienen und willig Karls Oberhoheit über ihr Land und Volk anerkannten, indem sie ihm jährlich eine Gabe darbrachten, deren persönliche Überreichung nach der Sitte der Zeit als Tribut angesehen wurde.

Die Zeit der Karolinger und Liudolfinger.

Nach Karls des Großen Tode sah sich sein friedliebender Sohn Ludwig der Fromme genötigt, ein Heer von Sachsen und Ostfranken gegen den abgefallenen, treulosen Fürsten der Obotriten, Sclaomir zu schicken, weil er sich mit den Dänen verbündet hatte. Er wurde im Jahre 819 besiegt, gefangen aus seinem Lande fortgeführt und nach Aachen in Haft gebracht. Dort wurde das Urteil über ihn gesprochen. Es lautete auf lebenslängliche Verbannung.

Seitdem die Sachsen Christen geworden waren und einen Teil des fränkischen Reiches deutscher Nation bildeten, sahen auch ihre ehemaligen Verbündeten, die Wilzen, in ihnen nur die feindlichen, germanischen Nachbarn. So schlossen sie sich mit den bis dahin verhaßten Sorben zusammen und im Jahre 839 machten sie einen verheerenden Einfall in die sächsisch-thüringische Grenzmark an der unteren Saale. Dort zerstörten sie mehrere Ortschaften und verübten wilde Räubereien. Alsbald aber zog ein sächsischer Heerhaufe gegen sie aus: bei Kerichesburg (unbekannter Lage) ereilte er die slawischen Räuber und schlug sie schwer aufs Haupt. Unter den zahlreichen feindlichen Gefallenen befand sich auch ihr Führer, der Sorbenhäuptling Zimislaw. Als Strafe legten die Sieger den geschlagenen Verbündeten eine schwere Buße auf.

Unter Ludwig dem Deutschen kamen durch den berühmten Vertrag von Verdun auch die unterworfenen Wendenländer zum ostfränkischen (deutschen) Reich, aber dieses Recht mußte von dem neuen König der Deutschen erst wieder mit dem Schwerte geltend gemacht werden. So griff Ludwig zuerst die Obotriten an, deren Fürst Gozomiuzl bei diesem Einfall erschlagen wurde, worauf sein gedemütigtes Volk sich wiederum unterwarf. Ähnliches geschah noch einmal im Jahre 862. Auch die Daleminzier, das zwischen Mulde und Elbe wohnende Wendenvolk, wurde zweimal durch Strafzüge heimgesucht, zuerst durch Ludwig selbst, dann durch seinen Sohn gleichen Namens. Da sie im Bunde mit den Tschechen über die „alten Grenzen der Thüringe“ vorgedrungen waren, wurden sie unter schweren Verlusten schnell zurückgetrieben.

Etwa 20 Jahre später, um 880, als die Nachricht von der furchtbaren Normannenschlacht bei Ebstorf (nordwestlich von Ülzen) in der die Sachsen eine blutige Niederlage erlitten, auch zu den Daleminziern und Tschechen drang, glaubten diese, die Stunde der Vergeltung habe geschlagen. Sie vereinigten sich wahrscheinlich auch mit den Wilzen und überfielen bezeichnenderweise zunächst die slawischen Brüder an der Saale, die Sorben,

weil diese in richtiger Erkenntnis ihrer Ohnmacht gegenüber den Deutschen endlich ehrlichen Frieden mit den Thüringern gemacht hatten. Dann drangen die wilden Scharen über die Saale und überschwemmten die Mark an der Sorbengrenze. Aber sie sollten ihre Keckheit bald bereuen: Graf Poppo, der hier den Oberbefehl führte, rückte mit seinem schnell gesammelten Heerbann gegen die Mordbrenner heran und schlug sie vernichtend, nicht einer soll entkommen sein! Man denke nur an die schaurig-steilen Felsufer der Saale zwischen Groß-Heringen und Kösen — wo jetzt die Bahn den Fluß so oft kreuzen muß — wehe den Wendenkriegern, die auf der Flucht von den Sachsen dorthin gejagt wurden! Was da dem Schwerte entrann, stürzte rettungslos in die Tiefe, um zerschmettert liegen zu bleiben oder in den Fluten der zürnenden Saale zu ertrinken.

Ludwigs des Deutschen Enkel, Arnulf von Kärnten, mußte sich nach seinem glorreichen Siege über die Normannen, den er als Vergeltung für Ebstorf im Jahre 891 an der Dyle erfocht, gegen den Herzog Swatopluk von Mähren wenden, der es unternahm, im einstigen Herrschaftsbereich Samos ein großes Slawenreich zu gründen. Seine Pläne hätten für Deutschland gefährlich werden können, wenn nicht bald darauf die Magyaren, ein finnisch-ugrisches Reitervolk, von Asien her in der Donauebene erschienen wären und von dort aus die südöstlichen Slawen unmittelbar bedroht hätten. Arnulf rückte nach Mähren, um den trotz Zinspflicht und Treueid gegen das Reich sich empörenden Swatopluk zu unterwerfen. Der deutsche König drang auch wiederholt in Mähren ein, mußte aber den Kampf vorzeitig abbrechen, da ihn der Papst nach Italien rief. Übrigens sollte Swatopluks Schöpfung nicht lange leben: dem gleichzeitigen Vorstoß der Franken von Westen und der Magyaren von Ungarn her war sein „Groß-Mährisches“ Reich nicht gewachsen, bald nach seinem Tode (895) zerfiel es.

In in die sächsisch-wendischen Grenzfehden hatte Kaiser Arnulf selbst nur noch einmal eingreifen konnen. Ein von ihm persönlich geleiteter Vorstoß ins obotritische Land scheint wenig ausgerichtet zu haben.

Die ganze Wucht der Verteidigung Ostsachsens gegen die Slawen ruhte vielmehr bei dem Manne, dessen ausführender Arm auch Graf Poppo gewesen war: bei dem starken Sachsenherzog Oddo (Otto), jenes Liudolfs Sohn, der sich während der Regierung Ludwigs des Deutschen die hervorragendste Stellung in seinem Volke errungen hatte. Dies Geschlecht, die Liudolfinger, leitete seinen Ursprung von Widukind her, und wahrlich war es so edler Abkunft würdig! Es war das Fürstenhaus, das Deutschland die Sachsenkaiser gab: Hein-

rich den Finkler und Otto den Großen! Aber schon Liudolf und nun Oddo, — mit Recht hieß er der Erlauchte — waren bedeutende Herrschernaturen, gewaltige germanische Streiter.

Herzog Oddo war in diesen schweren Zeiten, wo der Stern der Karolinger sichtlich verblich, der starke Lindolfinger, der zum Vater und Retter seines Landes wurde. Er hielt die Streitkräfte Sachsens weise zusammen, wahrte die Ruhe im Innern und drängte die Slawen zurück. Als die Daleminzier Sachsen wieder beunruhigten, führte er ein Heer gegen sie und — da der Krieg sich in die Länge zog — überließ er die Leitung seinem Sohne Heinrich.

In diesem kraftvollen und umsichtigen Sohne seines bedeutenden Vaters verkörperten sich die besten deutschen Eigenschaften! Heinrich den Finkler nannten ihn vertraulich seine Sachsen. Fest und frisch packte der junge Held zu. Schnell erlagen die Daleminzier dem in jeder Beziehung so überlegenen Gegner. Da rächten sich diese tückischen Slawen auf ihre Weise: sie riefen die Magyaren gegen die Sachsen herbei. So ergossen sich von der oberen Elbe her in den Jahren 906 und 908 die wilden Reiterhorden der „Söhne Arpads", durch Daleminzier geführt, über das unglückliche Land. Im Kampfe gegen sie fand der tapfere Herzog der Thüringer Burchard, dem damals die Hut der Mark an der Saale oblag, seinen Tod. Damit fiel auch in Thüringen die höchste Gewalt dem Liudolfinger zu.

Wohl konnte damals Oddo die Magyarenstürme nicht abwehren — seinem großen Sohne war dies vorbehalten — doch war er es, der die Sorben endgültig unter das deutsche Joch beugte. Ihr Name verschwindet bald aus der Geschichte, und ihr Land wird zur thüringischen Mark geschlagen. Einen weiteren wichtigen Dienst erwies Oddo dem Deutschtum, indem er die von Karl dem Großen leider in die Altmark verpflanzten Obotriten rücksichtslos über die Elbe zurückdrängte und die freigewordenen Sitze seinen Landeskindern einräumte. Auch den nordelbischen Sachsen — so weit reichte sein mächtiger Arm — sicherte er wieder ihre Gaue an Trave und Delvenau, aus denen sie einst der Zorn des großen Frankenkönigs vertrieben hatte. Nur den Gau Wihmuodi entriß er den Schützlingen Karls nicht wieder: er wurde das „Wendland" und ist es bis auf unsere Tage geblieben.

So waltete Oddo, als Herzog in Sachsen und Thüringen, und „der Erlauchte" erwies sich durch seine rege Tätigkeit an den Grenzen des damaligen Deutschlands zugleich als der erste große, erfolgreiche und vorbildliche „Markgraf"!

Aber das blühende Land lag, wie die ersten verheerenden Magyarenstürme gezeigt hatten, für einen plötzlich einbrechenden Feind allzu offen da. Die Festen, die Karl der Große hier überall an der Grenze hatte bauen lassen, waren in der Zwischenzeit arg verfallen und auch Oddo hatte nicht vermocht, sie wieder ordentlich in Stand zu setzen.

Heinrich der Finkler, der gewaltige Slawenbändiger.

So fand Heinrich die heimische Grenzwehr vor, als er die Erbschaft seines großen Vaters antrat. Das erste, was er deshalb tat, war die bestehenden Burgen zu erneuern und zu erweitern, sodann neue Festen anzulegen, um größere Streitkräfte schnell in gesicherten Plätzen nahe der Grenze sammeln zu können. In den Markgegenden an der Saale, die ihm als Sieger über die Sorben zugefallen waren, hatte der junge Sachsenherzog seine Lehnsmannen in Menge angesiedelt und zum Kriegsdienst verpflichtet, wie es die damalige Entwickelung des Lehnswesens mit sich brachte. In dieser Mark, wo alles gleichsam auf Kriegsfuß stand, hatte er völlig freie Hand, seine Absichten für eine wirksamere Verteidigung des Vaterlandes durchzuführen. Tag und Nacht wurde in den Saalegegenden gebaut; Haus mußte sich dicht an Haus, Hof an Hof schließen: das ganze wurde dann mit Erdwällen und Pfahlwerk, oft aber auch schon mit festen Mauern umschlossen. So entstanden Heinrichs des „Städtebauers" Burgen. Außerhalb der Ringmauer, vor dem Haupttore, erhob sich fast überall eine Vorstadt oder Vorburg (woher die französische Bezeichnung „faubourg"), sie bestand aber nur aus minderwertigen, meist hölzernen Häusern. Kleinere bestehende Orte wurden auf diese Weise vergrößert, ältere zerstörte Festen wiederhergestellt. Besonders Quidilingaburg (Quedlinburg) baute der Finkler von Grund aus neu auf. Die alte Grenzfeste Merseburg wurde nun vergrößert und erhielt eine starke Stadtmauer. Hier eröffnete Heinrich sogar eine Freistätte für Verbrecher. Diese verwegenen Gesellen, spottweise die Merseburger genannt (bei dem Chronisten Widukind von Corvei: die Mesaburier, was auf den alten Namen von Merseburg schließen läßt), bewohnten auf des Königs Geheiß die unbefestigte Vorstadt, während die eigentliche Burg mit ehrlichen und verläßlichen Kriegsleuten besetzt war.

Diese so gebändigte Räubergesellschaft sollte sich in den Slawenkriegen der Folgezeit sehr nützlich, wenn auch allerdings nicht immer sehr zuverlässig zeigen. Wenige Jahre nach ihrer Gründung stellten diese „Merseburger“ 1000 Mann zum Kriege gegen Böhmen, für jene Zeiten eine bedeutende Streitkraft. Um sie bei Stimmung und in steter Übung zu halten, hatte Heinrich ihnen die Erlaubnis gegeben, gegen die Slawen auf Raub auszuziehen, so oft sie nur wollten!

Aber die redlichen sächsischen Bauern, die damals noch im wesentlichen die waldfrischen Germanen des Tacitus waren, mußte der König durch andere Maßnahmen zwingen, in diese Stadtburgen zu ziehen, die sie als eine Art Gefängnis empfinden mußten! Deshalb wurde von den ländlichen Kriegern jeder neunte Mann dazu bestimmt, in der Burg zu wohnen. Hier hatte er die Wohnungen für seine 8 Genossen zu errichten und von aller Feldfrucht ein Drittel zu empfangen und aufzubewahren. Diese Lieferung hieß das „Wachtgetreide“, noch im 13. Jahrhundert wurde es an die Burg Meißen gesteuert. Auch alle Gerichtstage, Festgelage und Versammlungen eines Gaues sollten von nun an in diesen Burgen abgehalten werden. Damit wollte Heinrich die Umwohner schon im Frieden an die Notwendigkeiten gewöhnen, die im Kriegsfalle sofort eintreten mußten.

Wie an das Leben in Städten, so mußte der König seine Sachsen auch erst an den regelmäßigen Kriegsdienst zu Pferde gewöhnen. Seine Lehnsleute und Mannen mußten sich von jetzt ab auf seinen ausdrücklichen Befehl zu Roß stellen. Aus ihnen bildete er dann feste, geordnete Scharen — das war die Geburtsstunde der deutschen Ritterschaft!

Dies Reiterheer hat dann Heinrich jahrelang eifrig und unermüdlich geübt, denn nur mit einer so leicht beweglichen und doch wuchtigen Schlachtreihe konnte er hoffen, den mit asiatischer Wildheit daherstürmenden Reiterschwärmen der Magyaren wirksam entgegenzutreten. So gewann die neue Fechtart schnell an Ansehen: bald galten die Worte Kriegsmann und Reitersmann für gleichbedeutend, aus dem zu Fuß kämpfenden Volksheer wurde ein Ritterheer. Durch diese Reformen stellte der junge König das ganze Kriegswesen auf eine neue Grundlage, die für Jahrhunderte maßgebend bleiben sollte!

Sobald Heinrichs Feldherrnblick sah, daß dies neue Heer völlig geschult und schlagfertig war, führte er es zunächst gegen die Slawen. Waren sie doch die nächsten und ältesten Landesverderber, zugleich aber im Kriege weit weniger gefährlich als die stürmisch-tapferen Magyaren, auf welche ja alle diese Rüstungen gemünzt waren. Der Krieg gegen

die Slawen sollte in Heinrichs Augen gleichsam die Vorschule sein für den viel schwereren, aber unausweichlichen Kampf mit den Söhnen Arpads.

Hier nun scheinen dem jungen deutschen König die Slawenkriege Karls des Großen vorgeschwebt zu haben: wie jener begann er mit dem Feldzuge gegen die Wilzen, um mit einem Einfall in Böhmen aufzuhören. Der erste Angriff also traf die Heveller, die an der Havel wohnten und offenbar ihren Namen von diesem Flusse haben. Mehrere Male ließen diese Wenden, die Heinrich noch nicht kannten, es auf einen Kampf ankommen; jedesmal wurden sie geschlagen! So drang der König bis zu der Hauptfeste der Heveller vor: dem heutigen Brandenburg. Eine Semnonenburg, die hier unfraglich bereits in der germanischen Urzeit bestanden hatte, war zum wendischen „Brennabor" geworden. Sie war rings von der Havel und von Sümpfen umgeben. Die „Stadt" bestand aus Blockhäusern in einer Erdumwallung, die durch Pfahlwerk erhöht und verstärkt war — tiefes Wasser oder unergründlicher Morast stießen an den Fuß dieser Befestigung. So war Brennabor im Sommer sturmfrei. Deshalb hatte der Finkler mit klugem Vorbedacht den Winter zu seiner Heerfahrt gewählt. Jetzt waren die Havel und die Sümpfe fest gefroren, und auf dem Eise des Flusses schlug Heinrich sein Lager auf. „Hunger, Schwert und Kälte" sagt der Chronist Widukind bezwangen die Wendenfeste. Da nach den wiederholten blutigen Niederlagen Brennabor die letzte Zuflucht der Heveller war, fiel mit ihrer wichtigsten Burg das ganze Gebiet ihres Stammes in die Hände des deutschen Siegers (928).

Danach zog der Finkler gegen die Daleminzier, an die heut nur noch der Name des Städtchens Lommatzsch bei Meißen und des Lommatzscher Wassers (Ketzerbach) erinnert. Als junger Herzogssohn hatte er hier seine ersten Lorbeeren erfochten. Seine starke Persönlichkeit: die Siegfriedsgestalt, der kühne Adlerblick, sein Mut, seine Klugheit und Stärke hatten einen unverlöschlichen Eindruck auf die Überwundenen hervorgebracht. So ging jetzt ein solcher Schrecken seinem Namen voraus, daß die Daleminzier überhaupt nicht mehr wagten, ihm im offenen Kampfe entgegenzutreten. Wie ein vernichtender Blitzstrahl traf Heinrich dies Volk, das sich den tödlichen Haß der Sachsen durch ganz besondere Tücke bei Vertragsbrüchen und Überfällen zugezogen hatte, besonders aber dadurch, daß sie es ja gewesen waren, die im Jahre 906 die Magyarenhorden zum Einfall in Sachsen „gedungen" hatten, wie Widukind von Corvei sagt.

Alles was die Daleminzier ihrem so überlegenen Feinde gegenüber tun zu können glaubten, war, sich in die Hauptfeste ihres Stammes,

Gana (Jahna bei Riesa) einzuschließen und sich hier so lange wie möglich gegen den übermächtigen Bedränger zu behaupten.

Aber Jahna wurde heftig berannt: am 20. Tage wurde es von den Sachsen mit Sturm genommen. Alles was mannbar war, ließen die erbitterten Sieger über die Klinge springen — Kinder und Frauen der „Slawen" wurden als „Sklaven" verkauft. Wie früh und wie oft muß diese Gleichsetzung der beiden Begriffe geschehen sein! Hier bedeutete sie das Ende eines Volkes — die Daleminzier waren zermalmt.

Und nun traf Heinrichs Schwert die Tschechen. Es ist als ob er auch hier wieder bewußt den Spuren Karls des Großen gefolgt wäre. Etwa seit einem Menschenalter herrschte in Böhmen das Haus der Premysliden. Mit ihrer Erhebung zur Herzogswürde hatte auch das Christentum durch die „Slawenapostel" Kyrillos und Methodios dort Eingang gefunden. Von dem volkreichen und unter einem Gebot stehenden Böhmen ließ sich ein zäherer Widerstand erwarten, als von den Hevellern oder gar den Daleminziern. Deshalb hatte König Heinrich auch den Baiernherzog Arnulf zur Heeresfolge entboten. Während die Sachsen von Norden her durch den unwegsamen Bergwald „Mirikwidi" (Erzgebirge) nach Böhmen mühsam vorrückten, zog der Baier von Westen auf einem Heerwege heran, der den Böhmerwald nördlich umging — über das heutige Tirschenreut und Waldsassen — und auf dem in der Folgezeit noch so manche deutsche Streitmacht nach Böhmen ziehen sollte. Bis in Schillers Wallenstein klingt der Name Tirschenreut hinein.

Nach ihrer Vereinigung an der Eger drangen die Deutschen bis in die Mitte des Landes vor und lagerten vor Prag, das schon damals (928) als Hauptfeste des Landes erscheint. Da übergab der junge Böhmenherzog Wenzel, der durch seine Gemahlin Ludmilla bereits dem Christentume gewonnen war, sich und sein Land dem deutschen Könige. Als Lehen erhielt er es aus Heinrichs Hand zurück. Von nun an mußte er jenen Tribut entrichten, der, wie es hieß, seinerzeit von König Pipin dem Kurzen festgesetzt worden sei, und wohl schon damals aus 500 Mark Silber und 120 Stück Rindern bestand.

Seit diesem für alle Folgezeit geradezu grundlegenden Ereignis forderten die deutschen Könige und Kaiser immer wieder von den Böhmenfürsten Lehnspflicht und Gehorsam, bis in viel späterer Zeit das Land an deutsche Fürsten (Habsburger, Luxemburger) kam.

Während Heinrich an der Spitze seiner Streiter die Heveller, Daleminzier und nun auch die Tschechen besiegte und unterwarf, hatten seine Heerführer mit Glück die nördlichen Wendenstämme bekämpft. Zuerst die Redarier, die Hüter des großen Slawenheiligtums zu Rethra (im

heutigen Mecklenburg-Strelitz), dann die Obotriten und Wilzen: binnen unglaublich kurzer Zeit war fast das ganze Land bis zur Oder hin der Herrschaft der Sachsen unterworfen. Aber das vergossene Blut schrie nach Rache; besonders wütend war die Empörung der Redarier. Unbemerkt von den sächsischen Grafen in den Marken scharten sie sich plötzlich zusammen, brachten im schnellen Anmarsch die Elbe hinter sich und überrumpelten das ziemlich volkreiche Walsleben (zwischen Arneburg und Werben). Wohl war die Stadt gut befestigt, sie wurde aber so überraschend berannt, daß sie sich gegen die allzu große Überzahl der Feinde nicht verteidigen konnte. So fiel Walsleben in die Hände der Redarier, die ihren Rachegrimm an dieser Sachsenstadt gründlich sättigten. Alle Bewohner wurden niedergemetzelt, nicht einer entging dem entsetzlichen Blutbad! Dieser so schaurig geglückte Überfall wirkte auf die eben unterjochten Slawenstämme wie ein Feuerzeichen. Einhellig erhoben 'sie sich, um das verhaßte Sachsenjoch wieder abzuwerfen.

Aber mit gewohnter Entschlossenheit und Schnelligkeit rüstete Heinrich zur besten Abwehr: dem Gegenstoß.

Die Schlacht bei Lenzen. (4. September 929.)

Unverzüglich befahl der König, „um die Frechheit der Empörer zu dämpfen", wie der Chronist Widukind sich ausdrückt, dem Markgrafen Bernhard als dem Zwingherren der Redarier, sowie dem Grafen Thietmar, den Krieg sofort mit der Belagerung von Lunkini (Lenzen in der Priegnitz) zu beginnen. In aller Eile sammelte Thietmar den sächsischen Heerbann, um zu Bernhards Markmannen zu stoßen. Man rückte über die Elbe und berannte die Wilzenfeste. Am 5. Tage der Belagerung meldeten Kundschafter, daß ein großes Heer der Wenden heranrücke, daß es schon ganz in der Nähe sei und beabsichtige, in der nächsten Nacht einen Angriff auf das sächsische Lager zu machen. Da mehrere angekommene Späher diese Meldung bestätigten, schenkte das Kriegsvolk den so übereinstimmenden Botschaften Glauben und versammelte sich in großer Erregung um das Zelt des Feldherrn. Auf Thietmars Rat befahl nun Bernhard, daß seine Krieger die ganze Nacht unter Waffen bleiben sollten, damit der Feind keine Gelegenheit fände, das Lager zu überrumpeln. Diese Nacht war besonders finster, der Himmel hing voll schwerer Wolken, dann goß der Regen in Strömen. Das verleidete den Wenden den geplanten Überfall.

Als aber der Morgen des 4. September 929 heraufdämmerte, ging Markgraf Bernhard seinerseits zum Angriff über, ohne auch nur einen Augenblick nach der Zahl der Feinde zu fragen. Nach den nächtlichen Regengüssen erstrahlte der Himmel in heller Bläue. Da gab Bernhard das Zeichen zum Angriff, und mit wehenden Fahnen rückten die Sachsen aus dem Lager, dem Feinde entgegen. Aber die Wenden hatten eine gewaltige Übermacht, unzählig erschienen den Deutschen die Scharen der Slawen, so brach sich die Wucht des ersten Anpralls an dem Schwergewicht der ungeheuren Masse. Es war jedoch den Feldherrn nicht entgangen, daß die Wenden in der entscheidenden Waffe — das war damals bereits die Reiterei — nicht stärker waren als er und daß das feindliche Fußvolk nicht viel ausrichten konnte, da es, allzu dicht gedrängt, auf dem schlüpferigen, vom Septemberregen gänzlich durchweichten Boden nur schwerfällig und langsam vorrücken konnte. Deutlich konnte man sehen, wie dieser ungeheure Schlachthaufen von Reitern in seinem Rücken mit Hieben vorwärts getrieben werden mußte. Ein vielverheißendes Bild für deutsche Krieger!

Diese Masse glich einer unzähligen Hammelherde auch noch dadurch, daß die Mehrzahl des wendischen Fußvolkes mit Schafpelzen bekleidet war, aus denen das in der Nacht eingesogene Wasser in so dichten Nebelschwaden verdunstete, daß leichte Wolken den ungefügen Schlachthaufen einhüllten. Die Sachsen aber umleuchtete das klare Licht eines schönen Frühherbstmorgens. Bernhard hatte genug gesehen, sofort war sein Schlachtplan entworfen: von 3 Seiten ließ er den unförmigen Heerwurm der Slawen durch seine gewappneten Reitergeschwader anfallen.

Rechts und links von der Hauptmasse wurden so einige Haufen abgesprengt, umringt und zusammengehauen. Aber vergebens versuchten die Tapferen in die dichtgedrängte Mauer des wendischen Fußvolkes einzudringen, noch weniger konnte sie zum Weichen gebracht werden.

Da griff zur rechten Zeit Graf Thietmar mit den Seinen in den Kampf ein. Sofort ließ er 50 sächsische Ritter dem Feinde in die Flanke fallen. Diese wohlgeübte und schwer gepanzerte Schar prasselte wie ein Hagelwetter in die träge Masse der Wenden und brach sich blutige Bahn. Da lockerten sich die bis dahin festgeschlossenen Reihen und die ganze Menge des feindlichen Fußvolkes ergoß sich in wirrer Flucht über jenes Blachfeld, von dem Ernst Moritz Arndt im 19. Jahrhundert singen konnte:

„Im Dorfe Lanz bei Lenzen,
Dort auf der Priegnitz Plan,
Da ward ein Mann geboren,
Heißt Friedrich Ludwig Jahn" —

Von dem raffenden Speer und dem beißenden Schwert suchte nun die Hauptmasse der Feinde Rettung in Lenzen, aber geschickt hatte Thietmar ihnen diese Rückzugslinie verlegt. Da faßte die flüchtende, wirre Menge sinnlose Furcht und bleiches Entsetzen — wie eine Horde Besessener stürzten sie sich in den nahen Rudower See, wo alles ertrank, was dem Schwerte entronnen war.

Es war eine zerschmetternde Niederlage; von dem wendischen Fußvolk entkam keiner, von den Reitern nur wenige. An 100 000 Wenden sollen hier „auf der Priegnitz Plan" gefallen sein. Nur 800 Gefangene waren gemacht worden, alle, bis auf einen Häuptling der Heveller Tugumir, wurden am anderen Tage geköpft, wie ihnen angekündigt worden war.

Mit diesem einzigen Schlage war der ganze Wendenkrieg „durch den Fall aller Gegner", wie der Chronist sagt, beendet. Lenzen ergab sich am folgenden Tage. Die Bewohner streckten die Waffen und bedangen sich nur das Leben aus, das ihnen gelassen wurde. Ohne Waffen mußten sie den Ort verlassen. Ihr Hab und Gut, ihre Knechte, Weiber und Kinder wurden die Beute der Sieger.

Mit einer schnell zusammengerafften, verhältnismäßig geringen Streitkraft hatten Bernhard und Tietmar über ein schier unzähliges Heer der verhaßten Heiden gesiegt. Bei ihrer Rückkehr nach Sachsen wurde den Feldherren und ihren heldenmütigen Streitern ein jubelnder Empfang bereitet. Ruhm und Ehre wurden ihnen reichlich zu Teil; den besten Dank aber erhielten sie mit Recht von ihrem geliebten König, der sie aufs ehrenvollste empfing und sie mit Lob und reichen Gaben überhäufte.

Demnächst sind 1000 Jahre über dieser Heldentat vergangen, aber noch heute soll ihr Ruhm wie ein Heldenlied von altdeutscher Tapferkeit und germanischer Kriegstüchtigkeit den späten Enkeln erklingen!

König Heinrichs letzte Jahre.

Zwei Jahre nach dem glorreichen Siege bei Lenzen ließ Heinrich im Lande der unterjochten Daleminzier die Burg Meißen erbauen. „Einen Berg an der Elbe, der damals dicht mit Bäumen bestanden

war, ließ er mit Bauten versehen und gründete dort eine Stadt, die er nach einem nördlich von ihr fließenden Bach Misni nannte." So berichtet wörtlich der Chronist Tietmar über die Gründung von Meißen (931). Die Wichtigkeit dieser Neuanlage — in den folgenden Schilderungen wird noch sehr oft von ihr die Rede sein — bewies Heinrich dadurch, daß er von hier aus seinen nächsten Slawenkrieg begann. Vor Meißen ging er 932 mit seinem Heere über die Elbe und drang in das Land der Lusizer ein, deren Name hier zuerst auftaucht und den die Niederlausitz verewigt hat. In nördlicher Richtung vorrückend, gelangte er vor ihre Hauptfeste, die damals Liubusua hieß, das heutige Dorf Lebusa zwischen Dahme und Schlieben. Sie lag auf einer leichten Anhöhe und war für jene Zeiten und jene Gegenden auffallend groß: 10 000 Menschen — freilich in drangvoll-fürchterlicher Enge — soll sie gefaßt haben. Sie hatte eine starke und hohe Umwallung, aus der 12 Tore ins Freie führten. Dieser befestigten Stadt gegenüber lag nach Süden zu, nur durch eine Bodensenkung getrennt, eine viel kleinere, untere Burg. Zuerst berannten die Deutschen die große Festung, zwangen durch zähe Angriffe die Belagerten zu ihrer Räumung und dann zum Rückzug in die Vorburg. Endlich mußten die Lusizer auch diese übergeben: sie wurde sofort niedergebrannt. Die Frucht dieser Eroberung war die Unterwerfung des ganzen Lusizerlandes — der heutigen Niederlausitz. Es wurde dem König zinspflichtig.

Das war ein wichtiger Erfolg, aber für den unermüdlichen Slawenbändiger noch nicht genug. Wie Thietmar von Merseburg sagt, ließ „Herr Heinrich gegen die Wenden sein Schwert nicht in der Scheide", so ruhte er nicht, bis er auch die Wukraner, (die Uckrer) in der Uckermark und an der unteren Oder bekriegt hatte und sie seine Macht fühlen ließ.

Dies geschah ein Jahr nach dem entscheidenden Siege über die Magyaren auf dem Unstrutriede, wo der Finkler die nach neunjährigem Waffenstillstande wieder in Sachsen einbrechenden Söhne Arpads so glorreich aus dem Lande schlug!

So ist Heinrich der Begründer der deutschen Herrschaft im ostelbischen Lande geworden. Ohne daß er es wußte, war er der Wiedereroberer von Gebieten, die einst die Urheimat der Germanen gewesen waren. Hatte sein mächtiger Vater das Volk der Sorben — diesen einstigen Schrecken der Thüringer — vernichtet, so hatte er die Daleminzier zermalmt, und damit alles Land zwischen Mulde und

Elbe schon damals (d. h. seit 929) dem Deutschtum erschlossen; Meißen ist das Denkmal dieser Eroberung, die Landmarke dieser Erwerbung.

Im Jahre 936 starb der erste und unvergeßliche wirkliche „deutsche König". Er wurde in Quedlinburg in dem Kloster begraben, das er selbst gestiftet hatte. Noch heut ruhen dort in der Unterkirche (das alte Münster genannt) seine Gebeine, eine einfache Marmorplatte bezeichnet das Grab des gewaltigen Slawenbezwingers.

II. Buch.

Die Ottonen.

Otto, der große Sachsen-Kaiser.

Otto, dem nach Heinrichs Tode Würde und Bürde des Herzogtums und Königtums zufiel, war dessen ältester Sohn aus seiner Ehe mit der edlen Mathilde. Als Jüngling hatte er den Vater auf dessen berühmten Zuge nach Brennabor begleitet; der Siegesjubel von Lenzen verschönte seine Hochzeit mit der angelsächsischen Prinzessin Edith (Eadgyth). Groß aber nicht leicht war die Erbschaft, die er nun im Jahre 936 übernahm.

Kaum hatte die Kunde von dem Tode des gefürchteten Bändigers die slawischen Völker erreicht, als die Unterjochten sich erhoben, zumal die Streitbarsten unter ihnen, die nördlichen Wendenstämme und die Tschechen.

Der fromme Herzog Wenzel von Böhmen, der sein Land, wie wir gesehen, Sachsens Oberhoheit unterstellt hatte, war schon in Heinrichs letzten Lebenstagen, wegen seiner Treue gegen den deutschen König umgebracht worden. Der Mörder war sein eigner Bruder Boleslaw, ein trotziger Tscheche, dem die Freiheit seiner „Nation“ höher stand, als das Leben des eigenen Bruders. Natürlich riß er die Herzogswürde an sich und weigerte dem jungen König Otto Tribut und Gehorsam. Dabei rüstete er offen zur Verteidigung der auf solche Weise wieder errungenen „Unabhängigkeit“. Kaum war er mit seinen Rüstungen fertig, als er auch schon zum Angriff überging. Zunächst drang er in das Gebiet eines benachbarten slawischen Häuptlings ein, um ihn dafür zu züchtigen, daß auch er sich den Deutschen unterworfen hatte.

Dieser besandte nun in seiner Not den König, um Hilfe gegen den bösen Nachbarn zu erlangen. Otto schickte ihm ein Aufgebot von Thüringern unter einem eigenen Führer und ferner den Heerbann des Hassigaus a/Saale mit einer Schar „Merseburger“ unter der Führung des Sachsen Asich. Da aber beide Heerteile getrennt anrückten, überfiel Boleslaw zuerst die Thüringer und schlug sie nach einem kurzen Treffen in die Flucht. Asich mit den Seinen dagegen warf die Tschechen,

die sich ihnen entgegenstellten, einfach über den Haufen, auch viele von den schwergewappneten Slawenkriegern mußten ins Graß beißen. Leider wußte man im sächsischen Lager nichts von der unrühmlichen Flucht der Thüringer und war keines Angriffs gewärtig. Während die einen damit beschäftigt waren, den erschlagenen Feinden die Rüstung abzuziehen, andre Futter und Streu für die Pferde holten, noch andre sich wuschen und reinigten, überrumpelte Boleslaw das Lager und erschlug den Asich mit allen seinen Mannen. So erhielt der Thronräuber seine Selbständigkeit und volle Unabhängigkeit vom deutschen Kaiser für 10 weitere Jahre, — dann sollte ihn Ottos Strafe treffen, und die Abhängigkeit Böhmens vom Reiche wieder hergestellt werden. War auch dem „Brudermörder" die Abwehr der „deutschen Gefahr" vorläufig geglückt, die empörten Wendenstämme des Nordens wurden dafür um so schneller zu Boden geworfen. Gegen sie zog, dem großen Vorbilde des Vaters folgend, der junge König Otto in Person zu Felde. Früh zeigte er so, was Deutschland und Europa Großes von ihm zu erwarten hätten!

Es war Ottos erste kriegerische Unternehmung, er kam unmittelbar von seiner Krönung in Aachen. Da er sich als Feldherr noch nicht erfahren genug fühlte, übertrug er die eigentliche Leitung des Heeres einem jungen, aber tapferen und klugen sächsischen Edeling, Hermann, dem Sohne des Grafen Billung. Hier nun verdiente sich der später so berühmte Markgraf, der Schöpfer der Billunger Mark (Ostholstein und Mecklenburg), seine Sporen als Heerführer.

Mit echt königlichem Scharfblick hatte Otto den rechten Mann an die rechte Stelle gesetzt. Aber freilich, die Wahl des Jünglings erregte unter den sächsischen Großen Neid und Mißgunst. Vor allem fühlte sich Hermanns eigener älterer Bruder Wichmann, der durch Heirat ein Oheim des Königs geworden war, bitter gekränkt und verließ das Heer. Eckhard, ein anderer vornehmer Sachse, wollte lieber dem gewissen Tod durch die Hand der Wenden trotzen, als Hermanns Glück beständig vor Augen haben. Mit dem Überschreiten der Elbe hatte der Billunger den Oberbefehl übernommen, und man befand sich nunmehr in Feindes Land. Da versammelte der unbesonnene Eckhard gegen des Königs Verbot eine Schar tapferer Männer um sich und rückte über einen Sumpf hinaus, der die erste Wendenfeste, auf die man stieß, vom Lager der Sachsen trennte. Als deren Besatzung die günstige Gelegenheit erkannte, die ihr so geboten wurde, machte sie einen Ausfall, griff die Allzukecken an, und vor der Übermacht der Slawen fiel Eckhard und alle seine Begleiter, 18 an der Zahl, trotz tapferster Gegenwehr.

Aber Hermann Billungs Tüchtigkeit machte alle seine Neider zu schanden. Überall wo die Wenden stand zu halten wagten, griff er sie geschickt an und schlug sie jedesmal aufs Haupt. In kürzester Frist war dieser ganze Krieg beendet — noch im September seines Krönungsjahres (936) zahlten die Wenden dem juugen deutschen König wieder den fälligen Tribut und bekannten sich als Unterworfene.

Als Gebieter und Zwingherren der so wiedergewonnenen Lande ließ Otto den wackeren Hermann zurück und kehrte mit dem sieggekrönten Heere nach Sachsen heim.

Auch die Besetzung des Markgraftums im Gebiete der Lusizer durch Gero, den Grafen vom Unterharz, wurde die Veranlassung zu einem Bruderzwist. Diesmal im Hause Ottos selbst. Sein älterer Stiefbruder Thankmar (aus Heinrichs erster Ehe mit Hadeburg) erhob die Fahne der Empörung gegen den jüngeren Träger der Königskrone. Die hieraus entstehenden Wirren endeten mit Thankmars tragischem Tode am Altar der Peterskirche auf der altsächsischen Eresburg (Marsberg a/Diemel). Aber auch Ottos jüngerer Bruder Heinrich erregte im Reich Unruhen gegen den rechtmäßigen Erben der väterlichen Macht.

So glaubten die Wenden im Jahre 939, die Zeit ihrer Befreiung sei gekommen, da ihr Unterjocher gegen die eigenen Brüder im Kampfe lag. Sie überfielen eine Schar sächsischer Markmannen, die unter dem Befehl des Grafen Haiko stand, und vernichteten sie. Aber schon zog Otto in Person gegen sie heran, trieb alles zu Paaren, was sich ihm zum Kampfe stellte und nahm so diesem Aufstand jede Stoßkraft. Die Überwachung der verdächtigen Bewegung in der Wendei überließ er dann dem Markgrafen Gero.

Die bisherigen Slawenkriege im Ostlande jenseits der Elbe hatten zwar zur Unterwerfung der Wenden geführt, aber nicht zur dauernden Befriedung der eroberten Gebiete. Nur ein systematisch fortgesetzter Kampf, der dem Widerstande des Feindes das Rückgrat brach, nur die Durchsetzung der Bevölkerung mit ins Land gelegten deutschen Burgmannen konnte zum Ziele führen. Denn an die Eindeutschung der weiten Lande zwischen Elbe und Oder durch das später so unfehlbar wirkende Mittel ununterbrochener Neusiedlungen, konnte man zur Zeit Ottos des Großen noch nicht denken. Dazu hätte eine überströmende Volkszahl im Reiche gehört und die stand gegen die Mitte des 10. Jahrhunderts noch nicht zur Verfügung. Damals genügten noch Neurodungen in den tiefen Waldungen, sowie das von den Liudolfingern Oddo und Heinrich erschlossene Gebiet zwischen Saale und Elbe, um den Bevölkerungsüberschuß aufzunehmen.

Alle Mittel aber, die dem Zeitalter Ottos zur Verfügung standen, um zu dem gewünschten Ziele einer gesicherten deutschen Herrschaft in Ostelbingen zu kommen, wußte von allen damals Lebenden keiner besser zu handhaben als Markgraf Gero.

Gero, der große Markgraf.

Gero, der Graf vom Unterharz, verdankte die Übertragung der ausgedehnten Ostmark, die von den Hängen des Lausitzer Gebirges bis zum Havellande reichte, nicht hoher Geburt, sondern seiner hervorragenden Persönlichkeit. Er war der gewaltigste Kriegsmann seiner Zeit, hart und wenn nötig, sogar grausam. Er glänzte mehr durch Taten als durch Worte, aber als begabter Staatsmann fehlte es ihm zur rechten Zeit auch nicht an klarer, überzeugender Beredsamkeit. Sein Rat wog so schwer wie seine Tat, besonders bei seinem König, der sich in allen entscheidenden Fragen auf seine Seite stellte, und seinem großen Markgrafen Treue mit Treue vergalt. Auch hatte Gero eine für jene Zeiten fast unerläßliche Eigenschaft: er war freigebig, die Verdienste seiner Tapferen belohnte er durch reiche Gaben. Er war ein strenger Gebieter, aber auch fromm und gottesfürchtig: nie hat sich die Kirche über ihn zu beklagen gehabt. Mußte er doch auch mit ihrer Arbeit und Mithilfe rechnen bei der gewaltigen Aufgabe, die ihm zugefallen war, und die er mit aller ihm zu Gebote stehenden Tatkraft und Ausdauer zum Ziele zu führen strebte.

Aber noch war er von den Feinden nicht in seiner ganzen Größe erkannt — dazu fehlte ihnen jeder Maßstab — noch war er nicht der Schrecken der Wenden. Deshalb glaubten die Unterworfenen, die unter dem harten Joch des Sachsen knirschten, noch an die Möglichkeit, es abzuschütteln. Im Süden von Geros Markgebieten waren es die Milziener in der heutigen Oberlausitz, in der Mitte die Lusizer der Niederlausitz, im Norden die Heveller, die Redarier und die Ucrer. Zuerst schlugen die Heveller los, und durch einen kecken Handstreich gelang es ihnen, sich der wichtigen Brandenburg zu bemächtigen. Bei Gelegenheit von Geros Kampf gegen diese Wendenstämme taucht zum ersten Male statt der Bezeichnung Wilzen der neue Sammelname Liutizen auf, der offenbar einen Völkerbund bezeichnet, nicht einen einzelnen Stamm. Wie die Germanenstämme sich trotz aller Zwietracht schließlich zu den Völkerbünden der Franken, Alamannen u. a. zu-

sammentaten weil sie durch harte Not die Erfahrung gemacht hatten, daß sie nur so auf die Niederringung des gemeinsamen Gegners, des römischen Reiches, rechnen konnten, so schlossen sich auch unter dem Drucke der übermächtigen deutschen Herrschaft diese nördlichen Slawenstämme zu einem Bunde zusammen, der in Abwehr und Angriff eine bemerkenswerte Stoßkraft entfaltete und den Namen Liutizen fast zwei Jahrhunderte hindurch zum Schrecken der deutschen Bewohner in den Markgegenden an der Elbe machte: besonders in der Altmark.

Schnelle Bereitschaft war Geros Ziel vom Anfang seiner Verwaltung an gewesen, so gelang es ihm denn, diesen allgemeinen Wendenaufstand niederzuschlagen, zumal Hermann Billung in seiner Mark zur selben Zeit mit Unterstützung seines kaiserlichen Herren die Empörung dämpfte. Nur Brandenburg blieb vorläufig in den Händen der Heveller.

Der kurze Friede, der nun folgte, war eigentlich nur eine trügerische Waffenruhe, die bei der Tücke der Slawen fast gefahrvoller erschien als offener Kampf. Die Beseitigung des unbesieglichen Markgrafen wurde geplant: die Wenden machten einen Anschlag gegen Geros Leben. Er sollte durch kriechende Unterwürfigkeit in Sicherheit gewiegt und alsdann ermordet werden! Aber der kluge Markgraf kannte seine Leute, er vereitelte rechtzeitig ihren Plan und setzte der slawischen Tücke harte List entgegen.

Er lud 30 Häuptlinge der Wenden zum Festmahle ein, dem sagenhaft gewordenen „Gastmahl des Gero". Weder mit Speise noch Trank kargte der Gastgeber — zumal die Becher wurden nicht leer, immer wieder wurden sie mit gutem Wein gefüllt. Die germanische Trinksitte zwang die Slawen Bescheid zu tun, bis sie von Gero und seinen Recken unter den Tisch getrunken waren. Als sie in bewußtlosem Rausch am Boden lagen, wurden sie auf einen Wink des Markgrafen allesamt erschlagen. Noch lange wußten fahrende Sänger und fromme Chronisten davon zu sagen, wie Gero den Wenden das Mahl segnete!

Die harte Gewalttat wurde das Zeichen zu einer abermaligen Empörung der betroffenen Slawenstämme. Der wilde Haß gegen die Deutschen und den grausamen Zwingherrn Gero flammte in voller Macht auf, und schwer machten die ergrimmten Feinde auch diesmal dem Markgrafen zu schaffen. Die wirtschaftliche Not, in die sie selber durch den Kriegszustand gerieten, focht die Wenden wenig an, der Chronist Widukind sagt darüber: „es ist nämlich dieser Menschenstamm abgehärtet und scheut keine Anstrengung; an die dürftigste Nahrung gewöhnt, halten die Slawen für Genuß, was den unseren als große

Beschwerde erscheint" — muß man bei dieser Schilderung aus dem 10. Jahrhundert nicht an die „Sachsengänger" des 20. denken?

Aber an einem großen Schlage hinderte die Wenden jene Slawenart, daß jeder immer nur tun wollte, was ihm beliebte, und gar zu leicht den persönlichen Vorteil höher anschlug als das Wohl des Ganzen. Es war ein Volk ohne rechten Gemeinsinn, ohne Zucht und Ordnung — unwillkürlich fallen einem bei dieser Charakteristik die Zustände der späteren „Republik" Polen ein, mit ihrer zügellosen Slachta und ihrer beispiellosen Verlotterung!

Sogar Verräter fanden sich vielfach unter den Wenden. Der Hevellerhäuptling Tugumir war, wie wir gesehen haben, bei Lenzen als einziger Gefangener begnadigt worden. Dies muß einen unverlöschlichen Eindruck auf sein Gemüt gemacht haben. Nachdem er einige Zeit als Geisel in Sachsen gelebt hatte, trat er mit dem Anerbieten hervor, für Geld und gewisse Zusagen Brandenburg wieder in die Hände Geros zu liefern. Der Markgraf willigte ein. Tugumir begab sich nun zu seinen Landsleuten an der Havel mit der Lüge: er sei den Deutschen entwichen. Freudig nahmen ihn die Heveller in Brandenburg auf, da sie ihn wegen seines langjährigen Aufenthaltes im Sachsenlande für den geeigneten Führer im Kampfe gegen die kriegerisch so unheimlich überlegenen Deutschen hielten, und übertrugen ihm ohne Argwohn die fürstliche Gewalt in Stadt und Land.

Nachdem Tugumir seinen Neffen, der außer ihm noch allein von der vornehmsten Familie der Heveller übrig war, eingekerkert und umgebracht hatte, übergab er seiner Zusage gemäß Brandenburg nebst dem dazugehörigen Gebiet in die Hände Geros.

Als dieser wichtige Stützpunkt wieder in seiner Gewalt war, drang der große Markgraf von hier aus nach der Oder vor und machte alles slawische Volk diesseits des Stromes wieder zinspflichtig.

Deutsche Ordnung im Wendenlande.

Alle diese Kämpfe und Wirren hatten zum Übermaß gezeigt, daß nur durch tiefgreifende Neuordnungen die Herrschaft der Sachsen im unterworfenen Wendenlande gesichert werden konnte. Streng wurde zunächst auf pünktliche Entrichtung des fälligen Tributs gehalten, er wurde teils in Geld, teils in Lebensmitteln erlegt. Als zinspflichtige Gegenstände werden erwähnt: Getreide, Flachs, Honig, Meth, Bier, Schweine, Gänse und Hühner. Außerdem mußten die Unterjochten

dem Könige und seinen Lehnsträgern mannigfache Frondienste leisten. Aber sie hatten schließlich nur einen Herrn mit dem andern vertauscht, denn einen Stand freier Bauern gab es bei den damaligen Wenden ebenso wenig wie später bei den Polen.

Auf den Ländereien, die dem Kaiser in den Slawen-Marken als herrenloses Gut zufielen, siedelte er nunmehr planmäßig Lehnsmannen und Dienstleute an, die wie die Belehnten in Altdeutschland stets zum Kriege bereit und gerüstet sein mußten. Auf Befehl des Lehnsherrn mußten sie sogar ihr Gut verlassen und in die ihnen angewiesene Burg ziehen, um diese verteidigen zu helfen. Sie bildeten gleich den Markmannen der Karolinger das stehende Heer in diesen Grenzmarken.

Ein sehr wichtiges Glied in diesem Verteidigungssystem bildeten die Burgen. Die eroberten Wendenfesten wurden nun als Zwingburgen ausgebaut, vergrößert und verstärkt. Neue wurden vielleicht wenig angelegt, wohl aber stammte ein Teil dieser festen Plätze bereits aus der germanischen Urzeit, so z. B. Brandenburg und das von Gero ausgebaute Niemitzsch (bei Guben).

Nach diesen Burgen wurde nun das ganze Markland Geros in „Burgwarde“ eingeteilt. Der Ausdruck bedeutet: die Burg mit dem dazu gehörigen Gebiet. Jeder dieser Burgwarde stand unter einem Burggrafen. Alle diese Burggrafen gehorsamten aber ihrerseits wieder dem Markgrafen, der, solange der Kaiser nicht eingriff, hier unbeschränkte Befehlsgewalt hatte, wie sie die stete Kriegsbereitschaft in diesen Gegenden erforderlich machte. Mit herrschgewohnter Hand übte Gero diese Machtbefugnis in den ihm anvertrauten Marken, wie der Billunger in dem ihm unterstellten nördlichen Wendenlande.

Den Kaiser selbst aber beschäftigte sehr die kirchliche Ordnung in den Slawenmarken. Waren die Wenden aus Heiden erst einmal Christen geworden, so würde, hoffte er, ihre Unbotmäßigkeit von selbst aufhören. Deshalb hegte er umfassende und weitausschauende Pläne für ihre Bekehrung und die Begründung von Bistümern jenseits der Elbe. Dem Schwerte sollte das Kreuz in diese Gebiete folgen; solange der heidnische Götzendienst mit seinen schrecklichen Menschenopfern fortdauerte, war an Ruhe und Frieden in den Wendenmarken nicht zu denken — das hatte Otto nunmehr klar erkannt. Deshalb begründete er im Jahre 946 das Bistum Havelberg und schon 3 Jahre später das Brandenburger. Das heidnische Tempelgut der betreffenden Sprengel wurde Kirchengut. So konnten hie und da jenseits der Elbe Gotteshäuser und kleinere christliche Gemeinden entstehen, deren wendische Mitglieder aber weniger der lebendige Glaube als die Furcht zur Taufe gebracht hatte.

Graf Wichmanns Verrat und seine Folgen.

Hermann Billungs älterer Bruder, den die „Bevorzugung“ des jüngeren so schwer gekränkt hatte, war verbittert gestorben und hatte seinen Haß auf 2 Söhne vererbt, namens Wichmann und Eckbert. Eines Tages entwichen sie mit einer kleinen Schar ihrer Getreuen über die Elbe, da sie behaupteten, ihr Oheim sei der Räuber ihres väterlichen Erbes. Wichmann, den der Kaiser wegen Aufruhrs in Haft gehalten hatte, warf auch diesem ungerechte Behandlung vor. Er besonders war eine wilde, abenteuerliche und gewalttätige Natur: Rachedurst erfüllte sein heißes, unstätes Herz. Die beiden sächsischen Verräter stellten sich den gleichfalls nach Rache dürstenden wendischen Häuptlingen, den Brüdern Stoinef und Nako zur Verfügung!

Von den so zur Rache Verschworenen wurde nun ein großer Aufstand erregt, und noch vor Ostern 954 mußte Hermann Billung gegen seine ruchlosen Neffen zu Felde ziehen, die ihren deutschen Adel als Anführer der Wenden schändeten. Leider bewährten sie die ererbte kriegerische Tüchtigkeit nur allzugut gegen ihre eigenen Landsleute und ihren Oheim. Markgraf Hermann zog vor die von seinen Neffen geschickt verteidigte Wendenfeste, deren Name als „Suithleiscranne“ offenbar ungenau überliefert ist. Aber es gelang ihm nicht, das Verräternest auszuheben, und unverrichteter Dinge mußte er wieder abziehen.

Als Antwort auf diesen Vorstoß ins Wendenland brachen gleich nach Ostern die Slawen in Sachsen ein. Sie hatten zumal vor Wichmanns Feldherrngeschick mit Recht große Achtung bekommen, jetzt stellten sie sich unbedingt unter seine überlegene Führung. Der Billunger konnte gegen das zahlreiche und wieder sehr gut geführte Heer der Feinde mit seiner vergleichsweise geringen Schar von Markmannen das Feld nicht halten. So riet er der Burg der „Cocarescemier“ (Cokershem, Kochersheim), die wahrscheinlich in der Nähe der Elbe lag, mit den Wenden unter Wichmanns Oberbefehl zu unterhandeln. Die tapfere Besatzung war mit diesem Vorschlag durchaus nicht einverstanden, aber eine große Menge Volks aus der Umgebung hatte sich in die feste Stadt geflüchtet, und diese eingeschüchterte Bevölkerung drängte zum Abschluß. So ergab sich Kochersheim unter der Bedingung, daß die freien Männer mit ihren Frauen und Kindern ohne Waffen über die Mauern steigen und abziehen dürften, die Hörigen aber, sowie alles Hab und Gut der Einwohner als Beute für die Wenden zurückbleiben sollte. Als diese nun in die Burg einzogen, wollte ein Slawe in dem Weibe eines Freigelassenen seine frühere Leibeigene erkennen

und sie ihrem Manne entreißen, der aber versetzte ihm einen Faustschlag ins freche Gesicht. Da schrien die Wenden: „Der Vertrag ist von den Sachsen gebrochen", zückten die Schwerter und stießen nieder, was ihnen in den Weg kam. Alle erwachsenen Männer, Burgmannen wie Einwohner, wurden erschlagen, Frauen und Kinder aber in die Knechtschaft geschleppt.

Das in so schrecklicher und heimtückischer Weise vergossene deutsche Blut schien zum Himmel nach Rache zu schreien, aber gerade damals umlohte den Kaiser ein Aufruhr, der noch schlimmer als der Thankmars und Heinrichs an seinem Herzen fraß, war diese Empörung doch von seinem eigenen Sohn Liudolf entfacht worden, den ihm die nun tote, aber ewig unvergeßliche Edith geschenkt hatte. Vor Regensburg, dem „Bollwerk des Bayerlands", lag Otto und mit ihm sein großer Markgraf, denn Liudolf mit seinen Anhängern hatte sich in diese Stadt geworfen.

Auf die Nachricht von der Meintat zu Kochersheim eilte Gero sofort nach Norden, nach den seiner Hut anvertrauten Grenzmarken. Schnell war seine wohlorganisierte Streitmacht zur Hand, ein fränkisches Aufgebot stieß zu ihm, so fiel er im raschen Zuge die Ucrer an, besiegte sie in einem von den Zeitgenossen besonders gepriesenen Feldzuge und brachte reiche Beute in das frohlockende Sachsen zurück, das die Hinmordung so vieler Landsleute nun einigermaßen gerächt sah. Dieser Kriegszug war für das deutsche Volk auch dadurch erfreulich, daß hier zum ersten Male wieder der Frankenherzog Konrad mit den Seinen für den Kaiser und die deutsche Ehre focht. Er war Ottos Schwiegersohn, da er Liudolfs Schwester Liudgerda geheiratet hatte, und war tief in die Verschwörung seines Schwagers verstrickt gewesen.

Bei seinem Heerbann befand sich ein Ritter, dessen Erlebnisse an die Pipins des Kleinen erinnern. Es war Konrad, der Graf des Niederlahngaues (die Gegend von Limburg und Nassau), der wegen seiner kleinen Gestalt den Spitznamen Kurzibold erhalten hatte. Aber wie Pipin war er einer der stärksten und tapfersten Männer seiner Zeit. Vor der entscheidenden Schlacht in diesem ruhmreichen Feldzug nun sah ein riesiger Wende den kleinen Grafen vor seinem Aufgebot halten. Da forderte er ihn mit höhnischen Worten und Gebärden — wie einst Goliath den David — zum Kampf heraus. Kurzibold, der wußte, daß man auch in den deutschen Reihen gern über ihn lachte, ergriff diese Gelegenheit, die Spötter zum Schweigen zu bringen. Sofort sprang er vom Roß und ging dem liutizischen Riesen kühn entgegen. Gespannt schauten beide Heere dem Zweikampf zu. Schon nach

kurzer Zeit erlag der wendische Kämpe den Streichen des verspotteten Kurzibold. Jubel auf der einen, Bestürzung auf der andern Seite waren das Vorspiel zu dem nun folgenden Siege der deutschen Waffen.

Otto als Kriegsheld.

Aber diese, wenn auch schwere Züchtigung eines der schuldigen Wendenstämme konnte den entsetzlichen Frevel von Kochersheim nicht rächen. Dazu bedurfte es eines allgemeinen, großzügigen Krieges gegen alle Slawen, die daran teilgenommen hatten. Doch ehe Otto der Große diesen Plan ausführen konnte, mußte er sich nach dem Süden des Reiches wenden, um den damals gefährlichsten Feind des Deutschtums und Christentums — die Magyaren — endgültig unschädlich zu machen: so voll von Kriegsgewittern hing die Zeit!

Vor den Toren von Augsburg, auf dem Lechfelde, zertrümmerte er die Macht dieses unbändigen, noch ganz asiatischen Reitervolkes für immer; nie wieder wagten sie es nach dieser zerschmetternden Niederlage, sich deutschen Gauen zu nahen. Das ganze Abendland, die gesamte christliche Welt jubelte dem Sieger zu als dem Befreier des gesitteten Europas von der Zerstörungswut dieser unerhört barbarischen Horden!

Mit Jubel empfing vor allem die sächsische Heimat den angestammten Herrscher, und hier war es wieder die von ihm gegründete Hauptstadt Magdeburg, die ihm den herzlichsten Empfang bereitete. Zwar wird Magdeburg (Magathaburg) schon 805 als Handelsort an der Elbe genannt, aber erst Otto der Große machte es zum Königssitze. Als Morgengabe hatte er es seiner geliebten Edith geschenkt und hier zugleich das Kloster zu Ehren des heiligen Mauritius gegründet, die Stätte, wo heut der herrliche Dom steht.

In Magdeburg hatte man mittlerweile sehr in Besorgnis geschwebt, nicht nur wegen des Ausganges der großen Magyarenschlacht, sondern auch wegen der so viel näheren Heidengefahr jenseits der Elbe. Da Gero mit dem Kaiser nach Süden gezogen war, und wahrscheinlich wieder sein gut Teil zu dem glorreichen Siege auf dem Lechfelde beigetragen hatte, konnten sich die Wenden unter Führung der schändlichen Überläufer Wichmann und Eckbert gegen Dietrich, den Stellvertreter des großen Markgrafen erheben und ihm eine peinliche Schlappe beibringen.

Kaum in Magdeburg angekommen, rüstete Otto der Große zu dem Vergeltungskriege gegen die Wenden. Aber noch ehe das Herr auszog, wurde

in der Hauptstadt eine Gerichtsversammlung abgehalten, in der über Wichmann und Eckbert die Reichsacht verhängt wurde — ihre verführten sächsischen Gefährten dagegen sollten, so lautete der Spruch, Verzeihung erhalten, wenn sie reuig zurückkehrten. Kaum hatte man diesen Beschluß einhellig gefaßt, als Abgesandte der Wenden vor der Versammlung erschienen. Sie sprachen versöhnliche Worte, um den Sturm, den sie nun gegen sich entfesselt sahen, womöglich noch einmal von ihren schuldigen Häuptern abzuwenden.

Es waren heuchlerische Friedensworte; ihr Volk, sagten sie, wolle den herkömmlichen Tribut weiter zahlen, doch verlange es im eignen Lande frei und unabhängig zu leben; würde ihnen dies zugestanden, so könne man auf ihre Treue und Freundschaft rechnen, wenn nicht, würden sie ihre Freiheit mit den Waffen zu verteidigen wissen.

Auf diese gänzlich unangebrachten Drohworte erwiderte der Kaiser im Vollbewußtsein seiner Macht und seines Rechtes: „Frieden sollt ihr haben, doch erst wenn alles gesühnt ist, was ihr in Kochersheim gefrevelt habt."

Das war eine ungnädige Verabschiedung — die wendischen Abgesandten wußten genug! Vor Magdeburg ging das Heer über die Elbe. In Ottos Gefolge befand sich außer dem unentbehrlichen Gero auch Liudolf als reuiger und wieder in Gnaden aufgenommener Sohn. Seinen langjährigen Waffengenossen jedoch, des Kaisers Eidam Konrad von Franken, vermißte Otto schmerzlich: als Held war er auf dem Lechfelde gefallen, er hatte dort die Entscheidung gebracht, den Sieg aber mit dem Leben bezahlt.

Sengend und brennend, ringsum in der Wendei Furcht und Schrecken verbreitend, drang das kaiserliche Heer nach Nordosten vor. Überall wich der Feind scheu zurück. Endlich erreichte man den Fluß Raxa (die Recknitz) an der heutigen Grenze von Mecklenburg und Vorpommern. Hier im nördlichen Liutizenlande war der Herd des Aufstandes. Die Gegend war damals sehr sumpfig und unzugänglich. Als Otto der Große inmitten der Seinen an der Recknitz lagerte, sah er, daß man den Fluß wegen seiner morastigen Ufer nicht überschreiten konnte. Die Lage des deutschen Heeres wurde dadurch bedenklich, weil es im Rücken bereits von slawischen Scharen beunruhigt wurde, die den einzig gangbaren Weg durch Verhaue gesperrt hatten, während auf dem östlichen Ufer der Mitverschworene Wichmanns stand: Stoinef mit dem wendischen Hauptheere. Bald suchten auch Hunger und Krankheiten das kaiserliche Lager heim.

Aus dieser Not sollte der nie um Rat verlegene Gero helfen. Otto beauftragte ihn, mit Stoinef zu unterhandeln.

So traf Gero mit dem wendischen Häuptling zusammen, der jenseits des Flusses, dem Markgrafen gegenüber hielt. Gero grüßte zuerst, und der Slawe erwiderte den Gruß. Dann sprach der Markgraf stolze und warnende Worte hinüber: „Ist es Dir nicht genug, daß Du gegen uns Markgrafen den Krieg anzufangen wagtest, woher kommt Dir die Kühnheit, dich mit dem deutschen Könige selbst messen zu wollen? Hast Du denn wirklich genug Männer und Waffen zu einem so dreisten Unterfangen? Doch wohlan, wenn Du Mut genug hast, laß uns hinüber kommen, oder komm selbst herüber zu uns, daß wir auf beiden Teilen genehmer Walstatt kämpfen können: dann wird sich erweisen, wer die besten Männer sind."

Bei dieser Rede knirschte Stoinef mit den Zähnen — nach barbarischer Sitte, wie der Chronist sagt — dann schmähte er Gero, den Kaiser und das deutsche Herr und gab höhnend zu erkennen, wie genau er die gefährliche Lage der Sachsen kannte! Da wallte auch Gero in mächtigen Zorne auf, und drohend rief er dem Slawen über den Fluß hinüber die Worte zu: „Wohlan, morgen soll es sich zeigen, was Du und dein Volk wert sind, morgen werdet ihr deutsche Hiebe spüren!" Dann ritt der Markgraf zum Lager zurück und meldete Otto den Verlauf der Unterredung. Der königliche Waffengenosse versprach seinem großen Markgrafen alles tun zu wollen, um seine Worte wahr zu machen.

Deshalb ließ er noch in der Nacht ein Scheingefecht eröffnen: die Deutschen mußten Pfeile und Wurfspieße über die Recknitz schießen und sich so stellen, als wollten sie dicht beim Lager den Übergang über den Fluß erzwingen. Die Kriegslist gelang. Hinter dem gegenüberliegenden Sumpfufer schoben sich dichte Scharen von Wenden zusammen, um ja keinen der verhaßten Feinde über den Fluß zu lassen. Während dessen hatte der umsichtige Gero bereits an einer unbewachten Stelle flußabwärts schnell 3 Brücken schlagen lassen, um vor allem den schweren Rittergeschwadern den Übergang über die morastige Recknitz zu ermöglichen. In der Morgendämmerung aber wurden sie von den Slawen bemerkt, und schnell wandten sich nun die Haufen am jenseitigen Ufer der Richtung zu, wohin die Eisenreiter zogen. Doch diese ritten viel schneller zu den Brücken als die Wenden laufen konnten, zumal deren Weg am sumpfigen Ufer entlang sehr beschwerlich war. So sprengten die deutschen Ritter in schimmernder Wehr ans andere Ufer hinüber. Die Slawen kamen zu spät an, um sie am Übergang zu hindern. Und damit war der Tag eigentlich schon entschieden, denn dem überwältigenden Anprall der sächsischen Eisenreiter

konnten die ermüdeten und ungeordneten Wendenhaufen nicht widerstehen. Sie wandten sich zur Flucht, aber auch so wurde nicht vielen Rettung, da die Verfolger alles niedermachten, was sie erreichten.

Stoinef hielt in der Nähe des Kampfplatzes auf einem Hügel, von dem er den Ausgang der Schlacht genau beobachten konnte. Sobald er sah, wie die Seinen flohen und in die nächsten Wälder stürzten, wandte auch er sein Roß und jagte davon. Mit 2 Begleitern verbarg er sich im Dunkel eines dieser Wälder. Hier traf ihn der auf der Verfolgung begriffene Ritter Hosed. Der tapfere Sachse stellte alle drei Slawen zum Kampfe, und bald erlag Stoinef unter den wuchtigen Streichen Hoseds. Auch der eine Begleiter wurde überwältigt und gefangen genommen, der andere entfloh. Hosed hieb dem erschlagenen Stoinef den Kopf ab, zog ihm die kostbare Rüstung ab und brachte den Gefangenen mit den beiden Trophäen zum Kaiser. Hoch erfreut belobte ihn Otto wegen seiner Tapferkeit, ehrte ihn vor dem ganzen Heere und gab ihm 20 Hufen Land zum Lehen!

Wie Stoinef erging es noch vielen seiner Leute: bis tief in die Nacht hinein währte die Verfolgung und das Gemetzel. Auch das Lager der Wenden wurde gestürmt und dort reiche Beute gemacht; viele aus den Waldverstecken hervorgeholte Flüchtlinge wurden gefangen genommen. Alles das geschah am 16. Oktober 955. Am folgenden Tage wurde Gericht über die Gefangenen gehalten. Stoinefs blutiger Kopf ward an eine Stange gesteckt, und vor diesem schaurigen Wahrzeichen des Sieges wurden 700 als Sühne für den Frevel von Kochersheim enthauptet. Einem Ratgeber Stoinefs sollen die ergrimmten Sieger sogar die Augen ausgestochen und die Zunge ausgerissen haben, vielleicht hielt man ihn für den Hauptschuldigen an jener Meintat. Aber das waren die Verräter Wichmann und Eckbert, und die waren entkommen! Sie suchten und fanden eine Zuflucht — in Paris, bei Herzog Hugo von Francien, dessen Geschlecht ja auch sächsischen Ursprungs und vielleicht mit den Bösewichtern sogar verwandt war.

Aber selbst diese blutige Niederlage schreckte die Liutizen und ihre Verbündeten nicht so nachhaltig, daß sie sich in das ihnen auferlegte Joch gefunden hätten. Bereits im Jahre 957 gab es wieder einen Aufstand. Otto in Person zog abermals gegen sie zu Felde, kehrte jedoch heim, ohne sie gänzlich unterworfen zu haben. Bald tauchte auch der fahrende Ritter Wichmann wieder unter den Wenden auf. Als die beiden landflüchtigen Brüder nämlich zwei Jahre in Frankreich zugebracht hatten, wurde dem minder schuldigen Eckbert bei dem Kaiser Gnade erwirkt, und freudig kehrte er heim nach Sachsen. Da litt es

auch Wichmann nicht länger in der Fremde. Heimlich strich er als Geächteter durch's Vaterland, sah Haus und Hof sowie seine Gemahlin wieder — dann ging er wie ehedem zu den Wenden.

Seine Ankunft wurde von ihnen mit Freuden begrüßt, sie war das Zeichen zu einer neuen Erhebung! Wie einst in der Frühzeit slawischer Geschichte die Tschechen sich unter die bewährte Führung des Franken Samo gestellt hatten, so jetzt die Liutizen unter die des Sachsen Wichmann. Ein Feldzug gegen den Friedlosen wurde nötig; im Jahre 958 rückte ein sächsisches Heer aus, in dessen Reihen ihm aber manche günstig gesinnt waren, da seine Tapferkeit und Stärke laut gepriesen wurden, und deutsche Weitherzigkeit das Verbrechen des Überlaufens niemals scharf genug verurteilt hat, wie es bei national empfindlicheren Völkern überall geschieht. Diese heimlichen Freunde Wichmanns waren einflußreich genug, um statt der tausendfach verdienten Züchtigung eine Versöhnung herbeizuführen. Es war ausgemacht worden, daß er sich Gero freiwillig unterwerfe, dann solle die Acht gegen ihn aufgehoben werden. Das geschah, und der große Markgraf, dem sehr viel daran gelegen zu haben scheint, die Wenden eines so furchtbaren Führers zu berauben, verbürgte sich beim Kaiser für den ruchlosen Reisläufer. Er durfte frei in sein Erbgut und zu seiner Gemahlin zurückkehren, nachdem er einen schrecklichen Eid geschworen hatte, nie wieder etwas gegen Kaiser und Reich zu unternehmen.

Wichmanns Ende.

Doch der unauslöschliche Haß, den der abenteuerliche Recke gegen seinen Oheim Hermann Billung hegte, ließ ihm auch in der alten Heimat keine Ruhe. Selbst der heilige Eid, den er geschworen, konnte sein verhärtetes Gewissen nicht binden. Mit einer Schar unruhiger Gesellen brach dieser Vorläufer der mittelalterlichen Raubritter den Landfrieden in Hermanns Gebiet. Der Billunger mußte ihn samt seinen Spießgesellen vor Gericht laden, und Gero, der Wichmanns neues Vergehen nicht in Abrede stellen konnte, weigerte sich nun, die persönliche Bürgschaft weiter für ihn zu leisten. Deshalb verließ Wichmann Sachsen und — durch neue Frevel wieder friedlos — wandte er sich abermals zu den Wenden. Diese lagen soeben im Kriege mit ihren östlichen Nachbaren an der mittleren Oder: den Polen, deren Name hier zuerst genannt wird, und zwar von deutschen Chronisten. Bei Widukind findet sich

auch die ältere Bezeichnung „Licicaviker" = Lechen. Wie Name und Art der Germanen durch römische Schriftsteller zuerst der antiken Welt bekannt wurden, so die der Polen für die neuere Zeit erst durch uns Deutsche!

Wiederum wurde der fahrende Recke aus Sachsenland von den Wenden freudig aufgenommen. Er kam ihnen gerade zurecht. Sofort wählten sie ihn zu ihrem Feldherren gegen die Polen. Und daß diese Wahl eine gute war, erwies sich alsbald. In zwei Schlachten besiegte Wichmann den Polenfürsten Mesko und erschlug seinen Bruder; die Gier seiner Wendenkrieger fütterte er mit der reichen polnischen Beute. Aber der schlaue Mesko unterwarf sich nicht dem germanischen Wendenhäuptling, sondern dem großen Germanen, der damals grade gebietend an der Oder stand: Gero. Dieser nahm die Unterwerfung des Polen als Stellvertreter seines in Rom weilenden kaiserlichen Herrn an. Durch das Dazwischentreten Geros in seinen kühnsten Hoffnungen getäuscht, befehdete der ruhe- und ruchlose Wichmann nun wieder seinen Oheim in der Billunger Mark. Gegen ihn wiegelte er den Fürsten der Wagrier Selibur auf. Als aber dieser Anschlag an der Wachsamkeit Markgraf Hermanns scheiterte — Selibur mußte sich mit den Seinen auf Gnade und Ungnade ergeben — hetzte er die Redarier zu einem erneuten Kriege gegen Mesko von Polen auf, der nunmehr ja Lehnsmann und damit „Freund" des deutschen Kaisers geworden war. Es gelang dem Polen, Wichmann und seine wendischen Krieger in einen Hinterhalt zu locken, sodaß selbst der vielgewandte fahrende Ritter keinen Rat mehr wußte. Da wollte er die Redarier im Stiche lassen und wandte sein Roß, um sein Heil in der Flucht zu suchen. Aber die Wenden, deren Bewunderung für den sächsischen Recken wahrscheinlich stets mit Mißtrauen gemischt war, merkten die böse Absicht. Sie fielen seinem Pferd in die Zügel, zwangen ihn abzusitzen und zu Fuß weiter unter ihnen zu kämpfen, was er dann auch tapfer tat. Bei Anbruch der Nacht jedoch gelang es ihm, zu entkommen. Ohne Nahrung und in voller Rüstung legte er in der Dunkelheit eine lange Strecke Weges zurück. Beim Tagesgrauen betrat er erschöpft ein Gehöft. Aber hier entdeckten ihn polnische Krieger, die ihn sofort an seiner Rüstung als einen vornehmen Mann erkannten. Auf die Frage, wer er sei, gab er sich sofort zu erkennen. Erstaunt über einen so unerwarteten Fang, forderten ihn die Anführer des feindlichen Haufens auf, ihnen sein Schwert zu übergeben, dann wollten sie ihn lebend vor Mesko bringen. Da reckte sich der grimme Wichmann noch einmal zu tragischer Größe auf: stolz weigerte er sich als sächsischer Edeling die teure Waffe vor Dienstleuten eines Fürsten zu strecken,

der Lehnsmann seines Kaisers war! Er verlangte, daß sie Mesko von ihm Botschaft brächten, ihm wolle er sich ergeben. Wirklich eilten die Anführer zu ihrem Fürsten, aber kaum waren sie weg, als der rohe Haufe der polnischen Krieger auf Wichmann eindrang. Trotz tödlicher Ermattung setzte er sich zur Wehr und, wie der grimme Hagen in Etzels Burg fechtend, streckte er eine ganze Reihe seiner feigen Angreifer tot zu Boden. Endlich als seine letzten Kräfte versagten, übergab er sein Schwert demjenigen im polnischen Haufen, der ihm der am wenigsten Rohe schien und sprach: „Nimm dies Schwert und überbringe es deinem Herren, er mag es als Zeichen seines Sieges ansehen und seinem Freunde dem deutschen Kaiser übersenden: der mag dann über den Fall seines Feindes frohlocken oder den Tod eines nahen Verwandten beweinen." Dann kehrte er das Gesicht nach Osten, kniete nieder und sprach das Sterbegebet in der Muttersprache; nach dessen Beendigung wurde er von den Sarmaten erbarmungslos niedergehauen. So endete dieser schändliche Mann, der seine hohe körperliche und geistige Begabung zum Schaden seines Volkes, seines Vaterlandes und seines Kaisers in den Dienst einer feindseligen, minderwertigen Rasse gestellt hatte. Er starb den Verrätertod am 22. September 967, eine wilde, starke, dämonische Natur, wie wir sie hie und da finster in Sage und Geschichte des deutschen Volkes auftauchen sehen: ein zweiter Hagen von Tronje! —

Geros letzte Großtaten und sein Vermächtnis.

Grade damals, als Mesko von Wichmann entscheidend geschlagen wurde, fanden wir Gero an der Oder. Nach längerer Zeit der Ruhe in seinen Marken hatten sich nämlich die Lusizer im Jahre 963 noch einmal zu einem letzten gefährlichen Aufstand erhoben. Da zog der in Slawenkriegen ergraute Held über die Spree nach der Lausitzer Neiße. Hier, wahrscheinlich in der Nähe von Guben, besiegte er alles, was die Lusizer an Streitkräften hatten aufbieten können, in einer blutigen Schlacht, in der auch viele vornehme Sachsen fielen. Unter ihnen befand sich der Neffe Geros, an dem er nach dem frühen Tode seiner beiden Söhne mit väterlicher Zärtlichkeit hing. Gero selbst wurde in diesem heißen Kampfe schwer verwundet, aber der Sieg war doch so vollständig, der Eindruck der zermalmenden Niederlage so tief, daß die Lausitzer Wenden keinen weiteren Widerstand wagten und zur

Strafe für ihre Auflehnung das härteste Joch der Knechtschaft auf sich nehmen mußten.

Dann rückte Gero bis zur Oder vor und stand drohend an der Grenze der Polen — vermutlich bei Krossen — als diese weiter oderabwärts mit Wichmanns Wenden im Kriege lagen. Da der Polenfürst zwei solchen Gegnern nicht gewachsen war, vertrug er sich klüglich mit dem Stärksten und unterwarf sich und sein Volk dem großen Markgrafen. In Geros Hand leistete er den Lehnseid für den deutschen Kaiser und mußte von allem Land zwischen Oder und Warthe Tribut zahlen. Dies Gebiet, also das heutige Land Sternberg, ganz Schlesien östlich der Oder und die südwestliche Hälfte der Provinz Posen galt nunmehr für lange Zeiten als zinspflichtiges Reichsland.

So breitete Gero den Machtbereich des deutschen Volkes als erster in unserer Geschichte bis über die Oder aus, und die Unterwerfung Polens unter die Herrschaft des deutschen Kaisers war die letzte Großtat des gewaltigen Mannes!

Gramgebeugt durch den Verlust seiner Söhne Gero und Siegfried und nunmehr auch seines Neffen, sagte der große Markgraf dem weltlichen Treiben ab. Noch in demselben Jahre 963 pilgerte er nach Rom, legte am Grabe des Apostelfürsten Petrus die sieggekrönten Waffen nieder und weihte sich und all sein Eigen dem Dienste Gottes. Bereits früher schon hatte er, in einem Bergwalde, „der nach Gero genannt wird", das Kloster Gernrode am Harz gestiftet. Jetzt vermachte er diesem Kloster alle seine irdischen Güter und setzte die Witwe seines Sohnes Siegfried dort als Äbtissin ein. Noch heute steht die altersgraue Stiftskirche von Gernrode, die ein nationaler Wallfahrtsort zu sein verdiente, um so mehr als sie das einzige Bauwerk aus der Ottonenzeit ist, das in unveränderter Gestalt in unsere spätlebende Zeit hineinragt. An einen der Größten unseres Volkes gemahnt das alte Gemäuer, an einen Mann, der die Grundlage für das neue Deutschland im Osten der Elbe schuf. Er selbst nannte sich „Markgraf von Gottesgnaden". Am 20. Mai 965 wurde er in Gernrode beigesetzt. Sein Name lebte noch lange in Lied und Sage, sowie in den Jahrbüchern der Geschichte fort, möchte er auch von dem 1000 Jahre später lebenden Geschlecht, das die slawische Gefahr wiederum mit Händen greifen kann, nicht ganz vergessen werden! Möchten doch fortan frische, hoffnungsreiche deutsche Knaben wieder den Namen „Gero" führen und als Männer zu Ehren bringen. Das wäre das schönste Denkmal des großen Slawenbezwingers im Herzen des deutschen Volkes.

4*

Ottos Lebensabend.

Nach Geros Tode kam es nur noch einmal zu einem Kampfe gegen Slawen, und zwar gegen die Polen. Die Schöpfung des Markgrafen „von Gottes Gnaden" war zu gewaltig, um von einem Nachfolger betreut zu werden. So teilte Otto der Große diese Mark unter mehrere Grafen, die meist schon unter Gero kleinere Teile seines ausgedehnten Amtsgebietes verwaltet hatten. Geros Kernland — die Niederlausitz — wurde dem tapferen Hodo übertragen. Von dieser Mark hing alles polnische Land jenseits der Oder bis zur Warthe ab. Obgleich nun Mesko für jenes Gebiet den ausbedungenen Tribut regelmäßig zahlte, kam es zwischen Hodo und dem Polenfürsten zum Kampfe, während der Kaiser noch in Italien weilte; es war im Jahre 972.

Markgraf Hodo und Graf Siegfried von Walbeck griffen mit einer zu geringen Anzahl Streiter den sarmatischen Fürsten an; warum ist nicht bekannt. Bei Cidini — Zehden an der Oder — stießen Hodo und Mesko zusammen. Trotz ihrer Minderzahl siegten die Deutschen zuerst, dann aber wandte sich das Blatt. Meskos Bruder Cidebur erschlug viele der besten deutschen Krieger, so daß Hodo hier eine blutige Niederlage erlitt, aus der nur die beiden Führer entkommen sein sollen! Der Kaiser, der sich gerade auf dem Heimwege nach Deutschland befand, war über diese sehr gegen seinen Willen ausgebrochene Grenzfehde ebenso ungehalten, wie erschüttert über den Verlust der Seinen. Deshalb schickte er dringende Befehle sowohl an Hodo als auch au Mesko, sie sollten bei Verlust seiner Gnade sofort von jedem weiteren Kampf abstehen, bis er selbst in Sachsen erscheinen werde, um den Streitfall zu untersuchen und zu entscheiden.

Nun ruhten die Waffen an der Oder. Da aber beide Teile genau wußten, daß in dem Gefecht bei Zehden der Sieg den Polen nur wegen ihrer großen Überzahl zugefallen war, außerdem das kaiserliche Machtwort den polnischen Dünkel empfindlich gedämpft haben muß, so blieb Hodo dem Mesko ein gefürchteter Aufseher. Und soviel Respekt hatte der Polenfürst vor dem stolzen Vertreter kaiserlicher Macht an seiner Landesgrenze, daß er sich in Hodos Gegenwart nicht zu setzen wagte, wenn dieser stand, und im Hause des Markgrafen niemals mit der „Crusina" zu erscheinen wagte, einem Pelzkragen, der über dem Panzer getragen wurde und als Abzeichen unabhängiger Fürstlichkeit galt.

Als der Kaiser im Frühjahr 975 nach Magdeburg zurückgekehrt war, ordnete er zunächst die große kirchliche Angelegenheit, die ihn seit

langem beschäftigte: die Gründung des Erzbistums Magdeburg. Dem erwählten Erzbischof Adelbert unterstanden nun die Bischöfe von Havelberg, Brandenburg und Meißen, ja sogar die zwischen Saale und Elbe neuerrichteten Stifter Merseburg und Zeitz, endlich kam etwas später hinzu das ebenfalls neugegründete Bistum Posen! Aus diesen kirchlichen Neuschöpfungen läßt sich klar die Absicht des großen Stifters erkennen. Das Erzbistum Magdeburg sollte dazu dienen, die heidnischen Slawen zu bekehren und die Bekenner des Christentums zu schützen und im Glauben zu erhalten. So gedachte Otto die Wenden zu friedlichen Untertanen seines Reiches zu machen, die der Ausbreitung deutscher Macht und Kultur, deutschen Wesens und Glaubens keinen Widerstand mehr entgegensetzen würden. Aber selbst der weitblickende Kaiser ahnte nicht, wie fern dieses Ziel noch war, und in wie ganz anderer Weise, als er sich dachte, es nach 200 Jahren erreicht werden sollte. Wieviele Slawenkriege mußten noch bis dahin ausgefochten werden, und trotz alles vergossenen Blutes wäre die Eindeutschung der weiten Lande im Osten niemals gelungen, ohne die von Otto in ihrer Großartigkeit noch gar nicht voraus zu ahnende planmäßige Besiedlungstätigkeit des 12. und 13. Jahrhunderts.

Das Osterfest des Jahres 973 feierte Otto in nie gekanntem Glanze als neugekrönter Kaiser zu Quedlinburg. Markherzog Hermann Billung erhöhte die Festesfreude durch seine Anwesenheit. Auch Hodo und Mesko erschienen, wie befohlen, hier vor des Kaisers Richterstuhl; ihr Streit wurde geschlichtet, und Otto erwies dem polnischen „Freunde" hohe Ehren. Ebenso dem anderen am Hoflager erschienenen slawischen Lehnsträger, dem Herzog Boleslaw (II.) von Böhmen, der im Jahre 967 seinem Vater gefolgt war und nun seinem kaiserlichen Lehnsherrn zu ersten Male Tribut und Huldigung darbrachte.

Während all dieser hochwichtigen Geschehnisse starb Hermann Billung hier in Quedlinburg. Er wurde später in dem Michaeliskloster zu Lüneburg beigesetzt, das eine Stiftung des Markherzogs war. Schwere Trauer legte sich auf Ottos Herz — nach Gero nun auch Hermann! In ihm beweinte der Kaiser den letzten großen Mann jenes hervorragenden Zeitgeschlechts, das sich mit ihm in gewaltigem Ringen für das Vaterland aufgerieben hatte — „patriae in serviendo consumor" konnten auch sie von sich sagen, wie 900 Jahre später ihr echtester Enkel Bismarck!

Nachdem dieser letzte Vertraute abgeschieden war, fühlte der Kaiser, daß auch seine Stunde gekommen sei. Der Chronist Widukind sagt: „Der Tod Herzog Hermanns schwebte ihm stets vor der Seele."

Am 6. Mai 973 starb der große Otto in seiner Pfalz zu Memleben. Sein Leichnam wurde nach Magdeburg getragen, wo das älteste öffentliche Denkmal Deutschlands an ihn erinnert. Seine Rückkehr als siegreicher Kriegsheld, hinter ihm gefangene Wenden, ist der Vorwurf des großen Wandgemäldes im Treppenflur des Kaiser-Friedrich-Museums seiner Lieblingsstadt. Der Magdeburger Dom aber, wo Otto mit seiner Edith ruht, ist deshalb eine der großen Weihestätten deutscher Geschichte, und sollte als solche viel inniger als bisher von dem Geschlechte empfunden werden, das noch 1000 Jahre nach ihm die Früchte seiner gewaltigen Tatkraft genießt.

Die kurze Herrschaft Ottos II.

Mit Otto, Gero und Hermann Billung waren den Slawen die drei großen Widersacher und Bändiger entschwunden. Was Wunder, wenn angesichts dieses günstigen Geschickes ihr törichter Dünkel, ihr kurzsichtiger Übermut wieder erwachte. Mit 18 Jahren bestieg Otto II. den Thron seines gewaltigen Vaters. Die Herrschaft dieses Jünglings abzuwerfen schien den Slawen umso leichter, als der junge König sofort nach seinem Regierungsantritt in einen Krieg mit dem hitzigen germanischen Nachbar im Norden, den Dänen, verwickelt wurde!

Kaum aber hatte Otto II. diesen Feind gedemütigt, als er sich entschlossen gegen die beiden Slawenfürsten wandte, die noch vor kurzem dem kaiserlichen Vater gegenüber zu Quedlinburg Treue und „Freundschaft" geheuchelt hatten. Schamloser hat sich selten der asiatische Einschlag im slawischen Volkscharakter gezeigt als hier: Unterwürfigkeit dem Mächtigen und Starken gegenüber, tückische Treulosigkeit gegen den vermeintlich Schwachen. Das war nach Ansicht dieser Slawenfürsten die „kluge" Politik eines Boleslaw von Böhmen und eines Mesko von Polen!

Aber Ottos des Großen Sohn sollte ihnen bald zeigen, daß sie nicht einmal „schlau" gewesen waren, als sie Treueid und Lehnspflicht brachen. Mit bedeutender Heeresmacht fiel der junge König im Jahre 975 in Böhmen ein und verwüstete das Land weit umher. Boleslaw aber schlug sich — in die „böhmischen Wälder", und es gelang Otto II. nicht, ihn zum Kampf zu stellen und durch das Gottesgericht der Schlacht zur Unterwerfung zu bringen.

Da bereits innere Schwierigkeiten im Reich drohten, mußte Otto II. zurückkehren, ohne sein eigentliches Ziel bei der Verkrümelungstaktik

der Tschechen erreicht zu haben; seine Macht hatte er aber doch den unruhigen Boleslaw gründlich fühlen lassen.

Um die Ordnung im Reiche herzustellen, zog der junge König zunächst nach Bayern, dessen Herzog Heinrich den Zänker — es war sein leiblicher Vetter — er absetzte. Um das allzugroße Herzogtum der Bayern auf eine angemessene Ausdehnung zurückzuführen, andrerseits aber auch, um dem Reiche sicheren Schutz gegen Böhmen zu geben, wurde von dem bisherigen Bajuwarenland die „Mark auf dem Nordgau" abgetrennt, d. h. die Oberpfalz und Teile von Oberfranken. Sie erhielt Graf Berthold von Babenberg (Bamberg). Vor allen Dingen wurde jetzt aber die bayerische Ostmark (Österreich) selbständig gemacht, sie wurde Liutpold von Babenberg, Bertholds Bruder übertragen. Von dieser Lostrennung geht erst die selbständige und eigenartige Entwicklung dieses deutschen Landes aus. Ferner wurden die bisher bayerische Mark Kärnten und die Mark Verona zu einem neuen Herzogtum Kärnten zusammengelegt, das Otto II. einem nahen Verwandten des bayerischen Herzoghauses, Heinrich dem Jüngeren, übertrug. —

Nachdem so im Südosten des Reiches neue und triebkräftige Reiser deutschen Lebens gepflanzt worden waren, wandte sich Otto II. in einem zweiten Feldzuge gegen Böhmen, um Boleslaw endgültig zu unterwerfen. Der junge Kaiser in Person drang von den thüringischen Marken aus in das Land ein, während sein Bluts- und Namensvetter, der neue Bayernherzog, den Heerbann der Bajuwaren zusammen mit dem der Schwaben über den Böhmerwald nach Pilsen führte, wo er sich mit Otto II. vereinigen sollte. Aber dieser Plan wurde durch eine Schlappe vereitelt, die der Bayer in der Nähe jener Feste erlitt. Trotzdem drang der Kaiser mit den Seinen siegreich vor. Nun aber brachen Krankheiten im Heere aus, die den jungen Herrscher zu einem Waffenstillstand geneigt machten. Der Kaiser gewährte Boleslaw eine Unterredung. Da gelobte der Tschechenherzog, wiederum ein treuer Lehnsmann zu sein und Otto II. als seinen Schutzherrn anzuerkennen. Um aber seine Unterwerfung vor aller Welt kund zu tun, mußte Boleslaw versprechen, sich persönlich nach dem Hoflager Ottos zu begeben.

Da mittlerweile in Bayern neue Unruhen ausgebrochen waren, begnügte sich der junge König mit diesem Ergebnis und zog eilends durch den Böhmerwald über Cham in dies aufsässige Herzogtum.

Dann entführte den Kaiser ein Kriegszug weit nach dem Westen. Als Lothar von Frankreich im Jahre 979 in Lothringen einbrach und Aachen nahm, wo er den Adler der dortigen Kaiserpfalz von Osten nach Westen umdrehte, zum Zeichen, daß nun die alte Kaiserstadt dem

Westfrankenreiche angehöre, rächte Otto diesen kecken Friedensbruch dadurch, daß er mit einem Heere in Gallien einfiel und die deutschen Waffen bis vor Paris trug: auf dem Montmatre hielt er im Angesicht der Hauptstadt von Francien ein feierliches Tedeum! Nach der Rückkehr von diesem zweiten deutsch-französischen Kriege — den ersten „gallischen" Feldzug hatte bereits Otto der Große 946 gegen Herzog Hugo von Francien geführt, wobei Laon, Paris und Reims die Deutschen vor ihren Toren sahen — wandte sich Otto II. nach der Ostgrenze des Reiches, um den noch immer ungesühnten Abfall des Polenherzogs Mesko zu strafen.

Mit einem glänzenden Ritterheere drang er in Polen ein; schnell unterwarf sich der „schlaue" Sarmate. Er sah nun ein, daß sein törichter Dünkel ihm diese neue Demütigung zugezogen hatte. Seine erneute Unterwerfung bekräftigte er dadurch, daß er eine deutsche Markgrafentochter heiratete.

Nach diesem erfolgreichen Feldzuge kehrte Otto II. nach Magdeburg zurück. Unter dem Sohne des Kaisers, dem es seine Blüte verdankte, erntete nun die Lieblingsstadt Ottos des Großen die Früchte seiner vorausschauenden Weisheit. Ungehemmt konnte das Erzbistum im Sinne seines erlauchten Stifters wirken. Gleich zu Anfang der Regierung des jungen Kaisers waren von Mainz aus die Bistümer in Prag und in Mähren errichtet worden, um in ähnlicher Weise wie die Tochterkirchen Magdeburgs unter den Slawen zu arbeiten. Diese kirchlichen Neugründungen im tschechischen Gebiet wurden dadurch politisch gesichert, daß damals auch Österreich unter der Enns, als Fortsetzung der alten bayerischen Ostmark, bis zum Wienerwald den Magyaren abgerungen und durch Besiedlung mit bayerischen Kriegsleuten eingedeutscht wurde. Das so gewonnene neue Grenzland wurde in ähnlicher Weise wie die sächsischen Marken durch Schutzburgen gegen die dort unten noch immer unbändigen Magyaren gesichert.

So hatte der junge Kaiser in anerkennenswerter Weise alles getan, um dem Reiche Ordnung und Frieden zu geben. Leider folgte er nun dem Zuge seines Herzens — und hier müssen wir sagen, leider auch dem väterlichen Vorbild — er verließ Deutschland, um Italien ganz und dauernd zu gewinnen. Wie unweise dieser Schritt war, sollte sich sofort zeigen. Kaum hatte er das Vaterland verlassen, als Dänen und Wenden in die deutschen Marken einbrachen. Dieser große Aufstand der Slawen, der bezeichnenderweise von den trotzigen Liutizen ausging, sollte fast alles in Frage stellen, was Heinrich der Finkler und Otto der Große östlich der Elbe an staatlichen Ordnungen und kirchlichen Gründungen geschaffen hatten.

Der 29. Juni eröffnete die Schrecken des Unglücksjahres 983. Wendische Scharen erschienen überraschend vor Havelberg. Die deutsche Feste, welche die bischöfliche Kirche barg, wurde von den Liutizen berannt und nach tapferer Verteidigung seitens der sächsischen Besatzung erobert. Stadt und Bischofsitz fielen in Asche und Trümmer, die Verteidiger wurden erschlagen. Drei Tage nachher kam Brandenburg an die Reihe. Um die Zeit, wo zur ersten Messe geläutet wurde, erschien der Feind vor seinen Toren. Niemand dachte, wie es scheint, an eine wirksame Abwehr. Der Bischof Volkmer, der dritte seit der Gründung des Stiftes und die Besatzung unter Burggraf Thiedrich ergriffen schleunigst die Flucht und überließen Stadt und Kirche der Wut der Heiden. Die zurückgebliebenen Geistlichen des jungen Bischofsitzes wurden entweder ermordet oder in die Gefangenschaft geschleppt. Das Grab von Volkmers Vorgänger Dodilo schändeten die Slawen in der rohesten Weise. Sie rissen den reichgeschmückten Leichnam aus dem Sarge, beraubten ihn mit barbarischer Habgier seines kostbaren Schmuckes und warfen ihn dann ohne weiteres wieder ins Grab. Die goldenen und silbernen Geräte der Domkirche teilten sich die wendischen Krieger. An der Stätte, wo das Christentum immerhin schon seit geraumer Zeit Fuß gefaßt hatte, wurden nun wieder slawische Götzenbilder aufgepflanzt und blutig verehrt, besonders auf dem Harlungerberge die scheußliche Fratze des dreiköpfigen Triglaw.

Durch den Erfolg der Liutizen angefeuert, erhoben sich bald auch die Obotriten. Diese freilich zunächst mehr gegen die sächsische Schatzung im Lande, als gegen das Christentum, das sie noch zu dulden schienen. Unter ihrem Fürsten Mistui (Mistiwoi) überschritten sie die Elbe, fielen das Kloster des heiligen Laurentius in Kalbe a. Milde an und steckten es in Brand. Auch das der damaligen Slawengrenze ja ziemlich nahe gelegene Hamburg bekam die Schrecken des verhängnisvollen Jahres 983 zu spüren. Wüste Plünderung der slawischen Mordbrenner mußte die Alsterfeste über sich ergehen lassen — als Aschenhaufen fand sie der Sachsenherzog Bernhard wieder, der nicht zur rechten Zeit zum Schutze dieser seiner Stadt hatte herbeikommen können, weil er gerade damals weit im Norden gegen den noch gefährlicheren Feind, die Dänen, im Felde liegen mußte. Wahrlich: „viel Feind, viel Ehr" konnten die Deutschen als Bewohner des Herzteils von Europa schon damals sagen!

Die Abwehr dieser Slawengreuel war durch die unselige Italienfahrt des Kaisers wie gelähmt. Die großen Herren in Sachsen griffen gegen ihre Gewohnheit zögernd zum Schwert, als ob sie auf einen kaiserlichen Wink warteten, der aber nicht kam. Endlich sammelte sich ein sächsisches

Heer unter dem Hüter der Nordmark, die ja hauptsächlich von dem Wüten des wendischen Aufstandes betroffen war: Markgraf Dietrich. Zu ihm stießen Hodo, der tapfere Markgraf der Niederlausitz, und Rikdag von Meißen, nebst vielen anderen Grafen und Herren, unter ihnen die über den frechen Kirchenraub der Heiden ergrimmten Kirchenfürsten von Magdeburg und Halberstadt mit ihren Reisigen. Die Anwesenheit Hodos im sächsischen Lager beweist, daß seine Mark, das Erbe Geros, selbst in diesem „kritischen" Jahre ruhig blieb — von dem furchtbaren Schlage, den der große Markgraf den Lusizern beigebracht hatte, haben sie sich eben nie wieder erholt!

Mittlerweile waren die Wenden in die Altmark eingefallen. Ihren Scharen, die schon bis zum Flüßchen Tanger schweiften, wurden häßliche Götzenbilder vorangetragen, und wilder Posaunenschall kündete ihr Nahen an. Sie sollen 30000 Mann stark gewesen sein, als sie von Markgraf Dietrich im Herzen der Altmark bei Belxem gestellt wurden. Unter diesem offenbar ungenau überlieferten Namen ist das Belsemer- oder Balsamerland, die Gegend von Stendal zu verstehen. In einer sehr blutigen Schlacht wurden die räuberischen Slawen von den ergrimmten Deutschen furchtbar aufs Haupt geschlagen! Nur wenigen der Besiegten gelang es, auf einen Hügel zu flüchten, der in ihrem Rücken lag; von hier aus entkamen sie in der Nacht über die Elbe. Die Sachsen sollen wie durch ein Wunder nur drei Streiter verloren haben. Jedenfalls war ein so glänzender Sieg über 30000 Feinde ein Wunder, wenn nicht des Himmels, so der deutschen Tapferkeit.

Schon am Tage nach diesem ruhmreichen Siege ging das Heer wieder auseinander. Die dringendste Not des Landes glaubte man behoben zu haben — alles andere erwartete man, leider vergebens, vom Kaiser. Der aber starb am 7. Dezember 983 in Rom, mitten in den Vorbereitungen zu einem neuen Feldzuge gegen — die Sarazenen in Unteritalien!

Die Folgen dieses bejammernswerten Todesfalles waren verhängnisvoll: niemand dachte daran, die verloren gegangenen Marken im Norden des ostelbischen Landes zurückzuerobern, und die Krone der Ottonen fiel einem vierjährigen Kinde zu! —

Otto das Kind.

Die Vormundschaft für diesen kaiserlichen Knaben beanspruchte und erhielt nach Ausschaltung Heinrichs des Zänkers von Bayern seine Mutter, die Griechin Theophano. Ein Weib und ein Kind standen

also jetzt an der Stelle, wo noch vor wenigen Jahrzehnten die kraftvollen Hände der großen Liudolfinger gewaltet hatten. Mochte die Kaiserin-Witwe auch die besten Absichten haben, das Weib, die Fremde konnte den Deutschen nicht entfernt als der Regierung fähig und der Herrschaft würdig erscheinen.

Sie tat immerhin, was sie konnte. Zunächst mußte Theophano ihren Blick auf die ihr so naheliegenden barbarischen Völker wenden, die soeben dem Reiche die nördlichen Slawenmarken entrissen hatten. Hier sah es trostlos aus. Vor allem mußte die Ehre des deutschen und kaiserlichen Ansehens um jeden Preis wiederhergestellt werden, das war auch dieser Griechin klar. Leider waren gerade damals die beiden tüchtigen Markgrafen Dietrich und Rikdag gestorben. Theophano wagte es, bei der Neubesetzung dieser Markgraftümer die Söhne so verdienter Väter zu übergehen, was die Stimmung der sächsischen Großen gerade nicht verbesserte. Dann stellte sie alle Marken gleich und unabhängig nebeneinander, womit sie der Nordmark den bisher mit ihr verbundenen höheren Rang eines Markherzogtums entzog. Es gab nunmehr also außer der Mark der Billunger die drei nebeneinandergeordneten Marken: Nordmark, Lausitz und Meißen. Sie waren sogenannte Fahnlehen, die unmittelbar vom jeweiligen deutschen König abhingen.

Nachdem die politischen Verhältnisse in diesen Ostmarken neugeordnet waren, drang ein deutsches Heer 985 in das Land der aufständischen Wenden und durchzog es verheerend und strafend nach allen Richtungen. Da sich die Slawen aber nach der blutigen Niederlage bei Belxem hüteten, den Deutschen im offenen Kampfe zu begegnen, so blieb dieser Rachezug ein Stoß in die Luft — durchgreifende Erfolge konnten hier in der nördlichen Wendei wenigstens nicht erreicht werden. In der Lausitz dagegen konnten einige Burgen wieder dauernd besetzt werden, andere wie z. B. Lebusa und Niemitzsch waren selbst in dem „schwarzen Jahre" in deutscher Hand verblieben. Hier bewährte sich doch das festgefügte Netz der Geroschen Burgwarde; wohl konnten einige Maschen daraus gelöst, aber doch nicht das ganze zerrissen werden. Die Mark Meißen schließlich, die ohnehin älteste und festeste deutsche Besitzung Ostelbingens, wurde auch in dieser Zeit des Niederbruchs nicht allzustark gefährdet. Zwar die Burg Meißen selbst war bei der unmittelbar nach dem Tode Ottos II. herrschenden Verwirrung, durch Verrat dem Böhmenherzog Boleslaw in die Hände gespielt worden, aber das Land weit ringsum stand bereits zu lange und zu fest unter deutsch-christlicher Herrschaft, als daß hier noch einmal ein Rückfall in slawische Barbarei möglich gewesen wäre.

Bald erging auch eine kaiserliche Weisung an den verschlagenen Tschechen, Burg und Stadt Meißen an Eckhard, den Nachfolger Rikdags, auszuliefern. Aber er weigerte sich und machte Ausflüchte. So mußte er mit Waffengewalt dazu gezwungen werden. Das Heer, das der königliche Knabe selbst begleitete, drang 986 in Böhmen ein und verwüstete weit und breit das Land; 36 Burgen sollen damals in tschechischen Gauen zerstört worden sein. Prag scheint aber nicht dabei gewesen zu sein, denn im nächsten Jahre mußte nochmals ein deutsches Heer in Böhmen erscheinen, um das Werk der Unterwerfung zu vollenden. Endlich beugte sich Boleslaw der kaiserlichen Macht; er mußte Meißen ausliefern, das sofort von Eckhard besetzt wurde. Dieser neue Markgraf von Meißen wurde durch seine hervorragende Tüchtigkeit bald eine Säule des Reiches. Zumal nachdem es ihm gelungen war, durch die Zermalmung des letzten Widerstandes der Milziener in der Oberlausitz auch diesen Teil seines Machtbereiches endgültig zu befrieden, war sein Ruhm in aller Munde. Die thüringischen Großen beugten sich willig seiner überlegenen Persönlichkeit — die in diesem Zeitalter besonders hervorstach — und erwählten ihn zum Herzog von Thüringen. Seit Gero und Hermann Billung hatte kein Markgraf so viel Macht mit so viel Ansehen vereinigt.

Ein solcher Nachbar war wohl geeignet, dem Tschechenherzog in Böhmen heilsame Furcht einzuflößen, aber es war nicht nur die Tapferkeit und Klugheit des „getreuen" Eckhard in Meißen, die Boleslaw in Schach hielt, sondern das Hochkommen seines slawischen Nachbarfürsten, des Polenherzogs Mesko.

Die beiden Slawenfürsten beargwöhnten einander mit Recht. Jeder von beiden konnte eine Ausdehnung seiner Herrschaft nur auf Kosten des anderen erreichen, da beide als Lehnsträger des Reiches, dessen Kraft sie sogar unter dem kaiserlichen Knaben verspürt hatten, an eine gegen Deutschland gerichtete Politik nicht denken konnten. Deshalb lag dem Sarmaten jetzt sehr daran, als treuer Dienstmann Ottos III. zu erscheinen. So war er bei dem großen Strafzug in die Wendei (985) den Deutschen als scheinbar uneigennütziger Helfer erschienen, und aus Eifersucht gegen Boleslaw war er im Jahre darauf beim Einfall in Böhmen zum Heere des jungen Königs gestoßen, in der gutgespielten Rolle des freundwilligen Lehnsmannes. Alles war aber nur Schein, darauf berechnet, im geeigneten Augenblick den Plan eines großen Polenreiches zu verwirklichen, das Böhmen und Mähren, sowie die Lausitzen umfassen sollte.

Mittlerweile war als letzte Folgewirkung des Unglücksjahres 983 bei den Obotriten sogar die kirchliche Treue ins Wanken geraten, die

sie bisher wenigstens äußerlich gewahrt hatten. Deshalb wurde sofort nach der Rückkehr Theophanos aus Italien im Jahre 990 ein Feldzug gegen sie unternommen. Sie wurden sogar zweimal in diesem einen Jahre bekriegt. Große Verheerungen wurden in ihrem Lande angerichtet, in einem scharfen Treffen wurden viele ihrer angesehenen Männer erschlagen, andere ertranken auf der Flucht in einem Flusse, vermutlich der Elbe. Siegreich kehrten die Sachsen heim und brachten den Frieden mit, aber er betraf nur die Obotriten. Die unbändigen Liutizen hatten bereits nach einem Bundesgenossen gegen die verhaßten Deutschen ausgeschaut und ihn in dem einen der beiden eifersüchtigen slawischen Nebenbuhler gefunden: dem Herzog Boleslaw von Böhmen. Diesen hatte wiederum die Feindschaft der Liutizen gegen die Polen zum Bündnis mit den Heiden getrieben, das er sonst als Christ hätte verabscheuen müssen.

In diese polnisch-tschechische Fehde griff nun Theophano ein, indem sie im Sommer 990 dem Polenherzog, dem „freundwilligen Dienstmann des deutschen Kaisers", ein Hilfsheer unter Eckhard von Meißen und Erzbischof Giselher von Magdeburg schickte. Der reisige Zug ging durch die Niederlausitz in deren nordöstlichsten Gau Selpoli (zwischen Neiße und Bober). Dort lagerte man neben einem weiten Sumpf, über den ein langer Knüppeldamm führte. Ein Kriegsmann aus dem deutschen Heer, der in jener Gegend ein Landgut besaß, war allein vorausgeritten, um nach seinem Eigentum zu sehen. Er wurde auf diesem einsamen Ritt von tschechischen Kriegern überrascht und gefangen genommen, doch nur, um sogleich wieder zu entwischen. So brachte er noch in der Nacht Kunde ins deutsche Lager, daß Boleslaw mit seinem Heere von Liutizen und Tschechen ganz in der Nähe sei. Offenbar war er soeben im Begriff, bei Krossen die Oder zu überschreiten und in Polen einzudringen. Die bedrohliche Nähe der Deutschen ließ ihn jedoch stutzen: er mußte diesen Gegner bezwingen oder den Einfall in das Land des verhaßten Nebenbuhlers aufgeben.

Inzwischen hatte sich beim Morgengrauen das deutsche Heer kampffertig gemacht, teils zu Fuß, teils zu Pferde hörten die Streiter die Frühmesse, dann rückte man unter Führung des Grafen Binizo dem Boleslaw und seinem verbündeten Slawenheer entgegen. Es war der 13. Juli 990. Beide Teile schickten Späher aus, um Stärke und Stellung des Gegners zu erkunden. Als Slopan, der tschechische Kundschafter, zu Boleslaw zurückkam, mußte er genau berichten, was er in Erfahrung gebracht hatte, denn Boleslaw war von seiner Umgebung bereits zum Kampf und zur Vernichtung der Sachsen gedrängt worden. Slopan aber gab folgenden Bericht: „Das Heer der Feinde ist an

Zahl gering, aber von vorzüglicher Haltung und steckt von Kopf bis Fuß in Eisen. Nur mit großen Verlusten, Herzog, könntest Du den Sieg über einen solchen Gegner erringen. Dann aber würdest Du den Polen gegenüber wehrlos sein und Dir die Sachsen auf immer zu Feinden machen. Siegen aber jene, so ist es sowieso mit Dir und Deinem ganzen Reiche aus." Diese klugen Worte, die zugleich ein unfreiwilliges, aber deshalb umso beredteres Lob der deutschen Wehrhaftigkeit enthalten, dämpften das Ungestüm von Boleslaws Umgebung und ernüchterten den Dünkel des Tschechenherzogs.

Er stand vom Streite ab, schickte zu den Führern des deutschen Heeres, und statt sie zu bekämpfen, ließ er sie um ihre Vermittelung bei Mesko bitten. Die erste Bedingung war natürlich, daß er sich von seinen heidnischen Bundesgenossen trennte. So vertrugen sich unter dem Schutz der deutschen Waffen die feindlichen „slawischen Brüder" und schlossen Frieden miteinander. Infolge dieser kriegerischen Lage mußte Boleslaw sich wohl oder übel dazu verstehen, das frühere Lehnsverhältnis zum Reiche wieder unverkürzt auf sich zu nehmen.

Da nun die Liutizen wiederum bewiesen hatten, daß sie der eigentliche Herd aller wendischen Aufstände waren, zugleich aber die trotzigsten Heiden blieben, wurde gegen sie in Sachsen gerüstet. Wegen des Todes der Kaiserin-Witwe in Nymwegen wurde die Ausführung des geplanten Krieges jedoch verschoben. Sie war kaum 30 Jahre alt geworden, und ihr Hinscheiden bedeutete wider Erwarten einen wirklichen Verlust für das Reich.

Denn nunmehr kam Otto das Kind in die Hände seiner Großmutter Adelheid und mittelbar des Bischofs Willigis von Mainz, welche beiden die Erziehung des kaiserlichen Knaben und die Regierungsgeschäfte des Reiches leiteten. Diese Erziehung mag neben dem fremd-spröden griechischen Blut in den Adern des Sachsensprößlings die Schuld daran gewesen sein, daß aus dem Wunderkinde Otto III. kein König, sondern ein Mönch und Schwärmer wurde, der schließlich in nationalen Fragen gänzlich versagte. —

Der Kriegszug gegen die Liutizen wurde aber ausgeführt. Im Sommer 991 drang ein sächsisches Heer, bei dem sich der junge König selbst befand, tief ins Wendenland ein. Wiederum erschienen polniche Hilfsvölker unter Meskos persönlicher Führung und stießen zu den Deutschen. Der Haupterfolg dieses Feldzuges war die Wiedereroberung Brandenburgs, das somit acht Jahre der deutschen Herrschaft entrissen geblieben war. Leider sollte die Wiederbesetzung der wichtigen Havelfeste nicht lange dauern!

Ein Ritter aus der Nähe von Merseburg, namens Kizo, der sich von seinem heimischen Markgrafen ungerecht behandelt glaubte, benahm

sich wie ein zweiter Wichmann. Er wußte Brandenburg durch schnöden Verrat in die Hände der Slawen zu spielen, die ihn zum Dank dafür zu ihrem Befehlshaber wählten. Von hier aus unternahm nun dieser Verräter mit seiner wendischen Gefolgschaft Raubzüge, die ihn wiederholt bis an die Elbe führten. Gegen den sächsischen Wendenhäuptling mußte nun — wie einst gegen den ruchlosen Wichmann — ein deutsches Heer ausziehen, im Jahre 992 rückte es vor Brandenburg. Aber die Liutizen verlegten sich diesmal, von Kizo klug beraten, aufs Verhandeln. Sie boten derart günstige Bedingungen an, daß man gern darauf einging, allein — die wichtige deutsche Burg an der Havel blieb in Kizos Händen!

Inzwischen war der schon lange drohende gänzliche Abfall der Obotriten vom Christentum eingetreten, krasses Heidentum überwucherte schnell alle kümmerlichen Reste der von den Deutschen gebrachten Religion; den bei ihnen eingesetzten Bischof vertrieben sie aus dem Lande. So mußten die vielgeplagten Sachsen auch gegen sie wieder zu Felde ziehen, viel Mannschaft konnte man aber natürlich nicht gegen sie aufbieten. Zweimal kam es im Sommer 992 gegen sie zu regelrechten Gefechten: am 10. Juni und am 22. August. In dem ersten fiel neben anderen der Verdener Diakonus Diethard, im zweiten der Priester Halegred (Heiligrat), beide als tapfere Fahnenträger der deutschen Streitmacht!

Diese Kämpfe zogen sich noch ein Jahr lang hin, und es muß uns heute fast unbegreiflich erscheinen, warum nicht mehr für die deutsche Sache dabei herauskam. Nur das eine Erfreuliche ereignete sich: Brandenburg kam durch den betrogenen Verräter Kizo wieder in die Hände der Sachsen. Er hatte nämlich bald bemerkt, daß seine Stellung als deutscher Christ unter den erregten Heiden eine heikle war und fürchtete ihren Verrat. Da rettete er sich aus der Gefahr, indem er sich und die Stadt Brandenburg heimlich dem Kaiser übergab. Wutentbrannt griffen ihn nun die Liutizen sofort mit aller Mannschaft an, die sie in der Eile aufbieten konnten. Otto III. war zu dieser Zeit in Magdeburg, so konnte er auf die Kunde von der Bedrängnis „seines" Befehlshabers in Brandenburg schnell Hilfe bringen. Der Führer des Zuges war Markgraf Eckhard, der glücklicherweise auch gerade in Magdeburg weilte. Als er mit seinen Mannen vor der belagerten Havelfeste eintraf, gelang es den Liutizen durch einen ebenso plötzlichen wie hitzigen Angriff, Eckhards Scharen in zwei Teile auseinander zu sprengen. Der eine warf sich zu Kizo und den Seinen in die Stadt, der andere zog sich fechtend zurück und verlor nur wenige Leute. Nun aber kam

der junge König selbst mit bedeutender Streitmacht heran. Als die Feinde, welche die Stadt hart bedrängten, dieses Heer kaum erst in äußerster Ferne heranziehen sahen, brachen sie eilends ihr Lager ab und flohen. Die Verteidiger stürzten in ihrer Freude aus der Stadt hervor, dem Entsatzheer entgegen, und sangen aus dankbarem Herzen das „Kyrie eleison", die heranrückenden Landsleute und ihr König nahmen den Gesang auf, und einstimmig erscholl das christliche Lied vor den Mauern des wieder deutschen Brandenburg. Nun zog Otto III. in die Stadt ein und versah sie mit einer frischen Besatzung. Der vielgewandte Kizo sollte aber doch erfahren, daß Untreue den eigenen Herrn schlägt! Als er sich nämlich nach einiger Zeit aus Brandenburg entfernte und nach Quedlinburg begab, machte es einer seiner wendischen Dienstleute namens Bolibut mit ihm ebenso, wie er es mit Heiden und Christen abwechselnd getan hatte. Er bemächtigte sich durch Verrat und Bestechung der Stadt, samt Kizos Gemahlin und deutschen Burgmannen. Die letzteren erlangte der betrogene Betrüger zwar wieder, die Stadt aber nicht! Bei einem Versuche, Brandenburg zu nehmen, ward er dann mit seinem Gefolge erschlagen; die von ihm zweimal verratene deutsche Feste an der Havel aber blieb vorläufig in der Hand der Wenden.

Erst im Jahre 995 konnten die Obrotriten für ihren Abfall vom Christentum und der deutschen Herrschaft gezüchtigt werden. Der junge König drang mit einem sächsischen Herre, zu dem auf sein Geheiß polnische und tschechische Hilfsvölker gestoßen waren, ins Obotritenland ein. Dessen damalige Hauptfeste stand an der Stelle, wo zwischen Wismar und Schwerin heute das Dörflein Mecklenburg liegt; aus dem Umstande aber, daß dieser Ort später dem ganzen Lande den Namen geben sollte, kann man ermessen, wie wichtig dies kleine Mecklenburg zu jener Zeit gewesen sein muß; bedeutet sein niedersächsischer Name „Mikilinburg" doch Großenburg, das Gegenteil von Lützelenburg (Luxemburg) = Kleinburg. Nach Einnahme dieser Feste zog das deutsche Heer weiter nach Osten, um auch noch die Liutizen zu strafen. Zwischen Peene und Tollense wurden sie überfallen, aber die Sommerzeit war in diesem Gelände zwischen Sumpf und See für den Kampf gar zu ungünstig, so war die Züchtigung der Liutizen nicht allzu scharf ausgefallen, als Otto III. über das wiederbesetzte Havelberg nach Quedlinburg heimzog. Bei Winterfrost wurde deshalb der Feldzug erneuert und nun gelang es, die Liutizen in ihren Schlupfwinkeln aufzusuchen und empfindlich zu schlagen. Diese Niederlage führte im Anfang des Jahres 996 den „Frieden" herbei.

Mochte dieser Friede noch so faul sein, er schützte die Bewohner Ostsachsens wenigstens nach der Elbe hin, denn schreckliche Einfälle der Nordmannen, der skandinavischen Wikinger, bedrohten sie um diese Zeit von der Nordsee her und konnten nur mit großer Kraftanstrengung und vielem Blutvergießen abgeschlagen werden.

Trotzdem die Dinge an der Ostgrenze des Reiches so unbefriedigend wie möglich lagen, und der faule Friede mit den Liutizen jeden Tag gebrochen werden konnte, mußte Otto das Kind seinen Römerzug haben, von dem er dann allerdings als gekrönter König heimkehren konnte. Natürlich brachen die Wenden während seiner Abwesenheit in Sachsen ein und verbrannten Arneburg a. Elbe. Diese Hiobspost begrüßte ihn bei seiner Rückkehr nach dem „bäurischen" Sachsen. Nun mußte er doch zum Schwerte greifen!

Der äußere Anlaß zu diesem Slawenkriege war folgender gewesen: Der Wendenfürst Mistiwoi hatte mit 1000 Reitern seines Volkes den Kaiser nach Italien begleitet. Fast alle waren dort aufgerieben worden, so daß er sozusagen allein zurückkehrte. Als Lohn für seine Treue begehrte er nun seine deutsche Verlobte als Frau. Da soll Markgraf Dietrich ihm schroff geantwortet haben: „Eine so erlauchte Braut dürfe man nicht einem Hunde geben." Mistiwoi erwiderte höhnend: „Wenn der Hund gut ist, wird er tüchtig beißen." Wütend ging er fort, begab sich zu den Liutizen und berief sie nach Rethra. Dort am heiligen Orte erzählte er ihnen seine Schmach und wie die Wenden von den Sachsen Hunde genannt würden. Erregt antworteten ihm die Liutizen: „Dir ist ganz recht geschehen, warum hast Du den Dienst des Kaisers und der Sachsen, dieses harten und habsüchtigen Volkes, der Gemeinschaft mit Deinen Stammesgenossen vorgezogen?" Gegen Mistiwois Treuschwur im Tempel des Radigast leisteten ihm nun aber die Liutizen doch Beistand.

Die Vergeltung für Arneburg fiel sehr zweifelhaft aus, es war eben keine Kraft in diesem Otto III. Ja, wie um die kaiserliche Macht zu verhöhnen, waren die Wenden bei seiner Rückkehr nach Magdeburg schon wieder über die untere Elbe gegangen und verheerten den Bardengau, die alte Stammesheimat der Langobarden.

In Lüneburg jedoch stand eine Besatzung aus westfälischen Kriegern. Diese warfen sich am 6. November 997 auf die slawischen Räuberbanden und brachten ihnen nach einem heißen Kampf eine empfindliche Niederlage bei: als die Westfalen unter Bischof Ramward von Minden die Slawen gegen Lüneburg anrücken sahen, zogen sie ihnen kühn entgegen; voran der Bischof mit dem Kreuz, hinter ihm die

Fahnenträger und die Streiter. Es regnete derart westfälische Hiebe, daß wenige auf deutscher, sehr viele aber auf wendischer Seite fielen. Schleunigst flohen da die Räuberscharen, ließen ihre Beute im Stiche und brachten die Elbe so schnell wie möglich zwischen sich und diese hünenhaften Krieger.

Die wackeren Westfalen hatten bei diesem Siege so wenig nach dem Kaiser gefragt, wie er nach ihnen. Schon wieder war er unterwegs und zog dem Rheine zu, mit Gedanken an einen neuen Römerzug beschäftigt. So sah man sich in Sachsen den Wenden gegenüber auf eine schwächliche Abwehr angewiesen, statt eine endgültige Entscheidung zu erzwingen! Nur ein kriegerisches Ereignis von Belang wird aus dieser Zeit berichtet: ein Feldzug der Sachsen gegen die Slawen 998, in welchem erstere Sieger blieben; ein Jahr später aber wurde bereits wieder das Kloster Hillersleben a. Ohre durch einen wendischen Überfall verbrannt, und die armen Nonnen wurden gefangen weggeführt!

Wo waren die Zeiten des großen Otto und Gero geblieben? Kaum ein Menschenalter war seit ihrem Tode vergangen, und schon schien ihr Beispiel von dem lebenden Geschlecht — voran der Enkel des gewaltigen Kaisers — vergessen!

Ottos III. verhängnisvolle Polenpolitik.

In Italien sog sich Otto III. so voll religiöser Schärmerei, daß die Askese sein Ideal wurde, und er bald halb Mönch, halb Kaiser war. Anstatt als Herrscher nach Sachsen heimzukehren, zog es ihn als Pilger an das Grab seines verstorbenen mönchischen Freundes, des Märtyrers Adalbert nach — Gnesen! Der junge Kaiser hatte diesen Mann, der bei dem Versuch einer Bekehrung der heidnischen Preußen erschlagen worden war, nicht nur verehrt, sondern auch geliebt. So kam es, daß der deutsche Kaiser nach zweijähriger unverantwortlicher Abwesenheit vom „bäuerischen Sachsen" nicht dorthin zog, sondern am Ostrande des Reiches entlang reiste über Regensburg, Zeitz und Meißen bis zur damaligen polnischen Grenze am Bober. Dort in Eulau erwartete ihn Meskos Nachfolger, der neue Polenherzog Boleslaw, und bereitete seinem Oberherren einen glänzenden Empfang. Froh den Vogel im Garn zu haben, überhäufte er Otto III. mit unterwürfigen Ehrenbezeugungen und geleitete ihn so nach

Gnesen. Als Otto Mitte März des Jahres 1000 sich dem polnischen Nest näherte, stieg er vom Pferde und betrat barfuß die Stätte, wo Adalberts Gebeine ruhten. Unter heißen Tränen betete er hier am Grabe seines Freundes. Und nun heimste Boleslaw die Früchte dieser kaiserlichen Lohengrinpolitik ein — die Gründung des Erzbistums Gnesen auf Kosten des beraubten Magdeburger Erzstiftes. Da der schlaue Sarmate wußte, wie sehr der jugendliche Schwärmer auf dem Kaiserthron, trotz alles mönchischen Wesens, für persönliche Ehrungen und Schmeicheleien zugänglich war, so feierte er seinen Aufenthalt in Gnesen mit ausgesuchter Pracht und schmeichlerischen Huldigungen. Der Pole erreichte, was er erstrebte, der kaiserliche Jüngling gab Boleslaw den Ehrentitel „Bruder und Mitarbeiter am Reiche, Freund und Bundesgenosse des römischen Volkes“ und — erließ dem geriebenen Sarmaten den Tribut, den er, wie wir gesehen, für „alles Land zwischen Oder und Warthe“ zu zahlen hatte! Der gerechte Unwille, der alsbald in Deutschland ob dieses neuen Kurses in der Polenpolitik laut wurde, veranlaßte Boleslaw die Rolle des treuen Lehnsträgers vorläufig erst recht weiter zu spielen: mit 300 polnischen Schwergewappneten begleitete er Otto III. nach Magdeburg und weilte hier am kaiserlichen Hoflager als Günstling und „getreuer Dienstmann“. Dafür erhielt er als königliches Geschenk ein E h r e n s c h w e r t, daß der Pole gegen niemand öfter ziehen sollte, als gegen O t t o s N a c h f o l g e r! Posen und Gnesen waren so vom Kaiser wohlversorgt worden, wie sah es aber in den „deutschen“ Bistümern aus, die vor den Toren der Mutterstadt Magdeburg lagen?

Der Bischof von Brandenburg und auch der von Havelberg waren und blieben ohne Sprengel — „in partibus“ — wie der kirchliche Fachausdruck lautet. In Oldenburg (Ostholstein) fristete die Kirche ein kümmerliches Dasein. Nur in Meißen konnte ihr Werk in Ruhe und mit Eifer gefördert werden, solange sie sich von Eckhards starkem Arm beschützt wußte. Aber auch hier schien man zu ahnen, daß die Zukunft noch schwere Gefahren bringen könne, denn der dortige Bischof bat, ihn dermaleinst nicht in Meißen zu beerdigen, damit sein entseelter Leib nicht durch wilde, slawische Horden in seiner Ruhe gestört werde.

Kein Wunder, wenn der Polenherzog unter so günstigen Umständen die Stunde für gekommen hielt, die nunmehr reife Frucht seiner Heuchlerpolitik zu pflücken und sich aus eigenem Recht zum unbeschränkten Herrn von Polen zu machen. Der erste Schritt nach dieser Richtung hin war die Verstoßung seiner deutschen Gemahlin, einer Tochter des

verstorbenen Markgrafen Rikdag von Meißen. Ein weiterer Schritt zur Abwerfung der Abhängigkeit vom Reiche bestand darin, daß er die deutschen Glaubensboten in seinem Lande auswies. Alles was die Deutschen bisher an Kulturansängen in Polen geschaffen hatten, wurde zu „nationalen" Einrichtungen umgewandelt. So erhob sich durch Ottos III. Schuld an der Ostgrenze Deutschlands statt eines bis dahin abhängigen Fürstentums ein selbständiger slawischer Staat: das polnische Reich. Freilich hat es außer Boleslaws Zeiten nie vermocht, seine Lebensfähigkeit zu erweisen und fiel auch zeitweilig wieder unter die deutsche Oberhoheit. Aber die Drachensaat, die der unfähige Kaiser hier gesät hatte, sollte leider sein Nachfolger ernten. Ob der gekrönte Schwärmer, der zuletzt dem Wahn eines Weltreiches mit Rom als seiner Hauptstadt nachjagte, je gefühlt hat, welche Schädigung er dem Reiche zugefügt hatte? Als Strafe aber mußte er es doch wohl empfinden, daß das von ihm als bäurisch mißachtete deutsche Volk sich bereits von ihm abgewandt hatte, als er in Italien ohne Macht und ohne Erben starb.

III. Buch.

Kaiser Heinrichs II. Polenkriege.

Heinrich II. und Boleslaw Chrobri.

Der Mann, der den verwaisten Königstuhl des Reiches bestieg, war Ottos III. Verwandter, der dritte der baierischen Linie der Liudolfinger — zugleich der letzte Sproß dieses erlauchten Geschlechts. Sein einziger Nebenbuhler war der mächtige Markgraf von Meißen und Herzog von Thüringen, der getreue Eckhard des Deutschtums an der Elbe. Doch er wurde meuchlerisch auf einer Wahlreise, die er durch Sachsen machte, in Pöhlde (am Harzer Oderflüßchen) ermordet. Das von ihm gegründete Eckartsberga — in der Nähe des Schlachtfeldes von Auerstädt — erinnert noch heute an diesen Großen unseres Volkes. Sein Tod machte sich sofort in der Wendei, in Böhmen, vor allem aber in Polen bemerkbar. Boleslaw zumal hatte allen Grund, über den Untergang des tapferen Hüters der Reichsmarken zu frohlocken, auf die er es bereits selber abgesehen hatte!

Sofort ergriff er die Gunst des Augenblicks. Mit einem schnell gesammelten Heer bemächtigte er sich des ostelbischen Teiles der Mark Meißen; Bautzen, die zu Geros Zeiten (958) angelegte Schutzburg dieser Gegend und das wegen des Elbüberganges damals sehr wichtige Strehla fielen in seine Hände. Auch die „Merseburger", die in der Unterstadt von Meißen in Blockhäusern angesiedelt waren, bestach Boleslaw. Sie empörten sich gegen den Burggrafen Ozer, drangen in die Oberstadt ein und öffneten dem Polenherzog das östliche (Wasser-) Tor der Bergfeste. MitMühe und Not erlangte Ozer und seine treuen Burgmannen freien Abzug. Nun die starke Schutzwehr des meißnischen Landes durch Verrat gefallen war, kam auch dessen ganzer westelbischer Teil bis zur (weißen) Elster zeitweilig unter Boleslaws Herrschaft; in alle Burgen dieses Gebietes legte er polnische Besatzungen! Dahin hatte Ottos III. unverantwortliche Polenpolitik geführt.

Nur die Unsicherheit, welche die Wahl des neuen Kaisers mit sich brachte, erklärt es allenfalls, wenn die sächsischen Großen all dies

geschehen ließen, ohne sofort Gegenmaßregeln zu ergreifen. Noch war nämlich Heinrich II. damals Herzog in Baiern und mit seinem Anspruch auf den Thron seines Ahnen, Heinrich des Finklers, noch nicht durchgedrungen. Dies benutzte der geriebene Sarmatenfürst. Er tat so, als ob er im Einverständnis mit Heinrich II. handelte. „Sobald dieser aussichtsreiche Thronbewerber zum König gewählt sein würde, wollte er sich dessen Entscheidung gern unterwerfen", ließ er durch Boten überall in Sachsen verkünden. Sollte aber wider Erwarten die Wahl auf einen andern fallen, so gelobte er sich dem Schiedsspruch der sächsischen Fürsten zu fügen — und unbegreiflicherweise schienen diese auch an die heuchlerischen Versprechungen des slawischen Fuchses zu glauben. So ließen sie ihn eine Zeitlang im angemaßten Besitz von Ländern, die nicht einmal der große Abfall des „schwarzen" Jahres 983 hatte wanken sehen. Es war ein unerhörter Tiefstand deutscher Herrschaft, lagen doch slawische Besatzungen jetzt wieder in Burgen, die seit 70 Jahren nur deutsche Bemannung kannten. Glücklicherweise war dieser unerträgliche Zustand nur von ganz kurzer Dauer, seine bloße Möglichkeit aber legt Zeugnis ab von der gänzlichen Zerfahrenheit der deutschen Verhältnisse am Ende von Ottos III. unglückseliger Regierung.

Als nun Heinrich II. in Merseburg auch von den Sachsen zum König gewählt war, erschien Boleslav am Hoflager des neuen Herrschers. Scheinbar seinem Versprechen getreu, stellte er die Entscheidung über den Besitz der von ihm erschlichenen ost- und westelbischen Marklande König Heinrich anheim. Besonders viel lag dem Polen natürlich an Meißen. Er machte ein Angebot von ungeheuren Summen, die er für die Überlassung dieser wichtigen Stadt zahlen wollte. Aber Heinrich wies ernst und streng das Ansinnen zurück, diese Gründung seines großen Ahnherren, unter welcher Bedingung auch immer, in die Hände des Sarmaten auszuliefern! Sogar die Lausitzen mußte Boleslav wieder in die Hände des neuerwählten deutschen Königs zurückgeben. Nur das eine erlangte er, daß sein Stiefbruder Gunzelin, weil er zugleich ein Halbbruder des ermordeten Markgrafen Eckhard war, mit Burg und Mark Meißen belehnt wurde. Daran knüpfte er verräterische Hoffnungen, wahrscheinlich bestand schon damals eine geheime Abmachung zwischen den beiden.

Noch mit einem anderen Großen des Reiches führte Enttäuschung und Groll den Polenherzog zusammen: dem Babenberger Heinrich von Schweinfurt, der Markgraf im baierischen Nordgau war, aber nach dem durch Heinrichs II. Wahl freigewordenen Herzogstuhl Baierns

gestrebt hatte. Da auch er sich gekränkt und zurückgesetzt fühlte, lieh er dem sarmatischen Verführer ein williges Ohr. Aber am Hoflager zu Merseburg war der verdächtig vertrauliche Verkehr der beiden Mißvergnügten beobachtet und belauscht worden. Man mißtraute beiden, so daß es bei ihrem Austritt aus Merseburg zu einem Vorfall kam, der viel böses Blut machen mußte.

Als Boleslaw mit dem Babenberger zu Roß die Hofburg verlassen wollte, fanden sie das äußere Tor durch eine bewaffnete Schar versperrt. Der Ausgang wurde ihnen verwehrt. Da brach sich der starke Markgraf des Nordgaues mit dem Schwerte Bahn und der Polenfürst entkam hinter ihm — ihr Gefolge aber wurde abgeschnitten und geriet in arge Bedrängnis. Mehrere Ritter daraus waren schon im Handgemenge verwundet worden, als Herzog Bernhand von Sachsen herzueilte, Frieden stiftete, und so den hartbedrängten Sarmaten das Leben rettete. Boleslaw schlug aus diesem an sich freilich unentschuldbaren Vorfall politisches Kapital. Er schob die Urheberschaft dem deutschen König selbst zu, und so hatte er einen Anlaß gefunden, dem Spruche Heinrichs II. wenn nötig mit Waffengewalt zu trotzen. Zunächst aber mußte er Stadt und Land Meißen, sowie die Lausitzen räumen.

Bis zur Elbe ritt er äußerlich ruhig und gelassen. Als er aber nach Strehla kam, ließ er diese deutsche Stadt in Brand stecken und führte ihre überraschten Bewohner in polnische Gefangenschaft. Dann schmiedete er vermittelst heimlicher Vertrauter, Mißvergnügter wie der Babenberger, tückische Ränke im Reiche gegen den neugewählten König und streckte seine Hand auch nach Böhmen aus. Dort hatte sein Namensvetter Boleslaw (der Rote) unsinnig gegen sein Volk, ja gegen seine eigene Familie gewütet. Nach seiner Vertreibung wurde Wlodowei Herzog, aber auch er machte sich bald unmöglich, da er ein wüster Trunkenbold war. Nun führte der Polenherzog den Roten wieder als seinen Schützling — in Wahrheit als seinen Strohmann — mit Waffengewalt nach Böhmen zurück. Aber die Verbannung hatte die Grausamkeit des Wüterichs nicht gemildert, und so trat bald das ein, worauf der verschlagene Pole gerechnet hatte: Die Tschechen wandten sich mit der flehentlichen Bitte an ihn, sie doch ja wieder von dem rohen Tyrannen zu befreien. Da war sein Plan reif! Bei einer Zusammenkunft mit dem Roten ließ er ihn fesseln und blenden, dann verwies er ihn aus dem Lande. Er selbst aber eilte nach Prag, wo er festlich empfangen und nun auch wirklich — zum Herzog von Böhmen ausgerufen wurde!

So hatte Boleslaw — der jetzt wohl seinen altpolnischen Ehrennamen Chrobri (der Tapfere, Ruhmreiche) erhielt — Polen und Böhmen vereint und stand im Begriffe, den Traum eines großen, allslawischen Reiches zu verwirklichen. Ja er dachte sogar daran, sich die Königskrone aufs Haupt zu setzen; wie der fromme Magyarenkönig Stephan seine Krone Rom verdankte, so wollte Boleslaw die seine auch nur aus den Händen des Papstes annehmen. Doch blieb ihm dieser ehrgeizige Wunsch bis zum Tode Heinrichs glücklicherweise versagt!

Wo aber war das Deutsche Reich und sein durch den kecken, polnischen Lehnsträger beleidigter Herrscher? Deutschland befand sich eben damals in einer üblen Lage. Fast gleichzeitig waren Polen, Böhmen und Italien abgefallen; in der Umgebung des Königs unterhielt Boleslaw geheime Verbindungen, deren wichtigste die mit dem ungetreuen Babenberger war. Während Heinrich II. diesen aufsässigen Markgrafen züchtigte, fiel Boleslaw Chrobri in die ostelbischen Marken ein, die er bei seinem Abzuge von Merseburg hatte räumen müssen, und rückte gegen Meißen vor, wo der verdächtige Gunzelin jetzt schaltete. So durfte er — auf Grund bereits getroffener Abmachungen — hoffen, Stadt und Burg wiederum durch Verrat in seinen Besitz zu bekommen. Aber dem Gunzelin erschien der Handel doch zu gefährlich. Der treulos zwischen seinem König und seinem slawischen Stiefbruder Schwankende ließ ihm antworten: „Jetzt ist weder Zeit noch Gelegenheit zu solchem gewagten Spiel, wenn auch nur ruchbar wird, daß ich mit Dir unterhandle, verliere ich Leben und Besitz.“ Zu gleicher Zeit prellten die Einwohner der kleinen Stadt Mügeln durch eine gelungene List die räuberischen Scharen Boleslaws, die das linke Elbufer überschwemmten. Trotzdem sollen 3000 Gefangene aus dem meißnischen Lande damals die Beute des Chrobri geworden sein.

In dieser Lage konnte der Kaiser die hartbedrängte alte Mark nicht lassen! Von den Herbstjagden im Spessart eilte er nach Sachsen. Hier bot ihm ein Bundesgenosse die Hand, an den man am wenigsten denken konnte.

Boleslaws ständig wachsende Macht, die schon in Pommern Fuß gefaßt hatte, bedrohte nämlich die Liutizen im Rücken. In der Wahl zwischen Polen und Deutschen als Herren entschieden sie sich für die Letzteren. So schickten sie Ostern 1003 Abgesandte nach Quedlinburg an Heinrichs II. Hoflager, der ihnen gern gewährte, was ihm selbst ein großer Vorteil erschien: ein Bündnis gegen die Polen. Freilich mußten die seit 20 Jahren freien Liutizen diesen Vertrag mit einem gewissen Abhängigkeitsverhältnis erkaufen, aber es war ein so gelindes, daß sie

es gern eingingen; sie wollten lieber unter solch milden Bedingungen Freunde der Deutschen sein, als Knechte des hochmütigen Polen werden. So räumten sie, wie ausbedungen war, dem deutschen König mehrere Festen ihres Gebietes ein, u. a. Zerwisti (Zerbst), zahlten aufs neue einen mäßigen Tribut und versprachen in wichtigen Streitfällen vor seinem Gericht zu erscheinen. Dafür sagte Heinrich II. ihnen völlige Freiheit in allen inneren Angelegenheiten zu, vor allem erhob er als kluger Realpolitiker keinen Einspruch gegen die Ausübung ihres alten Götzendienstes. So mußte er denn dulden, daß sie ihm mit ihren Götterbildern als Feldzeichen — vielleicht war auch das der „Frea" dabei? — Heeresfolge leisteten. Ihm lag nur daran, mit ihrer Hilfe den gemeinsamen gefährlichen Gegner niederzuschlagen und unschädlich zu machen. Der damaligen Zeit mußte allerdings das Bündnis mit diesen verstockten Heiden als etwas Unerhörtes erscheinen, und nur durch die Wiederherstellung des Bistums Merseburg konnte Heinrich II. die frommen Tadler im eigenen Lager beschwichtigen.

Von Merseburg brach der Kaiser auf, um Boleslaw aus der Oberlausitz zu vertreiben. Am 8. Februar 1004 war er in Wurzen und wenige Tage später überschritt er die zugefrorene Elbe auf dem Eise. Aber plötzlich auftretendes Tauwetter nötigte ihn noch einmal zu schleuniger Umkehr. So mußte er sich damit begnügen, in Meißen Verstärkungen zurückzulassen und begab sich wieder nach Merseburg.

Aber nach seinem ersten Römerzug erneuerte Heinrich II. den Krieg gegen den Chrobri. Am 15. August sollte sich das sächsisch-thüringische Heer in Merseburg sammeln, an welchem Tage der Kaiser auch dort eintraf. Sorgsam suchte er seine Absichten zu verschleiern, da Boleslaw sogar in seiner nächsten Umgebung geheime Späher unterhielt. Zum Schein ließ Heinrich II. zwischen Riesa und Meißen alle möglichen Fahrzeuge auf der Elbe zusammenbringen, als ob er wieder direkt in die Oberlausitz vorstoßen wollte. Statt dessen aber wandte er sich von Merseburg aus unmittelbar nach Böhmen, um hier der angemaßten Herrschaft des Polen ein Ende zu bereiten.

Heinrichs II. Feldzug nach Böhmen.

Zuerst behinderten starke Regengüsse den Heereszug der Deutschen, so daß Boleslaw Chrobri Zeit hatte, die Übergänge über den damals ohnehin unwegsamen „Mirkwidi" durch Verhaue zu schließen

und mit Bogenschützen zu besetzen. Er war so sicher, daß dem kaiserlichen Heere jeder Zugang nach Böhmen versperrt sei, daß er auf die gegenteilige Äußerung eines deutschen Geistlichen an seiner Tafel ausrief: „Gewiß, wenn sie durchschlüpfen könnten wie die Frösche, so wären sie bereits hier.“ Aber er sollte sich doch täuschen — er unterschätzte den entschlossenen Mut deutscher Ritter. Als sich Heinrich II. eines Tages einem Haupthindernis der Polen im Gebirge gegenübersah, rief er: „Freiwillige vor!“ Sofort war eine Schar schwergepanzerter Streiter bereit; überraschend stürzten sie den steilen Bergpfad hinauf, und siehe da, sie brachen sich und den nachfolgenden Landsleuten todesmutig Bahn! Ohne weiteres Hemmnis rückte nun der Kaiser in Böhmen ein. Hier konnte er erkennen, auf wie schwachen Füßen die Macht des Chrobri in Böhmen stand. Stammeshaß trennte die Slawen damals jedenfalls in viel höherem Maße als die Deutschen. Die Tschechen waren heimlich gegen die Polenherrschaft in ihrem Lande ergrimmt, ihr zogen sie bei weitem die des deutschen Kaisers vor. Da überdies Jaromir, der vertriebene Sprößling ihres alten Herzogshauses, sich bei dem deutschen Heere befand, so nahm man es überall freudig auf. Ohne Widerstand rückte Heinrich II. vor und vereinigte sich im Egerland mit dem Heerbann der Baiern, der von Südwesten her in Böhmen eingefallen war. Die Deutschen zogen nun vor Saatz. Sofort erschlugen die Einwohner die polnische Besatzung der kleinen Feste und öffneten dem Kaiser die Tore. Schon ging ein Gerücht im Lande um, daß Boleslaw in Prag von seiner Umgebung getötet worden sei. Aber es war eine absichtlich verbreitete falsche Nachricht, um die Wachsamkeit der Deutschen möglichst einzuschläfern. Sie waren jedoch auf ihrer Hut. Schleunigst wurde der junge Jaromir mit dem Rittertreffen des Königs und einem tschechischen Gefolge, das sich schnell um den heimischen Fürstensohn gebildet hatte, nach Prag vorgeschickt: lebend oder tot sollten sie den Chrobri in Heinrichs II. Gewalt bringen. Noch in der Nacht brach Jaromir mit dieser Streitmacht auf, aber der Pole war doch noch schneller als er: fluchtartig verließ er das ungastliche Böhmen, um es nie wieder zu betreten!

Prag öffnete frohlockend dem heimgekehrten Jaromir die Tore, dann geleitete ihn die Menge nach der Bergfeste Wyshehrad an der Moldau, unmittelbar südlich von der Hauptstadt, wo er auf den alten Fürstenstuhl des Landes erhoben und zum Herzog ausgerufen wurde. Der Kaiser, der dem jungen Jaromir auf dem Fuße gefolgt war, wurde gleichfalls unter großem Jubel in Prag eingeholt und vom Bischof Thiedegg sowie dem neugewählten Herzog nach der Kirche des

Georgenklosters geführt, wo er seinen Schützling Jaromir mit allen Würden seines Vaters neu belehnte. Am 8. September 1004 war der Kaiser noch in Wyshehrad bezw. Prag, dann entließ er die Baiern mit königlichem Dank und führte das sächsische Heer, welches Jaromir mit den Seinen treu geleitete, auf sehr beschwerlichen Pfaden über das Lausitzer Gebirge in das Land der Milziener.

Nach diesem Feldzug scheint das Egerland von Deutschen besetzt geblieben zu sein, es wurde zum Reiche geschlagen. Seit Begründung des Bistums Bamberg — Heinrichs II. bedeutendste kirchliche Tat — das so segensreich für die Ausbreitung des Deutschtums nach Osten hin, d. h. in Oberfranken und darüber hinaus wirkte, ist das Egerland durch Besiedelung ziemlich früh eingedeutscht worden. Der Bürgermeister von Eger sagt bei Schiller zu Wallenstein (1634):

„wir waren reichsfrei,
Doch seit 200 Jahren ist die Stadt
Der böhm'schen Kron verpfändet."

Da wo die kriegerischen Ereignisse dieses Jahres begonnen hatten, sollten sie auch enden: in der Oberlausitz. Die hoch am Ufer der Spree romantisch gelegene Zwingburg des alten Milzienerlandes mußte belagert werden. Mit ihrer polnischen Besatzung leistete Bautzen hartnäckigen Widerstand. Als der Kaiser eines Tages seine Mannen zum Sturm auf die Mauern der heutigen Ortenburg ermunterte, geriet er in Lebensgefahr; ein von den Zinnen herabgeschossener Pfeil traf einen unmittelbar neben ihm stehenden Getreuen zu Tode! Bei der fortgesetzten Berennung der Feste wurden auf deutscher Seite noch viele Streiter verwundet und mehrere erschlagen. Unter ihnen ein besonders tapferer Ritter namens Hemuza. Wiederholt forderte er jeden beliebigen Krieger der Besatzung zum Zweikampf auf. Jeden, der sich stellte, besiegte er, dem Fliehenden folgte er hitzig unter der Mauer bis zum Tore, wie Achilles dem Hektor. Da schleuderten eines Tages die Belagerten einen halben Mühlstein auf seinen Helm herab. Zu Tode getroffen stürzte der Tapfere nieder — schnell kamen die Feiglinge zum Tore heraus und schleppten den Leichnam frohlockend in die Stadt. Ein anderer Ritter im deutschen Heere, der wegen seiner Jagdleidenschaft der „wilde Tommo" hieß, glitt beim Kampfe am Ufer der Sprewa (Spree) auf dem glitscherigen Gestein aus und fiel ins Wasser. Nun warfen sich die Feinde auf ihn. Lange schützte ihn seine treffliche Rüstung, bis ihn die Todeswunde traf. Sein treuer Knappe, der ihm zu Hilfe eilte, brach, von einem Speer durchbohrt, leblos über seinem toten Herrn zusammen.

Jetzt wollte die bis aufs äußerste gereizte Wut der Belagerer Bautzen in Brand stecken, da legte sich der gewandte Gunzelin von Meißen aufs Vermitteln. Schließlich ergab sich die Burg unter der Bedingung, daß die polnische Besatzung frei abziehen könne. Sie wurde gewährt, die Polen räumten die Spreefeste, und eine deutsche Burgmannschaft bezog nun wieder die Wacht in der Hauptstadt der Oberlausitz. Mit Bautzen war das ganze Milzienerland für den Chrobri verloren, für Heinrich II. aber gewonnen. Der Kaiser, erfreut über den schönen Erfolg, führte sein durch den langen Feldzug sehr erschöpftes Heer über die Elbe, wo er und die Seinen während des langen Winters die wohlverdiente Ruhe in Magdeburg bezw. Sachsen genossen. —

Boleslaw Chrobri wird im eigenen Lande besiegt.

Boleslaw Chrobri war durch den Krieg des Jahres 1004 gedemütigt aus Böhmen und der Lausitz verjagt worden, aber seine Macht war noch nicht vernichtet. Das konnte nur durch einen Feldzug geschehen, der ihn im eigenen Lande traf. So hieß es denn für den König und seine reisigen Krieger schon im folgenden Jahre den Feind in Polen aufsuchen und schlagen.

Für Mitte August wurde das Heer aufgeboten, zum Sammelplatz war Leitzkau bestimmt, am östlichen Ufer der Elbe, in der Nähe von Magdeburg. Heinrich II. stellte sich an die Spitze seiner Streiter. Auf einer offenbar seit alter Zeit vorhandenen, von der mittleren Elbe nach Osten führenden Handelsstraße gelangte man unbehindert und ungefährdet bis „Dobraluh im Gau Lusizi", das heutige Dobrilug bei Kirchhain in der Niederlausitz. Dort stießen, wie verabredet, die Bayern unter ihrem Herzog Heinrich sowie die tschechischen Hilfsvölker unter dem jungen Jaromir zu der Hauptmacht.

Auf dem weiteren Vormarsche durch die Niederlausitz aber wurde das Heer von wendischen Führern, die Boleslaw bestochen hatte, in möglichst unwegsame Einöden und die sumpfigsten Gegenden am Südrande des Spreewaldes gelockt. Infolge dieser Verräterei kam man nur mühselig und sehr langsam vorwärts. Endlich fand man eine Stelle am Ufer der Spree — wohl beim heutigen Kottbus — wo man lagern und den Übergang versuchen konnte. Hier kam es am 6. September 1005 zum ersten Gefecht in diesem Kriege.

Als der kühne Graf Thiedbern erfuhr, daß die Polen von einem Hinterhalt aus den Deutschen zu schaden beabsichtigten, wollte er den

Ruhm der Unschädlichmachung des Feindes für sich allein erwerben, d. h. diese Polen mit einer auserlesenen Schar von Kriegsgefährten gefangen nehmen oder niederhauen. Sie entwischten aber den schwergewappneten Streitern und warfen sich zum Schutze hinter aufgestapelte Haufen gefällter Baumstämme. Aus dieser Deckung hervor schossen sie ihre Pfeile auf die heransprengenden Verfolger ab. So fielen hier an der Spree nicht nur Thiedbern selbst, sondern eine ganze Reihe seiner Kampfgenossen, u. a. die berühmten Ritter Bernhard, Isi und Benno, Lehnsmannen des Bischofs von Halberstadt.

Durch dieses Gefecht wurde zwar der Übergang über die Spree erzwungen, aber der Erfolg schien zu teuer erkauft; Heinrichs Schmerz war ebenso groß als der seiner Begleiter. Auf dem Weitermarsche nach der Oder, am Tage ehe man diesen Strom erreichte, stießen von Norden her die verbündeten Liutizen zum kaiserlichen Heere. An ihrer Spitze sah man die greulichen Götzenbilder, die so viele christliche Gemüter mit Abscheu erfüllten. Besonders die Geistlichen im Gefolge Heinrichs II. bekreuzigten sich eifrig bei diesem Anblick. Nur der Kaiser machte gute Miene zum bösen Spiel und hieß die Bundesgenossen mit königlicher Huld willkommen. Dann erreichte man die Oder da, wo der Bober in sie mündet, bei „Crosno“ sagt der Chronist, d. h. bei der heutigen Stadt Krossen. Am Bieberfluß (Bober) schlugen die Deutschen ihr Lager auf.

Die heute mit reizenden Obsthainen bedeckten Höhen jenseits der Stadt hatte Boleslaw besetzt, um so den Scharen Heinrichs den Übergang über den Grenzstrom streitig zu machen. Eine ganze Woche lang mühten sich die Deutschen vergeblich ab, eine taugliche Schiffbrücke herzustellen — es wollte nicht gelingen! Die unbeholfene, noch völlig in den Kinderschuhen steckende Technik des Mittelalters spielte hier, wie so oft bei ähnlichen Gelegenheiten, auch den tapfersten und stärksten Kriegern einen bösen Streich. Endlich entdeckten kühne Kundschafter eine vortreffliche Furt durch die Oder. So setzten bei Tagesanbruch 6000 Mann wohlbehalten aufs jenseitige Ufer über. Als Boleslaw durch seine Späher hiervon erfuhr, wollte er es zuerst nicht glauben. Nur seinen eigenen Augen wollte er trauen — aber sein Erkundungsritt belehrte ihn schnell und gründlich, daß den Deutschen doch gelungen war, was er für unmöglich gehalten hatte.

Dieser kühne und geschickte Oderübergang, der zugleich für den Polenherzog eine Umgehung bedeutete, machte einen solchen Eindruck auf ihn, daß er in aller Hast sein Lager abbrach und sich zur Flucht wandte, alles Gepäck wurde in der überstürzten Eile und Verwirrung zurückgelassen.

Der so unerwartet schnelle und unblutige Erfolg versetzte auch den Kaiser und seine Umgebung in eine gehobene Stimmung. Man gab dem Herrn die Ehre für einen so vollständigen Sieg, den Kühnheit, Kriegsglück und Geschick davongetragen hatten. Das Hauptheer mit Heinrich II. an der Spitze stimmte ein allgemeines Loblied an und ging ungefährdet über die Oder.

Die übergesetzten 6000 Reiter hatten sofort die Verfolgung von Chrobris Heerscharen aufgenommen. Aber da die Polen — so sagt Thietmar von Merseburg — wie flüchtige Hirsche davoneilten, so konnten die gepanzerten Deutschen sie nicht mehr einholen und kehrten zum königlichen Lager zurück.

Ohne auf Widerstand zu treffen, ja ohne auch nur einen Feind zu Gesicht zu bekommen, drang der deutsche Kaiser nun verheerend tief ins polnische Land ein. Am 22. September lagerte er bei der Abtei Meseritz, wenige Tage darauf stand er 2 Meilen vor Posen! Hier nun mußte Heinrich II. sein Heer verteilen, um es in dem unwirtlichen Lande besser mit Nahrungsmitteln und Pferdefutter zu versehen. Diesen Umstand benutzten die ortskundigen Polen, um einzelne, zerstreute Scharen aus dem Hinterhalt zu überfallen. Aber das waren nur Nadelstiche, die keinen Erfolg bedeuteten.

So sah Boleslaw Chrobri mitten im eigenen Lande einen siegreichen Gegner hausen, ohne jede Möglichkeit, ihn daraus mit Gewalt zu vertreiben. Es blieb ihm also nichts übrig, als zu verhandeln: er bat um Frieden! Da schickte der Kaiser den gewandten Erzbischof Tagino von Magdeburg und andere seines Gefolges nach Posen. Hier, d. h. in dem polnischen Nest, das auf der Dominsel lag, wurde der Friede abgeschlossen. Boleslaw mußte feierlich auf Böhmen sowie die Marken Meißen und Lausitz verzichten. Seine Abhängigkeit vom Reiche erkannte er aufs neue an; doch wurden ihm die Eroberungen, die er früher in Galizien, Schlesien und Mähren gemacht hatte, belassen.

Die zurückgewonnene Oberlausitz wurde nun aber vom Kaiser nicht dem verdächtigen Gunzelin von Meißen übergeben, sondern einem treueren Hüter, dem Sohne des in Pöhlde ermordeten Markgrafen Eckhard, namens Hermann verliehen. So entstand hier ein selbständiges Markgraftum, das von Meißen abgetrennt wurde.

Nie vorher war ein deutsches Heer soweit nach Osten vorgedrungen als das Heinrichs II. im Jahre 1005. Hatte Gero die Oder erreicht und von hier aus machtvoll in die polnischen Verhältnisse zugunsten Deutschlands eingegriffen, so hatte jetzt Heinrich II. diesen Grenzstrom

überschritten und die Ehre des Reiches glänzend gewahrt, indem er das deutsche Schwert ins Herz des Feindeslandes stieß.

Mit diesem Friedensschluß aber waren weder die Tschechen noch die Liutizen zufrieden; beiden war mit einer bloßen Beugung des gefährlichen Chrobri unter die deutsche Macht nicht gedient, sie hatten von diesem Feldzug die völlige Vernichtung des Polen erhofft — denn jetzt mußten sie seine Rache fürchten!

Auch in weiten deutschen Kreisen war man von den Friedensbedingungen nicht erbaut. Besonders die Großen und die Geistlichkeit schmerzte es, daß Boleslaw nicht wieder auf jene Stufe der Abhängigkeit herabgedrückt worden war, auf der er vor Ottos III. romantischer Pilgerfahrt nach Gnesen gestanden hatte. Damals hatte sich der Slawe vor den stolzen sächsischen Herren als zinspflichtiger Lehnsträger ihres Kaisers gebeugt, und ungehindert durften deutsche Priester als Sendboten sein Land durchreisen.

Den folgenden Winter benutzte der kluge Realpolitiker auf dem deutschen Königstuhl dazu, mit den Liutizen, die der erfolgreiche, gemeinsame Feldzug ihm nahegebracht hatte, Beratungen zu pflegen. Er entbot ihre Abgeordneten nach den Grenzplätzen an der Elbe: Werben, Wallersleben und Arneburg. Stets wußte er bei diesen Verhandlungen sein oberherrliches Ansehen zu wahren. Den vielfachen Räubereien der Wenden setzte er ein Ziel, die von ihnen verursachten Verluste mußten sie reichlich entschädigen; ja Heinrich II. ließ sogar zwei slawische Häuptlinge nebst ihren Gefährten als Räuber zu Wallersleben aufknüpfen. Für alle Fälle setzte der Kaiser auch die deutschen Schutzburgen an der Elbe, besonders Arneburg, wieder neu instand.

Drei weitere Feldzüge gegen Boleslaw Chrobri.

Weit hinein in den slawischen Osten Europas erstrahlte die Macht und der Glanz des Deutschen Reiches. Auch Boleslaw Chrobris junges Staatsgebilde zeigte deutliche Spuren des gewaltigen deutschen Einflusses, so sehr es damals scheinen mochte, als habe er sein polnisches Reich aus dem Nichts geschaffen. Konnte er auch gegen die germanische Welt im Westen, die ihm ja so vielfach Muster und Vorbild war, nichts ausrichten, so bekamen seine slawischen Nachbaren im Süden, Norden und Osten die kriegerische Tüchtigkeit dieses einzigartigen Polenfürsten zu spüren. Die Pommern, die den feindlichen Brüdern jenseits der Warthe uud Netze so oft in blutigen Grenzkriegen

begegnet waren, fühlten mehrere Male die überlegene Faust dieses Chrobri. Die Tschechen hatten gleichfalls unter seiner Übermacht zu leiden. Da Polen mit seinen Einöden, Sümpfen und meilenweiten Kiefernbreiten damals ein sehr schwach bevölkertes Land war, so hatte der Halbbarbar auf seinen Kriegszügen in das viel blühendere Böhmen und Mähren ganze Scharen von schechischen Gefangenen weggeschleppt, um mit diesen Hörigen die ödesten Striche seines halbwilden Landes zu bebauen! Aber auch die Russen bekämpfte er: als der Großfürst dieses Volkes ihm die Schwester zur Ehe verweigerte, warf er sich auf ihn und berannte die Warägerhauptstadt Kiew, die sich ihm ergeben mußte. So trieb er die „slawischen Brüder“ zu Paaren; wir aber dürfen stolz hinzufügen: mit einem deutschen Ritterheer hat dieser Chrobri nie gewagt, sich in offener Feldschlacht zu messen!

Als er Böhmen und die Lausitzer Marken erobert hatte, glaubte er sich der Verwirklichung seines großen Traumes, mit der echt slawischen Unfähigkeit, das Erreichbare nüchtern einzuschätzen, schon ganz nahe. Damals verweigerte er zuerst dem deutschen Kaiser die Lehnspflicht und warb in Rom um eine eigene Krone.

Aber der Posener Friede hatte seine stolzen Hoffnungen zertrümmert, ihm seine wichtigsten Erwerbungen entrissen und ihn wieder zu einem Lehnsträger des deutschen Reiches gemacht. Heimlich harrte er auf eine Gelegenheit, die ihm erlauben würde, das auferlegte Joch, wenn es auch noch so wenig drückend war, wieder abzuschütteln.

Diese Gelegenheit kam früher, als er selbst vielleicht erwartet hatte. Seit dem Posener Frieden schwebten, wie wir sahen, die Liutizen und die Tschechen in steter Furcht vor der Rache des Polen. Deshalb ruhten sie nicht eher mit Bitten und Vorstellungen, als bis sie Heinrich II. zu einem abermaligen Kriege gegen den gefährlichen slawischen Nachbarn veranlaßt hatten. Als er im Jahre 1007 das Osterfest in Regensburg feierte, erschienen dort Gesandte des Böhmenherzogs sowie der Liutizen. Beide beteuerten, sichere Kunde davon zu haben, daß Boleslaw wieder Angriffspläne gegen sie hege.

Dem Kaiser, der damals den aufrührerischen Grafen Baldwin von Flandern noch nicht unterworfen hatte, kam ein neuer Polenkrieg begreiflicherweise sehr ungelegen, aber nachdem er mit den Großen des Reiches Rat gepflogen, glaubte er doch, um dem drohenden Abfall seiner slawischen Bundesgenossen vorzubeugen, sich zum Kriege gegen den Polenherzog entschließen zu müssen.

Er entsandte den Markgrafen Hermann der Oberlausitz, der Boleslaws Schwiegersohn geworden war, um dem Sarmatenfürsten die Kriegs-

erklärung zu überbringen. Vergebens versuchte der Chrobri, sich vor seinem Eidam zu rechtfertigen, Hermann hatte keinen anderen Auftrag, als den Krieg zu erklären. Notgedrungen nahm Boleslaw, der für einen solchen Kampf tatsächlich nicht gerüstet war, den Fehdehandschuh auf. „Christus ist mein Zeuge" rief er aus, „was ich jetzt tuen muß, tue ich wider Willen".

So begann der Krieg. Heinrich II. war leider gezwungen, seine besten Streitkräfte gegen Baldwin von Flandern zu führen, so daß er die Leitung des Feldzuges notgedrungen dem unternehmenden Erzbischof von Magdeburg, Tagino, übertragen mußte. Aber nur lässig rüsteten die sächsischen Herren zu diesem Polenkrieg, den ihr nüchtern-praktischer Sinn als unnötig, wenn nicht gar schädlich erkannte. Nur dem König zu Liebe leisteten sie, was er von ihnen verlangte, aber er selbst war ja gar nicht zugegen, so fehlte dem ganzen Unternehmen von vornherein der rechte Trieb und Schneid.

Boleslaw dagegen hatte entschlossen und schnell seine durch ihn kriegerisch erzogene Slachta und die Heerscharen des gemeinen Mannes zusammengerafft und war in die ostelbischen Marklande eingebrochen. Mit seinen Reiterschwärmen drang er bis in das Gebiet gegenüber von Magdeburg vor, noch ehe das sächsische Heer sich gesammelt hatte. Er nahm die Heinrich II. von den Liutizen eingeräumte Burg Zerwisti (Zerbst) und führte die Bewohner des Ortes sowie der Umgegend in polnische Gefangenschaft.

Endlich überschritt ein sächsisches Aufgebot die Elbe, worauf Boleslaw sich hinter die schwarze Elster zurückzog. Aber schon in Jutriboc (Jüterbog) löste sich diese, allzu hastig gestellte Schar auf, da schließlich alles der Meinung war, es sei nicht ratsam, die Feinde mit so geringer Mannschaft zu verfolgen. Das war ein kläglicher Anfang des Krieges! Nun konnte der Chrobri sich in allen drei Gauen der Niederlausitz festsetzen: in Lusizi (Westen), Sara (Sorau) und Selpoli (Nordosten). Auch in der Oberlausitz sah Bautzen die Polen wiederum vor seinen Toren. Vergebens schickten die Belagerten Boten über Boten an die sächsischen Großen, vergebens eilte Markgraf Hermann selbst aus seiner Mark nach Magdeburg und beschwor sie dort persönlich, dieser wichtigsten überelbischen Feste Beistand zu leisten, niemand wollte die Hand zum Entsatz von Bautzen bieten. Leider war der rührige Tagino grade um diese Zeit von seinem Erzstift abwesend, sein Probst Walthard aber hatte nicht Einfluß genug, um Hermann genügend zu unterstützen. Eine Woche lang verteidigte sich die Spree-feste noch gegen die unablässigen Angriffe des Polenherzogs, da aber kein Ersatz erschien, und unter den Merseburgern einige Genossen anfingen

wankend zu werden, ergab sich Bautzen an Boleslaw, welcher der tapferen Besatzung freien Abzug mit Waffen und ihrer ganzen Habe gewährte. Treuherzig fügt der Chronist hinzu: „Traurigen Herzens zogen sie dann heim."

Durch die Einnahme von Bautzen faßte der Sarmate nun wie in der Nieder- so auch in der Oberlausitz wieder festen Fuß. Ihn von hier zu vertreiben, wäre dem Kaiser jetzt möglich gewesen, da er soeben den Grafen Baldwin von Flandern überwunden hatte, aber neue innere Zerwürfnisse im Reich hinderten ihn daran. Glücklicherweise sah sich Boleslaw gerade damals von dem König der Magyaren angegriffen und an den Karpathen in Kämpfe verwickelt, die ihn für den Augenblick unschädlich machten. Die so gewonnene Frist benutzte Heinrich II., um im Jahre 1010 Ordnung und Ruhe in Sachsen herzustellen und die Verhältnisse des Markgraftums Meißen gründlich zu ordnen.

Den ungetreuen Gunzelin ereilte endlich sein verdientes Schicksal — er wurde vom Kaiser abgesetzt, nachdem mehrere sächsische Edelinge sich erboten hatten, durch das Gottesurteil des Zweikampfes ihn des geplanten Hochverrats zu überführen. Er wurde dem Bischof von Halberstadt zur Haft überliefert. Meißen erhielt — für alle Fälle! — eine stärkere Besatzung und Hermann von Thüringen als Burggrafen. Er machte sich sofort nach Meißen auf, begleitet von einem königlichen Beamten, der ihn dort einführen sollte. Um Hermann zuvorzukommen, wagte Boleslaw, der nun sah, daß er auf seinen Stiefbruder Gunzelin nicht mehr rechnen konnte, einen Anschlag gegen die wichtige Elbfeste, der aber glücklicherweise vereitelt wurde. Am Tage vor Hermanns Ankunft ging nämlich früh morgens eine ansehnliche polnische Streitkraft über die Elbe und rückte lautlos vor das Tor der Burg Meißen. Ihre Übergabe war bereits heimlich verabredet. Zwei „Merseburger", Kerle die für Geld zu allem zu haben waren, dienten bei diesem Anschlage als Führer. Allein die Polen waren trotz der Morgenfrühe und ihrer Vorsicht bemerkt worden. Das obere Tor wurde geschlossen und mit zahlreicher Mannschaft besetzt. Der Feind stutzte, sah seine Absicht vereitelt und zog sich nach kurzem Zögern ohne Kampf zurück — unbehelligt von der Besatzung. Am nächsten Tage zog der neue Burggraf Hermann in die Feste ein: die beiden Verräter aus der Unterstadt büßten ihren ruchlosen Frevel mit dem Tode. In Bautzen hatte Boleslaw gespannt auf den Ausgang dieses Abenteuers geharrt — wie enttäuschte ihn daher die Kunde von dem kläglichen Abblitzen seiner Mannen!

Endlich konnte Heiurich II. auf den August des Jahres 1010 den neuen Feldzug gegen den Polenherzog ansagen. Zur festgesetzten Frist versammelte sich das sächsische Heer bei „Belegori" (Belgern a. Elbe). Herzog Jaromir von Böhmen leistete auch diesmal Heeresfolge, der Kaiser in Person erschien und übernahm die Oberleitung in diesem neuen Polenkriege. Das Heer überschritt die Elbe und drang in die Lausitz ein. Kaum aber hatte man einen Ort namens Jarina (Gehren bei Luckau) erreicht, als Heinrich II. und Erzbischof Tagino schwer erkrankten. Der unfreiwillige Aufenthalt in diesem weltverlorenen Dorfe, dessen Namen die örtliche Sage allerdings an Gero knüpft, hatte wenigstens das eine Gute, daß hier zwei Späher Boleslaws abgefangen wurden. Es waren 2 Brüder aus dem Volke der Heveller, die sich auf dem Rückwege aus Polen in die Heimat befanden. Sie wurden über Art und Zweck ihrer Sendnng ausgefragt, wollten aber nichts gestehen, so wurden sie beide zusammen hier in Gehren auf einem Hügel gehenkt.

Dann tagte ein Kriegsrat und faßte den Beschluß, der kranke Kaiser solle samt dem Erzbischof unter der erforderlichen Bedeckung nach Sachsen zurückgeleitet werden. Das Heer aber habe seinen Marsch nach der Oder fortzusetzen, zumal Boleslaw bereits vor den anrückenden Deutschen alles Land bis zu diesem Strome geräumt hatte. So gelangten die Sachsen ungehindert durch den Gau „Silensi" — Schlesien, dessen Name hier zum ersten Male genannt wird — bis nach Glogua (Glogau). Vor dieser Oderfeste zog das deutsche Heer in blinkender Rüstung und straffer Ordnung vorüber, um den Feind auf diese Weise aus dem Schutze seiner Mauern hervorzulocken, aber er erschien nicht im freien Felde. Zwar hatten die Polen, als sie das verhältnismäßig kleine Heer der Deutschen so keck und herausfordernd vorbeimarschieren sahen, ungestüm von Boleslaw verlangt, zum Kampfe geführt zu werden. Der aber wehrte ihnen mit folgenden denkwürdigen Worten: „Das Heer, das ihr vor euch seht, ist allerdings klein an Zahl, aber groß an Tapferkeit und Stärke, es sind auserlesene deutsche Krieger. Greife ich es an, so bin ich, ob Sieger oder Besiegt, für die Folge geschwächt, der Kaiser aber ist imstande, in kurzer Frist ein zweites ebensolches Heer aufzustellen. Es ist also viel besser, wenn wir diese Herausforderung in Geduld ertragen und lieber ein anderes Mal, wenn es ohne allzugroße Verluste möglich ist, diesen Übermütigen entgegentreten." Hier haben wir also das offene Eingeständnis Boleslaw Chrobris, daß er eine Feldschlacht mit einem deutschen Ritterheere auch dann nicht wagte, wenn seine Polen in erdrückender Überzahl waren.

So blieben die Sachsen unbelästigt. Da sie aber den Feind nicht stellen konnten, traten sie den Rückweg aus Schlesien durch die (nun wieder befreite) Oberlausitz an. Heftige Regengüsse hielten das Heer zwar etwas auf, es war im September 1010, doch gelangte man ohne Verluste wieder an die Elbe. Nachdem der Böhmenherzog sich von seinen deutschen Waffengefährten getrennt hatte, setzten die Sachsen über den Strom und zogen nach Merseburg, wo sie der Kaiser freudig empfing. So unblutig wie dieser Feldzug sind wenige in der Geschichte des deutschen Volkes verlaufen; aber was konnte das tapfere Heer dafür, wenn es ohne Siege heimkehrte, da der berühmte „Chrobri" angesichts der blanken deutschen Wehr einfach „gekniffen" hatte! Jedenfalls blieb Boleslaw aus den ostelbischen Marken der Lausitzen verjagt, und das war die Hauptsache.

Vor allem ging nun Heinrich II. daran, die jüngst zerstörten Burgen der Lausitz wiederherzustellen — er selbst freilich mußte sich nach dem Südwesten des Reiches begeben, wohin ihn wichtige Regierungsgeschäfte riefen. Im Winter 1011/12 kehrte er nach Sachsen zurück und ließ nun, gleich nach Neujahr, die größte der niederlausitzer Burgen — Lebusa wieder instand setzen. Doch grade in der weiten Ausdehnung dieser Doppelfeste lag eine Gefahr; sie konnte in kurzer Zeit und mit beschränkten Mitteln nur unzulänglich ausgebaut werden, und zu ihrer wirksamen Verteidigung hätte eine sehr zahlreiche Bemannung gehört. So mußten sich die nach Lebusa geschickten Burgmannen und Werkleute damit begnügen, bei der großen Festung den alten Ring der Umwallung in 14tägiger Schanzarbeit notdürftig zu erneuern; nur die kleine Unterburg wurde angemessen befestigt und verstärkt. Dann bekam Lebusa etwa 1000 Mann als Besatzung. Der Kaiser schien sich viel von diesem überelbischen Stützpunkt zu versprechen, aber leider sollten die Ereignisse des nächsten Krieges zeigen, daß diejenigen Recht behielten, die ihn als zu schwach und nicht genügend bemannt bezeichnet hatten, wie der Chronist Thietmar, der Augenzeuge dieser Wiederherstellung von Lebusa war.

Als Schädigung der deutschen Belange im slawischen Osten wurde es ferner angesehen, daß gerade um diese Zeit der treueste Verbündete Heinrichs II. der von ihm selbst eingesetzte Herzog Jaromir von Böhmen, durch seinen Bruder Udalrich entthront wurde und notgedrungen zu dem Polenherzog flüchten mußte. Außerdem riefen jetzt schwere Unruhen den Kaiser nach Lothringen, so daß er sich zu Verhandlungen mit Boleslaw veranlaßt sah. An einem Orte, der Sciciani genannt wird, das heutige Dorf Seitschen (westlich von Bautzen) hatte Walthard, der Nachfolger Taginos im Erzbistum Magdeburg, eine Zusammenkunft

mit Boleslaw Chrobri. Der deutsche Kirchenfürst wurde hier von dem Polen prächtig empfangen und reich mit Geschenken bedacht, aber die zweitätigen Verhandlungen scheiterten wahrscheinlich an dem ungenügenden Entgegenkommen Boleslaws.

Im Sommer 1012 sammelte sich das deutsche Heer wiederum bei Belgern, während Heinrich II. fern im Westen Metz belagerte, wohin sich die lothringer Empörer geworfen hatten. Aber der für die Leitung des Heeres ausersehene Walthard erkrankte plötzlich schwer und starb, den bisherigen Bundesgenossen, dem neuen, hinterlistigen Böhmenherzog und selbst den Liutizen war auch nicht recht zu trauen, und schließlich gab es immer noch „gekränkte" sächsische Große, die wie ehedem mit dem Sarmaten in sträflichem Einverständnis standen. Da sank selbst den Besten der Mut, es kam gar nicht zum Elbübergang und das Heer löste sich wieder auf.

Boleslaw Chrobri überfiel nun aber mit seinen flinken Reiterscharen die Niederlausitz. Sogleich schloß er Lebusa ein und berannte es. Der Kühne hatte Glück: die Elbe war, wie übrigens auch Rhein und Donau in diesem Jahre, stark über die Ufer getreten, unaufhörlicher Regen goß vom Himmel. Eine solche Witterung genügte damals, um die wichtigsten kriegerische Unternehmungen zu verhindern: so war es den Sachsen unmöglich, die Festung zu entsetzen! Am 20. August wurde Lebusa von den Polen gestürmt, die Hälfte der Besatzung, 500 Mann, fiel im Kampfe, die andere wurde gefangen genommen. Während dieses Sturmes soll Boleslaw triumphierend — beim Frühstück gesessen haben. Er ließ sich die Gefangenen zur Schau vorführen: unter ihnen die angesehenen Bürger der Stadt Gunzelin nnd Wiso, sowie den vom Unglück verfolgten Burggrafen von Lebusa namens Scih, der den Feinden verwundet in die Hände fiel. Jedesmal, wenn er eine Burg zu hüten bekam, verlor er sie — nicht aus Feigheit, sondern infolge eines kläglichen Mißgeschicks, das sich an seine Fersen zu heften schien. Und einen solchen Pechvogel hatte man zum Befehlshaber des so wichtigen und weit vorgeschobenen Lebusa gemacht!

Die Sieger teilten nun die ungeheure Beute, steckten die Stadt in Brand und. zogen frohlockend nach Osten ab. So war der Chrobri wieder Herr in der Nieder- und Oberlausitz. Die Sachsen aber mußten sich damit begnügen, die Elblinie mit Meißen zu sichern.

Endlich, im September, kehrte der Kaiser aus dem beruhigten Lothringen nach Sachsen zurück und nun ordnete er mit fester, herrschgewohnter Hand die völlig zerfahrenen Verhältnisse in diesem deutschen Kernland. Zunächst stellte er das gute Einvernehmen mit den Bundes-

genossen wieder her: er beschied die Liutizen zu einem Landtage nach Arneburg, wo er die entstandenen Mißverständnisse zu zerstreuen wußte. In Merseburg empfing er dann den neuen Herzog von Böhmen und belehnte ihn hier mit seiner Würde. Diejenigen sächsischen Herren aber, die nachweislich Boleslaws geheime Freunde waren, wurden in die Acht getan. So traten wieder geordnete Verhältnisse in Sachsen ein, und neue Rüstungen konnten gegen den Sarmaten betrieben werden.

Da kam gänzlich unerwartet eine polnische Gesandtschaft nach Pöhlde am Harzer Oderflüßchen, wo Heinrich II. Weihnachten feierte. kaum hatte Boleslaw an der Ächtung seiner deutschen Hehler erkannt, daß der Kaiser nunmehr Ernst mache, so erstrebte er einen annehmbaren Frieden. Heinrich war damals leider mit den Vorbereitungen zu einem Römerzuge beschäftigt und deshalb gleichfalls zu Unterhandlungen geneigt. Bald einigte man sich in Güte. Der Sohn Bolselaws, Mjesko, erschien im Februar 1013 in Magdeburg am Hoflager des Kaisers, um ihm den Lehnseid zu leisten, und dann kam der Polenherzog selbst nach.

In Merseburg trug er Heinrich II. beim Kirchgang das Reichsschwert voran und bekannte sich dadurch vor aller Welt als dessen Lehnsmann. Große Geschenke hatte er für ihn mitgebracht, aber nur um ein viel größeres zu erhalten: nämlich die Lausitzen als Lehen. So gingen diese wichtigen Ostmarken durch des Kaisers Hand dem Deutschtum, wenn auch nicht dem Reiche auf einige Zeit verloren. Es war ein großer politischer Fehler, den Heinrich bald bereuen sollte! Dann schieden die beiden gewaltigsten Kriegsherren jener Zeit in Merseburg voneinander. Boleslaw Chrobri zog nach Osteuropa, um den russischen Großfürsten zu bekriegen, Heinrich II. holte sich in Rom die Kaiserkrone aus den Händen des Papstes.

Als Heinrich von Italien heimkehrte, begegnete er bereits wieder den heimlichen Ränken Boleslaws, der nach Besiegung der Russen nicht nur selbst seine geschworene Lehnstreue wieder frech gebrochen hatte, sondern auch Udalrich davon abhalten wollte, die böhmische Heerfolge zu leisten. Doch hier ging der Fuchs in die Falle: er schickte seinen Sohn Mjesko nach Prag, ließ den Tschechen an ihre Blutsverwandtschaft gemahnen und zu einem Bündnis gegen den gemeinsamen germanischen Feind auffordern. Doch Herzog Udalrich mißtraute mit Recht diesem Antrag. Er ließ den polnischen Prinzen gefangen setzen, um so eine gewichtige Geisel gegen die Ränke des Vaters zu haben. Kaum aber war der Kaiser nach Deutschland zurückgekehrt, als Boleslaw bei ihm Beschwerde führte und die Auslieferung seines Sohnes durch Udalrich verlangte. Der tschechische Lehnsträger machte gegen seinen Oberherren folgendes

geltend: „Gebe ich Mjesko frei, so habe ich Vater und Sohn zeitlebens zu Feinden; halte ich ihn aber fest, so darf ich hoffen, durch ihn große Vorteile zu erlangen. Indessen alles was der Kaiser, mein Herr, verfügt, werde ich voll Ergebenheit erfüllen."

Heinrich II. versprach ihm nun feierlich, daß er ihn gegen die Rache des Polen schützen werde, so gab der Tschechenherzog den gefangenen Mjesko endlich heraus. Nun dankte der verschlagene Sarmate dem Kaiser demütig als seinem Wohltäter, der seinen Sohn aus unwürdiger Haft, ja Lebensgefahr befreit habe. Er versprach diesen Dank in Zukunft dadurch beweisen zu wollen, daß er seinem edelmütigen Lehnsherren stets ein gehorsamer Freund sein wolle. Als Gegenleistungen für dieses Versprechen verlangte er — die Auslieferung Mjeskos. Doch dieser Sarmatenschlauheit setzte der Kaiser deutsche Klugheit gegenüber. Er verlangte, Boleslaw solle sich ihm persönlich in Merseburg stellen, dort wolle er ihm dann den Sohn übergeben. Aber der Pole wußte genau, daß er nach dem offenen Bruch seines Lehnseides nicht wagen durfte, vor Heinrichs Richterstuhl zu erscheinen! So ließ er nicht nach, unterwürfige Botschaften zu schicken und gleißende Versprechungen zu machen. Und wirklich brachte er es endlich wenigstens dahin, daß der Kaiser im November 1014 zu Merseburg im Fürstenrat darüber verhandeln ließ, ob Mjesko dem Vater auszuliefern sei, oder nicht. Hier nun stimmte eine — wahrscheinlich von Boleslaw bestochene — Mehrheit für die Rückgabe des Polenprinzen. Diesem Beschluß gab dann Heinrich seine Zustimmung, worauf Mjesko zum Vater geleitet wurde. Der machte natürlich die weitgehendsten Zusagen, um, wie ja vorauszusehen war, keine zu halten!

Über den neuen schamlosen Treubruch Boleslaws beschwerte sich der Kaiser bei demselben Fürstentag, der ihm den schlechten Rat gegeben hatte. Die Tagung kam zu dem Beschluß, den ungetreuen Lehnsträger vor ihre Schranken zu laden. Diese Vorladung sollte ihm wieder der Markgraf der Oberlausitz, sein Eidam, überbringen. Aber was konnte je von der Posener Dominsel Gutes für die Deutschen kommen! Statt befriedigender Antwort brachte Hermann von dort einen andern — „edlen Polen" mit, den Unterhändler Stoignef. Die Tücke dieser sarmatischen Schlange zielte darauf ab, den Kaiser von den Fürsten zu trennen, ihn gegen sie auszuspielen mit der frechen Antwort, vor dem Kaiser wolle sein Herr wohl erscheinen, aber nicht vor den sächsischen Großen, die nicht seine Richter sein könnten! Nun erfolgte die Aufforderung an den ungetreuen Lehnsträger, die Ostmarken, mit denen er 2 Jahre zuvor belehnt worden war, bedingungslos herauszugeben. Diesmal war die Antwort

nicht gewunden: Boleslaw ließ endlich mit erfreulicher Offenheit sagen, er wolle behalten, was sein sei, und sich das zuerobern, was ihm noch fehle.

So war ein neuer Polenkrieg unvermeidlich geworden. Der Feldzugsplan war offenbar folgender: Heinrich II. wollte mit dem Hauptheer durch die Niederlausitz gegen die Polen vorrücken, nördlich von ihm Herzog Bernhard von Sachsen mit mehreren geistlichen und weltlichen Großen, sowie den — Liutizen, südlich von der Hauptmacht sollte Herzog Udalrich mit den tschechischen Hilfsvölkern heranmarschieren, ebenso Markgraf Heinrich von Österreich mit den Baiern. Die drei Heere sollten an drei verschiedenen Punkten die Oder überschreiten und sich dann jenseits des Stromes in Feindesland vereinigen, um mit vereinter Macht Posen und Gnesen zu erobern. Diesmal hatte man sich bei Torgau versammelt — das in diesem Zusammenhange zum ersten Mal genannt wird. Der Kaiser in Person führte das Heer über die Elbe und zog ohne Fährde durch die Niederlausitz bis in die Nähe von Ciani, d. h. Zinnitz bei Kalau. Die polnische Besatzung dieser Feste war ausgerückt, um den Anmarsch der Deutschen zu erkunden. Sie wurde überraschend angegriffen und im Kampfe fast völlig aufgerieben. Dann ging der Zug, diesmal ohne Irreführung, auf gebahntem Wege bis zur Oder bei Krossen.

Wiederum hatten hier die Polen unter Führung von Mjesko die jenseitigen Uferhöhen besetzt. Wie geplant, erreichte fast zur gleichen Zeit das von Herzog Bernhard geführte Teilheer mit den Liutizen die Oder an einer erheblich stromabwärts gelegenen Stelle, wo Boleslaw die Deutschen in einem festverschanzten Lager auf dem rechten Oderufer erwartete. Das südliche Teilheer endlich, das dem Kaiser durch Schlesien zuziehen sollte, kam überhaupt nicht bis an die Oder. Es wurde durch die Belagerung von Bautzen aufgehalten, auch wurde Heinrich von Österreich bald von Mähren aus in seiner eigenen Mark angegriffen, die sich damals, wie wir gesehen, donauabwärts erst bis zum Wiener Wald erstreckte.

Nachdem der Kaiser vergeblich versucht hatte, Mjesko durch die Erinnerung an die ihm erwiesenen Wohltaten auf seine Seite zu bringen, überschritt er am 3. August 1015 die Oder angesichts des Feindes, wahrscheinlich auf der vor 10 Jahren erkundeten Furt. Die Polen versuchten natürlich den Übergang zu verhindern, erlitten aber dabei derartig schwere Verluste, daß sie sich nach kurzem Kampfe eiligst zurückzogen: nur 3 Deutsche sollen gefallen sein, von den Polen dagegen 600. Der Chronist hat uns den Namen des einen der drei gefallenen Helden aufbewahrt. Es war der treffliche junge Ritter Hodo, der Gefährte

Mjeskos während dessen Aufenthalt als Geisel in Deutschland. Nun soll Heinrich II. diesen Edeling beschuldigt haben, aus allzugroßer Freundschaft für den Sohn sich dem Vater Boleslaw zu weit genähert zu haben, so daß er, der Kaiser, ihn im Verdacht habe, zu den geheimen Vertrauten des Polenherzogs zu gehören. Von diesem Vorwurf reinigte sich nun der ritterliche Jüngling an jenem Tage bei Krossen in der mannhaftesten Weise. Nachdem er gewaltig gegen die Polen gestritten hatte, setzte er den Fliehenden nach, den Seinigen weit voraus. Da wurde er durch einen Pfeilschuß ins Auge getroffen, der ihn sofort tot vom Rosse warf. Als Mjesko in dem erschossenen jungen Ritter seinen treuen deutschen Freund erkannte, beklagte er laut sein Schicksal und sandte den Leichnam mit allen ritterlichen Ehren zum deutschen Kaiser zurück!

Heinrichs Heer besetzte nun die von den Polen verlassenen Höhen, und hier, in beherrschender Stellung, erwartete man den Zuzug der beiden Teilheere. Aber keins kam, denn auch Bernhard konnte die festgesetzte Frist nicht einhalten. Zwar war es dem Sachsenherzog gelungen, seine Krieger auf der Oder zum Übergange einzuschiffen, aber überall lauerte Boleslaw auf dem jenseitigen Ufer mit seiner flinken Reiterei. Wohin Bernhard seine Kähne steuerte, dahin jagte der Chrobri mit seinen Reiterschwärmen. Endlich setzten die Deutschen Segel und fuhren den ganzen Tag mit frischem Winde auf der Oder, bis die ermüdeten Polen nicht mehr folgen konnten. So führte Bernhard die Landung auf dem östlichen Ufer des Stromes doch aus. Er brannte die nächsten polnischen, aus elenden Holz- und Strohhütten bestehenden Dörfer nieder, da Boleslaw mit seiner leichten Reiterei nun verschwand. Aber mittlerweile war die Bernhard vom Kaiser gesetzte Frist verstrichen und so konnte er nur Boten ins Lager bei Krossen schicken mit der Nachricht, daß zwar das Ziel erreicht, es nun aber wohl zu spät sei, um noch das Hauptheer erreichen zu können. Als diese Boten vor Heinrich II. erschienen, hatte er grade die Auflösung des baierisch-böhmischen Heeres erfahren, das zwar Bautzen erobert, sonst aber nichts Nennenswertes ausgerichtet hatte. Da sich der Kaiser unter diesen Umständen nicht mehr für stark genug hielt, weiter nach Polen hinein vorzustoßen, beschloß auch er, den Rückweg anzutreten.

Er überschritt mit den Seinen den Grenzstrom — vergebens suchte ihn der herbeigeeilte Boleslaw dabei zu belästigen — und zog boberaufwärts. Im Gau Diedesi wurde das Lager aufgeschlagen und zwar in einer von tiefen Wäldern umrahmten menschenleeren Gegend, wo nur ein einsamer Bienenzüchter hauste. Damit er nicht zum Verräter werden konnte, ward auch dieser im ganzen Umkreis einzige Slawe erschlagen!

Sogleich schickte Boleslaw mehrere Scharen seines Fußvolks dorthin, mit dem Auftrage, den Deutschen so viel wie möglich zu schaden. An den Kaiser aber sandte er gleichzeitig den Abt Tuni, seinen Vertrauten, als wolle er wegen eines Waffenstillstandes oder Friedens unterhandeln. Allein der angebliche Friedensbote wurde sofort als Späher entlarvt und im deutschen Lager festgehalten. Dann wurden in der Nacht Brücken über den davorliegenden Morast geschlagen, und am Morgen zog das ganze Heer unbelästigt ab. Nunmehr durfte auch das naseweise Äbtlein zu seinem Auftraggeber zurückkehren, dem er nur den glücklichen Abzug der Deutschen melden konnte: ein Stück grimmigen Kriegshumors aus dem Mittelalter!

Trotz dieser Nasführung wurde die deutsche Nachhut am 1. September 1015 in einer sumpfigen Gegend heftig angegriffen. Zuerst überschütteten die feindlichen Bogenschützen aus einem Hinterhalt im Walde die sächsischen Ritter mit einem Pfeilregen, dann erscholl ein dreimaliger Schrei, und in entschlossenem Anlauf stürzte sich das gesamte polnische Fußvolk auf sie los. Zweimal wurden die Sarmaten blutig zurückgeschlagen, aber beim dritten Ansturm lösten sich die Reihen der Nachhut auf, überrascht und ohne Ordnung wie sie war. Einer gegen viele kämpften die sächsischen Ritter, endlich erlagen sie nach einander der wachsenden Überzahl der Feinde. In diesem blutigen Gefecht fielen u. a. Markgraf Gero (der jüngere) von der Lausitz, Graf Volkmar und mit ihnen 200 der besten Streiter. Nur wenige hatten sich mit dem verwundeten Pfalzgrafen Burchard zum Kaiser durchschlagen können, um ihm die Trauerbotschaft zu verkünden. Sofort wollte Heinrich II. mit seinem gesamten Heere umkehren, um die Polen an der Ausplünderung der Gefallenen zu hindern und sie womöglich an der Stelle ihres in allzu ungleichem Kampfe erfochtenen Sieges zu züchtigen, aber auf den dringenden Rat der Fürsten setzte er den Rückmarsch nach der Elbe fort und begnügte sich damit, den Bischof von Meißen an die Unglücksstätte zu schicken, damit er für eine würdige Bestattung der erschlagenen Helden sorge und besonders die Herausgabe der Leiche des Markgrafen Gero erwirke. Während der Bischof tränenden Auges alles erfüllte, was der Kaiser ihm aufgetragen hatte, ging dieser in voller Ruhe und Sicherheit bei Strehla über die Elbe.

Die Weiber von Meißen.

In Merseburg harrte des Kaisers unzertrennliche Gemahlin Kunigunde seiner Wiederkehr von diesem polnischen Kriegszuge. Dorthin begab sich Heinrich. Unterwegs, in Meißen, sorgte er jedoch erst für

einen ausreichenden Schutz dieser wichtigen Elbfeste, da er wußte, daß ein polnisches Heer unter Mjeskos Führung den Deutschen langsam nachfolgte. Am 13. September 1015, mit Anbruch der Morgenröte, gingen die Polen über die Elbe und begannen sofort Meißen zu berennen. Ein Teil von Mjeskos Streitkräften wurde ausgesandt, um das Land ringsum zu verwüsten und auszuplündern. Die am Fuße des Burgberges gelegene Vorstadt, die damals aus Blockhäusern bestand, aber der heutigen Stadt entspricht, wurde gleich beim ersten Anlauf von den Polen genommen und in Brand gesteckt. Die Merseburger, die, wie wir gesehen, dort lagen, zogen sich in die Burg zurück. Aber diese obere Feste, der Kern der damaligen deutschen Siedelung Meißen, setzte unter dem Befehl des Burggrafen Hermann den Sarmaten hartnäckigen Widerstand entgegen. An zwei Stellen der Burg brach, durch Brandpfeile erzeugt, Feuer aus. Dies brachte die Belagerten in arge Bedrängnis, da nicht Männer genug vorhanden waren, um zugleich dem unaufhörlich anstürmenden Feinde und dem umsichgreifenden Brand zu wehren. Da legten die Frauen Hand ans Werk und sollen so Meißen gerettet haben. Sie löschten das Feuer, weil es auf der Höhe an Wasser zu fehlen begann — mit Met — und zugleich trugen sie den Männern auf den Zinnen und Wehrgängen Steine und Schießbedarf zu. Ihre zuversichtliche und tapfere Haltung hob den Mut und die Ausdauer der Verteidiger. Überall waren sie unermüdlich hilfreich. So brach sich der Polensturm vom 13. September 1015 an ihrer Opferwilligkeit und ihrem Mut. Wahrlich die „Weiber von Meißen" sollten ebenso bekannt und gerühmt werden, wie die Weiber von Weinsberg! Dieser Ehrentag in der Geschichte Meißens wird verewigt durch ein Wandgemälde in der Albrechtsburg, der Nachbarin des neu hergestellten Meißener Domes. Wer irgend kann, gedenke an so geweihter Stätte mit Dankbarkeit der tapferen „Weiber von Meißen".

Dies alles mußte Mjesko von dem der Burg benachbarten Berge mit ansehen. Am Abend überzeugte er sich, daß er mit seinen erschöpften Streitern die deutsche Feste nicht würde erobern können. Deshalb wartete er auf die Rückkehr seines zum Plündern rings zerstreuten Kriegsvolkes. Aber dies hatte den ganzen Gau bis zum Flusse Gana (Jahne bei Riesa) verheert und stellte sich zu spät auf sehr ermüdeten Pferden ein. Dazu kam, daß die Elbe schon damals oft sehr plötzlich stieg, um ebenso schnell wieder zu fallen; so war es auch an diesem denkwürdigen Tage. Bedrohlich schnell wuchs das Wasser des zürnenden Stromes, so daß der Sarmate voll Besorgnis für seinen Rückzug beschloß, noch in derselben Nacht über die Elbe zurückzugehen und er

war heilfroh, als er sein Heer unversehrt auf das rechte Elbufer gebracht hatte.

Meißen war gerettet! Bald trafen auch die vom Kaiser gesandten Verstärkungen ein. Am 8. Oktober wurde die Unterstadt wieder aufgebaut, in 14 Tagen war dies Werk bereits vollendet und alles wieder in Ordnung und im gewohnten Gleise. Heinrich II. begab sich nunmehr an den Rhein, nachdem er das linke Elbufer überall gesichert hatte. Das Weihnachtsfest verlebte der Kaiser in Paderborn, im Frühjahr 1016 kehrte er nach Ostsachsen zurück. Aber einen neuen Heereszug gegen die Polen zu unternehmen, war er um diese Zeit wenig geneigt: vielmehr waren seine Gedanken und Pläne auf die Erwerbung von Burgund gerichtet, dahin zielte auch seine Heerfahrt. Die Verteidigung des Reiches gegen Polen übertrug er seiner Gemahlin Kunigunde und den sächsischen Fürsten, riet aber von jedem größeren Unternehmen nach dieser Seite hin ab.

Unerwarteterweise verhielt sich auch Boleslaw längere Zeit ruhig. Der letzte große Einbruch in sein Land hatte seiner Macht doch empfindliche Wunden geschlagen. Vielleicht hätte der Kaiser, wenn er jetzt den Einfall des vorigen Jahres erneut hätte, die verlorenen überelbischen Marken zurückgewinnen und den Chrobri zu einem demütigenden Frieden ohne Schwertstreich zwingen können. Aber das Jahr verstrich ohne eine Waffentat gegen Polen, und schon begannen die sächsischen Herren wieder ihre traurigen Fehden untereinander. Auf dem Reichstage zu Allstädt, am 6. Januar 1017, wo diese Streitigkeiten durch den Kaiser persönlich beigelegt wurden, erschien auch eine Gesandtschaft von Boleslaw, und man schloß dort vorläufig einen beide Seiten befriedigenden Waffenstillstand ab.

Um die Verhandlungen zu beschleunigen und zu erweitern, sandte der Kaiser die Erzbischöfe von Mainz und Magdeburg, den Bischof von Halberstadt, die Grafen Siegfried und Bernhardt mit anderen Großen des Reiches an die Mulde, um dort eine Zusammenkunft mit dem Polenherzog zu halten. Aber der schlaue Sarmate wollte gar nicht kommen, sondern hielt sich hinter der schwarzen Elster in dem schon erwähnten Seitschen auf und rührte sich trotz wiederholter Aufforderung nicht von der Stelle. Da erbot sich die glänzende Gesandtschaft, ihm bis zur Elster entgegenzukommen, aber trotzig ließ der Slawe erwidern: „Auch über die Elsterbrücke setze ich ebenso wenig den Fuß, wie über die Muldebrücke.“ So kehrten die gefoppten Gesandten in den ersten Tagen des Februar 1017 höchst entrüstet zum Kaiser zurück, der sie in Merseburg erwartete.

Nunmehr ließ er sofort das Aufgebot zum Krieg gegen Boleslaw ergehen. Sorglich erwog Heinrich mit den Fürsten den Plan des Feldzuges, der ein entscheidender Schlag werden sollte. Nicht allein von der Elbe aus und an der mittleren Oder sollte der Polenherzog angegriffen werden, sondern zugleich von Österreich aus in Mähren und von Ungarn aus in der Slowakei beschäftigt werden. Schlesien aber sollte der eigentliche Kriegsschauplatz gegen den Chrobri werden! Selbst mit den Russen trat Heinrich II. bei dieser Gelegenheit in Bundesgenossenschaft. Es war das erstemal, daß Deutsche und Russen zusammengingen gegen — Polen! In Kiew war nämlich Boleslaws Eidam Swatopulk durch Jaroslaw, einen der Söhne des Warägers Wladimir, vom Throne gestürzt und aus dem Lande gejagt worden, worauf er bei seinem Schwiegervater in Polen Unterschlupf suchte und fand. So bot Jaroslaw dem deutschen Kaiser die Hand zum Bunde gegen den gefährlichen Nachbarn. Nun war der verschlagene Sarmate von allen Seiten eingekreist, und damit er nicht seine alte Fuchslist anwenden könnte, sich durch Anstiftung heimlicher Ränke und innerer Spaltungen im Reiche der drohenden Gefahr zu entziehen, erließ der Kaiser den strengsten Befehl, daß sich niemand, wer es auch sei, in Unterhandlungen irgend welcher Art mit dem nunmehr erklärten Feinde des Reiches einließe — zugleich wurden alle die ermittelt, die sich bis dahin solcher bedenklichen Verbindungen schuldig gemacht hatten.

Der schlesische Feldzug Kaiser Heinrichs II.

Das Osterfest feierte der Kaiser in Ingelheim, dem Orte, der immer noch vom Ruhm und der Größe des gewaltigen Kaisers Karl zehrte. Es ist das heutige Niederingelheim, wo noch jetzt, den weitesten Kreisen unseres Volkes leider unbekannt, die stattlichen Trümmer der sagenumsponnenen Kaiserpfalz zu sehen sind. Am 6. Juli 1017 war Heinrich II. wieder in Magdeburg. Zum Sammelplatz des Heeres war abermals Leitzkau bestimmt. Der Feldzug begann: zum erstenmale führte er Deutsche, Ungarn und Russen im Kampfe zusammen, zum erstenmale führte er die Deutschen ins Herz Schlesiens, das später durch emsige Besiedelung und friedliche Durchdringung eingedeutscht, für die Geschicke unseres Volkes so unendlich wichtig werden sollte.

Am 10. Juli 1017 brach das Heer nach Osten auf. Kirchenfürsten mit ihren Lehnsträgern begleiteten den Kaiser auf dieser Kriegsfahrt nach Polen. Beim Marsch durch die Niederlausitz zogen dem Kaiser wie schon früher starke Hilfsvölker aus Böhmen zu, sowie die Scharen der heidnischen Liutizen. So drang er mit gesamter Heeresmacht bis Glogua (Glogau) vor, stets wachsam gegen etwaige feindliche Hinterhalte, wo polnische Bogenschützen in dichtem Waldversteck lagen. Am 9. August 1017 lagerte er vor der Oderfeste, die Boleslaw besetzt hielt. Zugleich aber hatte der Polenherzog eine starke Abteilung seiner Streitkräfte nach Nemzi (Nimptsch), südlich von Breslau geworfen, das damals als die stärkste Burg Schlesiens galt. Sie lag im Gau „Silensi" (also Schlesien), dessen Namen der Chronist Thietmar von Slenz, der damaligen Benennung des Zobtenberges ableitet. Von der Stadt sagt er in seiner naiven Weise: „Nemzi, welches seinen Namen daher hat, weil es von den Unseren erbaut ist." Die Sache liegt aber, wie wir in der Einleitung sahen, tiefer. Beide Namen, sowohl der des Gaues (und Berges) als auch der Stadt, deuten offenbar auf Reste der germanischen Urbevölkerung Schlesiens hin, die sich hier noch lange nach der Völkerwanderung erhalten haben müssen. Nemzi bedeutet nämlich „germanischer Ort", und der Name Silensi weist ohne lautliche Schwierigkeit auf die Silinger, die mit den Wandalen zusammen aus Schlesien auswanderten und nach denen die Eroberer (W)Andalusiens und Nordafrikas „silingische" Wandalen genannt wurden. Die volkstümlich schlesische Bezeichnung des Landes als „Schlesingen" und der Bewohner als „Schlesinger" lehnt sich deutlicher an den Namen dieses verschollenen Germanenstammes an und sollte deshalb auch zur amtlichen Bezeichnung der großen, reichen Provinz werden.

Sobald Heinrich II. diesen Schachzug des Gegners erfuhr, entsandte er in Eile 12 000 Mann, den Kern seines Heeres, um Nimptsch noch vor dem Eintreffen der Polen zu besetzen. Unterwegs trafen die beiden Heerteile aufeinander: die Deutschen brachten den Polen eine empfindliche Niederlage bei, konnten jedoch nicht verhindern, daß die geschlagenen Feinde im Schutze einer regnerischen Nacht die Burg vor ihnen erreichten und sich hineinwarfen. Drei Tage nach diesem Ereignis eilte der Kaiser selbst von Glogau herbei und ließ die Feste von allen Seiten einschließen. Aber vergebens hoffte man hierdurch Nimptsch zur Übergabe zu bringen, die Belagerung zog sich wider Erwarten in die Länge. Die Deutschen bauten nun unter den Augen des Kaisers alle Arten von Maschinen zum Angriff, sofort aber erschienen auf der Seite der

Belagerten ganz ähnliche zur Abwehr; mit Ausdauer und großer Umsicht verteidigte sich die Besatzung. In der dritten Woche der Einschließung befahl Heinrich II. den ersten Sturm auf Nimptsch, der aber abgeschlagen wurde. Bald nachher gelang es der polnischen Besatzung sogar, die Belagerungsmaschinen durch Feuer zu vernichten. Boleslaw hatte unterdessen Glogau gleichfalls verlassen und sich nach Breslau begeben, (der slawische Ort lag auf der heutigen Dominsel), um hier in größerer Nähe den Ausgang des Kampfes um Nimptsch abzuwarten. So berannten die Deutschen im Herzen Schlesiens ohne Erfolg die stärkste Feste des Landes, deren Wichtigkeit offenbar darin lag, daß sie einen alten nach Böhmen führenden Heerweg schützte. Währenddessen machten die Polen mit leichten Reiterscharen glückliche Streifzüge nach anderen Seiten. Von Mähren aus z. B. hatte eine starke polnische Schar den Markgrafen Heinrich von Österreich in einen Hinterhalt gelockt und ihm große Verluste beigebracht, dann hatte sie zweimal Böhmen angegriffen und das Land plündernd durchschwärmt. Endlich wurde sie von dem rachegierigen Heinrich angefallen und in einem sehr blutigen Gefecht zerstreut, zahlreiche polnische Gefangene wurden die Beute der ergrimmten Österreicher. Auch die Lausitz hatten polnische Streifscharen im Rücken des Kaisers verheert, und sogar Belgern a. Elbe war von ihnen am 15. August angegriffen worden — allerdings holten sie sich hier nur blutige Köpfe! Ferner wurde eine gesondert heranziehende Abteilung Liutizen von den Polen angefallen und so zugerichtet, daß sie schleunigst in ihre Heimat zurückkehrten.

So waren die Nachrichten, die der Kaiser vor Nimptsch von allen Seiten erhielt, ziemlich schlechte; die Russen, die ihre Unterstützung bestimmt zugesagt hatten, kamen — wie so oft schon in der Kriegsgeschichte — überhaupt nicht heran, und Nimptsch hielt sich immer noch. Zwei Stürme — einer von dem Böhmenherzog Udalrich mit den Seinen, der andere von den Liutizen unternommen — wurden von der tapferen Besatzung abgeschlagen, die Boleslaw übrigens geschickt durch die Linien der Deutschen hindurch zu verstärken gewußt hatte.

Der September war gekommen, die Jahreszeit wurde rauh, da brachen im kaiserlichen Heere ansteckende Krankheiten aus, die viele Krieger hinwegrafften. Mit schwerem Herzen faßte nun der Kaiser den Entschluß, die Belagerung aufzuheben.

Da die Lausitz von den Feinden besetzt war, zog Heinrich II. von Nimptsch auf dem alten Heerweg südlich über die Sudeten nach Böhmen hinein, setzte dies Land in Verteidigungszustand und kehrte mit den Seinen über Meißen nach Merseburg heim. Beim Zuge des deutschen

Heeres durch das böhmische Grenzgebirge muß es dann nochmals zu Kämpfen mit den Polen gekommen sein, denn der Chronist Thietmar sagt, der Ausmarsch aus Böhmen sei noch gefährlicher gewesen als der Einmarsch.

So war das Heer des Kaisers immer mehr zusammengeschmolzen. Dazu litt es unter inneren Zerwürfnissen. Vergessen wir nicht, daß die Liutizen starre Heiden geblieben waren. Bereits war eine ihrer Heerfahnen, auf der sich das Bild einer Göttin befand, von vorwitzigen Knappen des Markgrafen Hermann von Meißen mit Steinen beworfen und durchlöchert worden; nur durch das Ansehen seiner Person und durch eine Entschädigung von 12 Pfund Geldes hatte der Kaiser die Erbitterung seiner heidnischen Bundesgenossen noch einmal beschwichtigen können. Als nun das Heer bei Wurzen an die ausgetretene Mulde kam, setzten die Liutizen über den Fluß. Da fiel ein anderes Götzenbild ins Wasser und versank: 50 ihrer besten Krieger ertranken bei dem Versuch, es zu retten; das war zuviel! Die Slawen sahen dies Mißgeschick als Zeichen des Zornes ihrer Götter an, verließen voll Unmut gegen die christlichen Bundesgenossen das Heer und kehrten trotzig in ihre überelbische Heimat zurück.

Gewaltig frohlockte Boleslaw über Heinrichs Abzug von Nimptsch. Sofort befahl er seinen westlich vorgeschobenen Scharen, die Elbe zu überschreiten. Schon am 19. September 1017 setzten die polnischen Reiterscharen über die Elbe und verheerten das unter deutscher Herrschaft längst aufgeblühte Land zwischen Elbe und Mulde. Große Beute und mehr als 1 000 Gefangene führten sie über den Strom zurück. Zur selben Zeit hatte ein kleiner polnischer Heerhaufen einen dritten Einfall in Böhmen gewagt, war aber bei dem kecken Unternehmen fast völlig aufgerieben worden.

Dieser Feldzug, von dem sich der Kaiser entscheidende Erfolge versprochen hatte, war am Ende kläglich gescheitert. Unsägliche Anstrengungen und Mühseligkeiten hatte sein Heer ausgehalten und trotzdem war deutsches Land den Angriffen der Polen ausgesetzt. Die Treue der Liutizen war wankend geworden, und die sächsischen Großen verlangten sehnlichst nach Frieden. Auch der Bund mit den Russen von Kiew hatte keine Vorteile gewährt. Während Boleslaw nämlich persönlich die Abwehr gegen den deutschen Angriff in Schlesien leitete, wurde der russische von einem nach Osten geschickten polnischen Heere zurückgewiesen. Denn der Großfürst von Kiew hatte tatsächlich seine Streitmacht gegen Boleslaw aufgeboten, war auch in polnisches Gebiet eingefallen und hatte eine Burg belagert. Da er aber hier einen unerwartet hartnäckigen

Widerstand fand, wandte er sich alsbald zum Rückzuge. So schien sich alles gegen den Kaiser verschworen zu haben, und deshalb war sein Wunsch nach Frieden ein sehr begreiflicher. Mindestens ebensosehr begehrte der schlaue Sarmate danach: wie durch ein Wunder war er in diesem schwersten und härtesten Kampfe seines Heldenlebens dem Untergange entronnen; er war viel zu klug, um sich auf ein zweites Wunder zu verlassen! Da er unter günstigeren Umständen niemals hoffen konnte, mit dem mächtigen deutschen Kaiser Frieden zu schließen, schickte er sofort einen Boten nach Merseburg, der wegen der Auslieferung der Gefangenen verhandeln sollte, zugleich aber auch anfragen mußte, ob der Kaiser einen Unterhändler empfangen würde. Auf das unablässige Drängen der begreiflicherweise kriegsmüden sächsischen Herren erklärte sich Heinrich II. endlich bereit, die Vorschläge des Polenherzogs anzuhören.

So begannen im Oktober 1017 die Friedensverhandlungen. Der Kaiser verließ zwar bald darauf Sachsen und ging nach Frankfurt, wo er Weihnachten feierte, aber die sächsischen Fürsten setzten inzwischen an seiner Statt die Verhandlungen fort. Am 30. Januar 1018 wurde endlich der denkwürdige Friede zu Bautzen geschlossen und auf Geheiß des Kaisers von dem Erzbischof von Magdeburg, dem Bischof von Halberstadt, dem Markgrafen Hermann von Meißen und dem Kaiserlichen Kämmerer Friedrich beschworen. Die Friedensbedingungen waren folgende: Die Nieder- und Oberlausitz sollte im Besitze des Polenfürsten bleiben. Über sein Lehnsverhältnis zum Deutschen Reiche scheint keine neue Bestimmung getroffen worden zu sein: so trat der frühere Zustand einer beschränkten Abhängigkeit von selber wieder ein. Schließlich besiegelte eine eigenartige deutsch-polnische Heiratspolitik diesen Friedensbund. Vater und Sohn, Boleslaw und Mjesko, freiten jeder ein deutsches Fürstenkind. Schon lange hatte der Vater um Oda, eine Schwester Markgraf Hermanns von Meißen, geworben. Jetzt — vier Tage nach dem Friedensschluß — wurde diese in dem schon genannten Seitschen, westlich von Bautzen, mit ihm vermählt. Es war Boleslaws vierte Ehe, jede neue Schwenkung seiner Politik kam durch eine neue Heirat zum Ausdruck. Und ein solcher Halbbarbar durfte sich Christ nennen! Der Sohn Mjesko freite Richiza, die Tochter des Pfalzgrafen Ehrenfried. So viel aber auch bei diesem Vertrag für die deutschen Belange verloren ging — eins war erreicht, und das war das wichtigste, nämlich daß die drohende Gefahr eines großen Westslawenreiches endgültig abgewendet war: Mit Meißen und Böhmen behaupteten die Deutschen ihre Herrschaft über die östlichen Grenzgebiete des Reiches.

Auch das Lehnsverhältnis, in dem Polen zu Deutschland stand, blieb erhalten, und solange Heinrich II. lebte, wagte der Chrobri nicht, sich die Königskrone aufs Haupt zu setzen!

300 deutsche Ritter mit Boleslaw auf dem Kriegszug nach Kiew.

Andererseits gab der Friede mit dem Kaiser nun Boleslaw freie Hand gegen seine östlichen Nachbarn, die Russen, und Heinrich selbst war offenbar zufrieden, die rastlose Tatkraft des streitbaren Polenherzogs sich nach jener Seite entladen zu sehen! Mit einem großen polnischen Heere, zu dem eine erlesene Schar von 300 deutschen Rittern stieß, — wohl als Folge der fürstlichen Doppelheirat mit deutschen Frauen, — rückte Boleslaw nach dem Osten Europas, um seinen Eidam Swatopulk in die verlorene russische Herrschaft am Dnjepr zurückzuführen. Am 22. Juli 1018 kam es am Grenzfluß Bug zur Schlacht, und gleich beim ersten Angriff floh Jeroslaw mit den Seinen vor der Tapferkeit der Deutschen und Polen. Nunmehr drang der Chrobri, ohne weiteren Widerstand zu finden, bis tief in das russische Reich ein. Am 14. August zog er nach kurzer Belagerung in das eroberte Kiew ein. An der dortigen Sophienkirche angekommen, soll er mit seinem Schwert — dem Ehrengeschenk Ottos III! — einen wuchtigen Streich in die „goldene Pforte" geführt haben; so habe es die Schrammen erhalten, nach denen es Jahrhunderte lang in der polnischen Überlieferung das „schartige" hieß. Noch in späten Zeiten wurden die polnischen Könige bei der Krönungsfeier mit diesem deutschen Schwert umgürtet.

Kiew selbst setzte die Polen in Erstaunen, aber auch die deutschen Ritter, die mit Boleslaw gezogen waren, mögen ob des fremdartigen, halb asiatischen Gepräges dieser Stadt voll Verwunderung um sich geschaut haben. Sie war der Mittelpunkt des osteuropäischen Handels, der Sammelplatz tatarisch-mongolischer Nomaden. Vor allem aber sah man damals hier noch die schwedische Leibwache des russischen Großfürsten. Ihr vertrauten sich die Nachkommen des Warägers (Varg schwedisch = Wolf) Rurik immer noch an. Aus Schweden lockte diese nordgermanischen Krieger reicher Sold und die Aussicht auf Ehrenstellen an den Dniepr! Die Waräger-Straße führte von der schwedischen Küste über die Ostsee durch Newa, Ladogasee, Ilmensee, und mit Tragstellen für die Wikingerschiffe an den Dniepr nach „Ostgard",

wie Rußland bei den damaligen Nordgermanen hieß. So herrschte mitten im östlichen Slawenlande germanische Kraft und Tüchtigkeit und erinnerte noch sichtlich an die Staatengründung des schwedischen Warägers Rurik (Hruodrik, Roderich!) hier am Ufer des großen Steppenstromes, in dem einst schon die Goten ihre Rosse getränkt hatten. Die gefeierten Namen Wladimir (Waldemar), Igor (Ingvar), Askold, Oleg (Olaf oder Helgi), Olga (Helga) u. a. sind ja heute noch Belege für diesen germanischen Ursprung des russischen Reiches von Kiew, und sogar die Stromschnellen des Dniepr tragen noch jetzt zum Teil nordische Namen! Zögernd und widerwillig, aber endlich doch durch die Wucht der Tatsachen überführt, geben heut auch russisch-slawische Schriftsteller zu, daß hier im Herzen Sarmatiens die staatenbildende Kraft des Germanentums ein Reich schuf, ähnlich wie früher bei den romanischen Ländern und Völkern Süd- und Westeuropas.

Zum Herren dieser Stadt und des Reiches setzte Boleslaw seinen Eidam Swatopulk ein und legte sein Heer ringsum in die Festen des russischen Landes. Mit kostbaren Geschenken aus der reichen Beute schickte er Boten zu Kaiser Heinrich, dankte ihm für die erwiesene Hilfe und bat um ferneren Beistand, indem er ihn zugleich seiner Ergebenheit, Reichstreue und Dienstwilligkeit nochmals versicherte. Wohl mag der kluge Sarmate, der nun zum erstenmale nicht gegen, sondern neben deutschen Rittern gefochten hatte, gemerkt haben, was mit solchen Kämpen auszurichten war!

Wieviel Ruhm hatte so der „Ruhmreiche" (Chrobri) erworben; Polen, das noch vor einem Menschenalter fast unbekannt war, wurde durch ihn aus dem Dunkel der slawischen Vorzeit zu glänzender Höhe emporgehoben. Deshalb erregte die überraschende Kunde von seinem 1025 erfolgten Tode in Deutschland lebhafte Anteilnahme und politische Erörterungen: zumal daß er die noch zuletzt eigenmächtig aufgesetzte Königskrone nur knapp ein Jahr tragen durfte, erschien den deutschen Zeitgenossen als ein göttliches Strafgericht für diese Anmaßung. Die sächsischen Marklande aber jubelten laut, daß sie endlich den bösen Nachbarn im Osten los waren. Doch leider täuschte man sich, wenn man glaubte, daß die Kämpfe mit Polen nun für immer vorüber seien!

IV. Buch.

Die Zeit der rheinfränkischen Kaiser von Konrad bis Heinrich V.

(1024—1125.)

Kaiser Konrads Polenkrieg.

Mjesko (eigentlich: Mcsislaw), Boleslaws Sohn, bestrebte sich möglichst in die Fußtapfen des ruhmreichen Vaters zu treten, dessen bedeutende kriegerische Begabung und Tatkraft ihm aber glücklicherweise fehlten. Er verweigerte die Anerkennung der deutschen Hoheit über sein Erbland und damit jeden Tribut an das Reich. Hier war nach Heinrichs II. Tode der pfälzische Franke Konrad zum Kaiser gewählt worden. Diese von Uhland verherrlichte Wahl fand 1024 am Rheinufer bei Oppenheim statt, zu Mainz wurde Konrad gekrönt. Er war ein Fürst von unbeugsamem Willen, einer der gewaltigsten deutschen Könige. Ihn wagte Mjesko im Jahre 1028 anzugreifen. In einem verheerenden Beutezug durchbrauste der neue Polenherzog mit den Seinen die Ober- und Niederlausitz. So wurde denn ein großer Kriegszug gegen Polen beschlossen, und die Rüstungen dazu eifrig betrieben. Wie Heinrich II. hatte auch Konrad die Liutizen und die Tschechen wieder als slawische Verbündete gegen die Polen. Da Mjesko dem Tschechenherzog Mähren streitig machte, so lag es für Udalrichs Sohn Bretislaw nahe, diese Bedränger seines Erbes im engsten Anschluß an den deutschen Kaiser zu bekämpfen. Außerdem fesselte ihn auch die Liebe zu Judith, der Schwester des Markgrafen Otto von Schweinfurt, an die deutsche Sache. So ergab er sich ganz dem Kaiser und war bestrebt, in Konrads Nähe zu weilen, wo er nur konnte. Im Jahre 1029 brach Bretislaw in Mähren ein; überall verjagte er die Polen und gewann so dies Land für Böhmen wieder. In die neuerworbene Provinz führte er als Herzogin das deutsche Fürstenkind Judith heim. Da er aber fürchtete, die hochgeborenen Eltern möchten ihm die Tochter verweigern, war der Ehe eine romantische Entführungsgeschichte aus dem Kloster Schweinfurt vorausgegangen.

Nachdem der Kaiser den Frühsommer in Franken verbracht hatte, war er nach Sachsen gekommen, um sich an die Spitze des Heeres

zu stellen, das sich bei Leitzkau sammelte. Aber gleich bei Beginn der Heerfahrt gerieten die Deutschen, die aus den Erfahrungen früherer Feldzüge offenbar wenig gelernt hatten, in unwegsame Waldungen, ausgedehnte Moräste und pfadlose Einöden. Das Gespenst der Hungersnot begann in ihrem Lager umzugehen; man mußte zurück! Doch sollte wenigstens Bautzen, in dem noch eine polnische Besatzung lag, berannt werden. Aber ein Handstreich gegen die Burg mißlang, und auf eine längere Belagerung wollte der Kaiser sich unter den obwaltenden ungünstigen Umständen nicht einlassen. So zog das Heer unverrichteter Dinge heim, ohne auch nur eine Schlacht geschlagen zu haben.

Konrad verließ Sachsen, um nach den rheinischen Heimatgegenden zu reisen, und fast gleichzeitig starb Thietmar, der Markgraf der Ostmark an Elbe und Saale. Diese Gelegenheit wollte sich Mjesko nicht entgehen lassen, war er doch durch das Mißgeschick der Deutschen namenlos übermütig geworden. In dem polnischen Heere befanden sich mehrere abenteuernde und landesflüchtige deutsche Reisläufer; so machte den Führer der Sarmaten ein aus dem Kloster Nienburg (a. Weser) entlaufener Mönch, namens Siegfried, der Sohn des berühmten, im Jahre 993 verstorbenen Markgrafen Hodo! Bis zur Elbe, ja bis zur Saale ergossen sich im Januar 1030 die plündernden Polenschwärme. Mehr als hundert Dörfer sollen damals in Flammen aufgegangen und ausgeraubt worden sein. Tausende von Bewohnern wurden gemordet; weder Greise noch Weiber und Kinder verschonten die halbasiatischen Horden: an 10000 Deutsche, unter ihnen der Bischof von Brandenburg, wurden in die Gefangenschaft geschleppt. Der Bischof von Zeitz hatte sich rechtzeitig flüchten können, aber sein Sitz und dessen Sprengel wurden so verwüstet, daß man an der Wiederherstellung des Bistums verzweiselte. Es wurde deshalb nach Naumburg a. S. verlegt. Mit einer schnell zusammengerafften Schar berittener Krieger gelang es endlich dem Grafen Dietrich von Wettin, die heimkehrenden Polen zu überfallen und ihnen eine empfindliche Schlappe beizubringen. Durch diese Waffentat legte Dietrich den Grundstein zu dem späteren Aufstieg seines Hauses, des in Sachsen und Thüringen herrschenden Geschlechtes der Albertiner und Ernestiner, aber an dem schier unermeßlichen Elend, das dieser slawische Barbarensturm von 1030 erzeugt hatte, konnte der verhältnismäßig geringe Erfolg des tapferen Wettiners nichts ändern.

Der Kaiser erhielt die schreckliche Nachricht zu Ingelheim in der alten Hofburg Karls des Großen. Hier feierte er das Osterfest im Angesicht des Rheinstroms und der gesegnetsten Weingelände des Vaterlandes. Dann brach er auf und eilte nach Merseburg. Aber der Ver-

geltungskrieg gegen die Polen, den jeder erwartete, mußte — leider — wiederum verschoben werden. Die Anspruchnahme des mittelalterlichen deutschen Kaisers war eben zu groß! Bald war ein Streit im Innern des Reiches, bald nach außen zu erledigen, bald mußte er nach Süden, bald nach Norden ziehen, und war er — wie wir es so häufig sahen — im Osten dringend notwendig, so riesen ihn noch dringendere, weil damals (leider!) wichtiger erscheinende Staatsnotwendigkeiten nach Westen. Diesmal war es der Südosten: die immer noch nicht von nomadischer Ruhelosigkeit erlösten Magyaren. Man hatte nämlich bereits vor dem frechen Beutezug Mjeskos im ganzen Reich gegen Ungarn gerüstet. Dort hatte König Stephan ein nach deutschem Vorbild gefestigtes Reich gegründet, das unseren Vorfahren mehr als einmal schwer zu schaffen machte. So mußte sich Konrad zunächst gegen diesen Feind an der äußersten Südostgrenze des Reiches wenden. Dann folgten im Innern die Wirren, welche sich an den sagenhaft gewordenen, von Uhland in seinem Drama verherrlichten Namen des aufrührerischen Herzogs Ernst von Schwaben knüpften. —

So mußte der Kaiser den Rachezug gegen Polen aufschieben und konnte erst im folgenden Jahre, 1031, daran denken, die dem deutschen Reich von Mjesko angetane Schmach sowie die zahllosen von den Sarmaten verübten Greuel zu rächen. Der Herbst wurde zur Ausführung des Unternehmens bestimmt, nachdem mit Mjeskos älterem, vertriebenem Bruder, namens Bezprim, Verhandlungen gepflogen worden waren, wonach dieser von Osten her in Polen einfallen sollte, während das deutsche Heer von Westen her anrückte. Seine verunglückte erste große Heerfahrt im unwirtlichen Slawenlande hatte den Kaiser und seine Räte davon überzeugt, daß es für die damaligen Verkehrsmöglichkeiten — völlig unzureichende, oft grundlose Handelswege — eine falsche Maßnahme war, mit großen Heeren auszuziehen, die man dann in der Wildnis nicht ernähren konnte. Auch bei der letzten Kriegsfahrt ins Ungarland hatte man wieder die gleiche Erfahrung gemacht. So beschloß denn Konrad, diesmal nur mit einer kleinen aber erlesenen Streitmacht auszuziehen, die leichter ernährt werden konnte, und deren Aufgebot unauffällig vor sich gehen konnte.

Am 16. September war er in Belgern a. Elbe, dann überschritt er schnell den Strom, drang durch die Lausitz nach Polen vor, und nun zeigtigte Konrads weise Voraussicht wahrhaft glänzende Erfolge: Mjesko hatte von den deutschen Rüstungen nichts gemerkt, und ehe er noch an eine geregelte Gegenwehr denken konnte, stand das kaiserliche Heer schon auf polnischem Boden. Dazu war Mjesko durch den An-

marsch seines Bruders Bezprim unvermutet zwischen zwei Feuer geraten! Mit schnell zusammengerafften Reiterscharen konnte er nicht hoffen, gegen deutsche Kerntruppen etwas auszurichten, so blieb ihm nichts weiter übrig, als Frieden zu schließen! Er tat es unter Bedingungen, die für den eben noch so aufgeblasenen Sarmaten sehr hart erscheinen mußten. Die ganze deutsche Beute, die er im vorigen Jahre gemacht hatte, alle Gefangenen, die er aus den sächsisch-thüringischen Marken nach Polen verschleppt hatte, mußte er wieder herausgeben! Wieviel Kummer wurde da in jenen Landen behoben, wieviel Jammer gelindert, wieviel Tränen getrocknet! Ferner entsagte der Polenherzog in diesem Frieden jeglichem Anspruch auf die Lausitzen, die einst sein Vater Boleslaw erobert hatte, und mit denen er von Heinrich II. belehnt worden war. Die Niederlausitz kam zur sächsischen Ostmark zurück, um nie wieder vom Reiche getrennt zu werden, so daß in der Folgezeit hier früher als im Norden — in der Mark Brandenburg — die Keime einer stetigen deutschen Zukunft segensreich aufgehen und sich entfalten konnten. Grade damals wurde auch Graf Dietrich von Wettin, der Besieger von Mjeskos Slawenhorden, mit dieser Mark belehnt: schon zeichneten sich so am östlichen Horizont unserer Geschichte die Umrisse des zukünftigen sächsisch-meißnischen Staates ab: des späteren Königsreichs Sachsen. Die Oberlausitz kam an die Mark Meißen zurück und unter die Herrschaft des tapferen und bewährten Eckard, in dessen starker Hand nun die „Wacht an der Elbe“ sicher ruhte. So war die kurze Herrschaft der Polen in den ostelbischen Marken für immer vorüber! Die zurückgewonnenen Lande belebten sich nun in treuer deutscher Hut nach so viel Verheerung und Mißwirtschaft wieder und wurden wichtige Glieder in der weiteren Entwickelung unseres Volkes.

Dem Mjesko aber kostete dieser demütigende Friede die angemaßte Krone. Bezprim fiel bereits wenige Wochen nachher in Polen ein, und Mjeskos Ansehen war durch seine Erniedrigung schon so gesunken, daß er beim Anrücken seines älteren Bruders nur an schleuniges Entkommen denken konnte. Er flüchtete nach Böhmen, wo der alte Herzog Udalrich ihn bei sich aufnahm. Dies tat er freilich nur in der tückischen Absicht, ihn alsbald dem Kaiser, seinem Oberlehnsherrn, auszuliefern, um dessen Gunst wiederzugewinnen, die er inzwischen durch zweideutiges Benehmen verscherzt hatte. Aber der edle Konrad II. wies das schändliche Anerbieten zurück; er ließ ihm sagen: „den Feind wolle er nicht vom Feinde erkaufen.“ Nachdem Bezprim durch Meuchelmord gefallen war, kehrte zwar Mjesko noch einmal für kurze Zeit nach Polen zurück, aber die Tage seiner Herrschaft waren gezählt. Durch die Vermittelung der Kaiserin

Gisela sowie mehrerer deutscher Fürsten gelang es ihm endlich, den Zorn Konrads zu besänftigen. Am 7. Juli 1032 unterwarf er sich reuig und demütig in aller Form zu Merseburg. Er willigte sogar in die Abtretung von Gebieten westlich der Oder, mit denen sein Vetter Markgraf Dietrich von Wettin belehnt wurde. Das so geschmälerte Herzogtum Polen nahm er dann aus der Hand des Kaisers als Lehen zurück.

Trotz geleisteten Lehnseides suchte sich freilich der treulose Sarmate im folgenden Jahre dieses drückenden Vertrages zu entledigen, indem er wenigstens die abgetretenen westlichen Landesteile wieder besetzte, doch starb er 2 Jahre darauf. Das äußerlich gedemütigte und bald auch innerlich zerrüttete Polen fiel nun an Kasimir, den Sohn der deutschen Richiza. Es war natürlich, daß Mutter und Sohn durch die engste Anlehnung an das Reich ihre schwankende Stellung in Polen zu stützen suchten, aber bald mußten sie vor dem Aufruhr der erregten Slachta wieder nach Deutschland flüchten. Und nun verfiel das herrenlose, oder besser gesagt — allzu herrenreiche — Land schnell einer Anarchie, die Jahrhunderte lang für Polen bezeichnend blieb und schließlich sprichwörtlich geworden ist als: „Polnische Wirtschaft!“ Für dauerhaften Bestand hatte auch Boleslaw Chrobri auf solch sumpfigem Boden nicht zu bauen vermocht. Zehn Jahre nach seinem Tode waren alle seine Eroberungen wieder verloren, die benachbarten Völker zerstörten die von ihm errichteten Zwingburgen und verheerten Polen ungestraft. Im Innern wütete ein ständiger Aufruhr, die Anfänge städtischer Kultur und die Kirchen lagen in Trümmern, nirgends war Ordnung und Sicherheit — sogar der Bestand des Christentums war eine Zeitlang gefährdet! So sah es bereits in dem Polen des mittleren 11. Jahrhunderts aus.

Kaiser Konrads Wendenkrieg.

Durch Konrads mächtige Hand war Polen niedergeworfen, dieser gemeinsame Feind der Deutschen und der heidnischen Wenden war unschädlich gemacht. Die Gegnerschaft gegen Boleslaw Chrobris rastlose Eroberungspolitik war es gewesen, die die Liutizen zum Bunde mit Heinrich II. getrieben hatte. Nun, nach Mjeskos tiefem Fall brach der durch Glaubenshaß verstärkte slawisch-deutsche Rassengegensatz von neuem hervor. Wiederum kam es zwischen Sachsen und Liutizen zu Reibereien aller Art: Grenzfehden mit den üblichen Begleiterscheinungen (Mordbrennereien und Plünderungen), wobei die Liutizen aber offenbar den Kürzeren zogen. Dieser Kleinkrieg an der Elbe zog den Kaiser gleich nach

Beendigung der burgundischen Wirren nach dem Osten des Reiches, an die Grenze des Wendenlandes. Hier gedachte er, die nüchterne Politik seines Vorgängers fortzuführen. In Werben a. Elbe stellten sich die angesehensten Männer der Liutizen vor seinen Richterstuhl und verlangten, ihre Schuldlosigkeit durch ein Gottesurteil zu erweisen. Die Sachsen stimmten natürlich zu, denn wo das Schwerterspiel entschied, waren sie gewohnt zu siegen — so wählten beide Parteien ihren Kämpen. Aber in dem nun folgenden Zweikampfe besiegte der Liutize den Sachsen. Dies „Gottesgericht" gab also den Wenden Recht; außerdem erhöhte es ihr Selbstvertrauen und den Glauben an die Macht ihrer Götter so gewaltig, daß sie, wäre des Kaisers Majestät nicht zugegen gewesen, sofort die versammelten Sachsen angegriffen hätten!

Trotzig zogen sie heim, und Konrad ahnte nichts Gutes. Vor seiner Abreise ließ er die Stätte der Tagung, Werben, stärker befestigen, bemannte sie mit einer zahlreichen Besatzung und verpflichtete alle Fürsten eidlich, „die Wacht an der Elbe" treu zu halten. Die Vorsicht des Kaisers war sehr weise! Während seines Aufenthaltes im westlichen Sachsen rückten die Liutizen plötzlich — es war in der Fastenzeit 1035 — vor das eben erst neubefestigte Werben. Es gelang ihnen, die Burg durch Überfall zu nehmen. Die Besatzung wurde gefangen genommen und in die Wendei verschleppt, nachdem alles, was Widerstand zu leisten versucht hatte, der Schärfe des Schwertes erlegen war. Gewaltiger Zorn ergriff den Kaiser bei der Kunde von diesem frechen Friedensbruch. Sofort beschloß er, das tückische und übermütige Heidenvolk zu züchtigen. Von Bamberg aus sagte er um Pfingsten 1035 eine große Heerfahrt ins Wendenland an. Bald nach den Feiertagen stand er mit bedeutenden Streitkräften an der Elbe. Obwohl die Liutizen hier alle ihnen bekannten Furten besetzt hatten, gelang es einer reisigen Schar deutscher Reiter doch, den Strom zu durchqueren und dem Gegner so in den Rücken zu kommen. Das genügte; die Liutizen verließen das Elbufer in hastiger Flucht, und die deutsche Hauptmacht konnte ungehindert und ungefährdet hinüberrücken. Mit Feuer und Schwert wurde nun weithin das feindliche Gebiet verwüstet, die Wenden zogen sich in ihre verborgensten Schlupfwinkel inmitten weiter unzugänglicher Sümpfe zurück, um sich so vor einem Feinde zu retten, den sie in offener Feldschlacht nicht zu bestehen wagten.

Es war ein sehr mühseliger Feldzug, in der Unwirtlichkeit des Landes lag seine Hauptschwierigkeit. Bisweilen sah man den Kaiser in eigner Person bis an die Hüften im Morast stehen und seinen

Speer gegen die Wenden schleudern, während er zugleich seine Krieger durch Zuruf zum Kampf anfeuerte. Überall aber, wo man der Feinde habhaft werden konnte, wurden sie mit harter Grausamkeit niedergemetzelt. Gnade wurde nicht gegeben! Hauptsächlich war es der Glaubenshaß, der diesen Feldzug zu einem Ausrottungskriege machte. Die Liutizen sollten ein hölzernes Kruzifix angespien und ihm Backenstreiche versetzt haben; dann hatten sie ihm die Augen ausgerissen und zuletzt Hände und Füße abgehackt! Diese für den mittelalterlichen Christen unerhörteste und unsühnbarste Heiligtumsschändung schrie nach furchtbarer Rache. Deshalb ließ Konrad eine große Anzahl liutizischer Gefangener in der gleichen Weise vor einem aufgepflanzten Christusbilde zu Tode martern. Wie gerecht aber solch gräßliche Härte den Zeitgenossen erschien, zeigt ein mönchisches Lobgedicht auf den Ruhm dieses Wendenkrieges und des harten kaiserlichen Siegers. Konrad wird darin ganz unbefangen mit Titus und Vespasian verglichen, die einst dreißig Juden für einen Silberling verkauft hätten, um den Herrn zu rächen, den jene ja um 30 Silberlinge den Schächern überliefert hatten!

So verbreitete Konrad gewaltigen Schrecken unter den verstockten Heiden, aber an der völligen Unterwerfung des ganzen liutizischen Volkes fehlte doch noch viel. Deshalb war es dem Kaiser schon bei der Heimkehr klar, daß im nächsten Jahre ein neuer Kriegszug nötig werden würde.

Den Frühling des Jahres 1036 verbrachte Konrad im Süden und Westen des Reiches, im Juni feierte er in der Kaiserpfalz Nymwegen am Niederrhein die Vermählung seines Sohnes Heinrich mit Gunhild, der Tochter des dänischen Großkönigs Knut, der auch über England herrschte! Unmittelbar nach dieser Hochzeit eilte er vom Rhein zur Elbe, wo auf seinen Ruf schon ein sächsisches Heer bereit stand. Aber diesmal genügte die bloße Ankunft des Kaisers, um den Liutizen-Trotz zu beugen. Sie wollten es auf einen derartigen Strafzug, wie den im Jahre zuvor, doch zum zweitenmal nicht ankommen lassen. So unterwarfen sie sich dem unbeugsamen Herrscherwillen Konrads II. Gewaltige Summen Geldes, die weit über den bisher geleisteten Tribut hinausgingen, wurden ihnen als Sühne auferlegt, und sie mußten zahlreiche Geiseln für ihre Treue stellen. Diese schweren Friedensbedingungen regelten die Beziehungen zu den Liutizen auf 20 Jahre. Ihre Stellung wurde dadurch auf die eines gänzlich abhängigen Volkes herabgedrückt, sogar die alten Markeinrichtungen, Ottos des Großen Burgwarde, wurden in ihrem Lande notdürftig wiederhergestellt. Aber für die Neubelebung des Christentums unter diesen Heiden geschah nichts, wahrscheinlich um das streitbare Volk nicht unnütz bis aufs Blut

zu reizen. Die Bischöfe von Havelberg und Brandenburg blieben zu ihrer großen Bekümmernis ohne Bistum („in partibus!“) und durften ihre Sprengel auch jetzt noch nicht betreten.

So schalteten nun wieder wie einst zur Zeit der Ottonen auch in den weiten Ebenen zwischen der mittleren Elbe und Oder die deutschen Markgrafen: In der Nordmark und über die Liutizen waltete Markgraf Bernhard; in der Ostmark und der Niederlausitz Graf Dietrich von Wettin, in Meißen und der Oberlausitz der tüchtige Eckhard. Sie hatten ihre mit erprobten Mannen besetzten Burgen wohlverteilt in den Wendenmarken, trieben streng den fälligen Tribut ein und zwangen die Slawen, auch gelegentlich Waffendienste zu leisten.

Am 4. Juni 1039 starb der gewaltige Kaiser Konrad II., einer der allermächtigsten Herrscher unseres mittelalterlichen Nationalstaates. Er wurde im heimischen Speier beigesetzt, in dem Dome, den er selbst gegründet, dem damals größten und herrlichsten Bauwerk Deutschlands, ja überhaupt diesseits der Alpen. Die Erbfolge war längst glücklich geregelt, so daß sein Sohn Heinrich — der Dritte des Namens — ohne jede Erschütterung im Reich den Thron besteigen und sich die Königskrone aufs Haupt setzen konnte.

Heinrichs III. böhmische Feldzüge.

Auf seinem Umritte durch das Reich war dem jungen Heinrich besonders die Wichtigkeit der slawischen Reichsländer Polen und Böhmen vor Augen getreten. Bei der inneren Zerrüttung des ersteren weilte der rechtmäßige Erbe der Krone — wie wir gesehen haben — mit seiner Mutter Richiza in Deutschland. In Böhmen dagegen herrschte als Lehnsträger des deutschen Kaisers Bretislaw, dessen jugendliche Heldenlaufbahn wir in kurzen Strichen angedeutet haben. Wie er sein Erbland den Polen abgerungen hatte, so strebte jetzt sein kühner Geist nach der Rückeroberung Schlesiens. Außerdem gedachte er alle unter Boleslaw Chrobri von Seiten der Polen erlittene Schmach und Unbill durch einen stürmischen Kriegszug zu rächen, der ihn bis Posen und Gnesen führen sollte. Aber ncch mehr. Obwohl ein abgesagter Feind der Polen, waren doch offenbar Leben und Taten Boleslaw Chrobris sein Vorbild. War jenem auch die Gründung eines großen Reiches mit Polen als Vormacht mißglückt, und dies slawische Staatsgebilde durch das deutsche Schwert in Trümmer geschlagen worden, warum

sollte ihm, dem kühn aufstrebenden Tschechenherzog, nicht gelingen, ein umfassendes Westslawenreich mit Böhmen als Vormacht zu gründen? Dieser ehrgeizige Traum mußte ihn in den schärfsten Gegensatz zu seinem Oberlehnsherren, dem deutschen Kaiser, bringen. Doch sein persönlich geschworener Treueid, sowie der Respekt vor der gewaltigen Persönlichkeit des großen Rheinfranken ließen ihn bei Lebzeiten Konrads nichts wagen. Kaum aber hatte Bretislaw die Kunde von des Kaisers Hinscheiden vernommen, als er sofort losschlug. Eine Schlinge aus Eichenbast ging von Ort zu Ort durch ganz Böhmen, sie brachte an alle Wehrfähigen den herzoglichen Befehl, sich zum Kriegsdienst zu stellen. Jeder, der sich weigerte, sollte sofort am nächsten Baume aufgeknüpft werden.

So sammelte sich schnell ein bedeutendes Tschechenheer, das von seinem ungestümen Herzog in stürmischer Eile nach Polen hineingeworfen wurde. Zunächst ging der Zug nach dem heutigen Galizien, auf Krakau los. Niemand dachte dort an Widerstand, und schonungslos wurden die sarmatischen Gaue, durch die man kam, geplündert und verheert. Krakau fiel beim ersten Anlauf den Tschechen in die Hände. Die Schätze, welche die polnischen Fürsten hier im Wawel, der „Königsburg" am hohen Ufer der Weichsel, aufgehäuft hatten, wurden nach Böhmen geschleppt. Mit Sturmeseile gings nun durch Schlesien nach Großpolen. Posen fand Bretislaw unverteidigt, er besetzte die von der Warthe umflossene Feste und eilte weiter nach Gnesen, dem Erzstifte Polens, wo sich im Heiligtum des Landes die Reliquien Adalberts befanden. Ohne Widerstand ergab sich auch dieser damalige Hauptort dem Sieger. Adalberts Gebeine wurden nach Prag geschafft, wo Bretislaw jubelnd von seinem Volke empfangen ward.

So schien er der Verwirklichung seines politischen Traumes nahe; Polen war völlig gedemütigt und so verwüstet, daß an den heiligen Stätten in Gnesen Dornen wucherten und wilde Tiere hausten. Von Prag aus tat jetzt der tote Slawenapostel seine Wunder. Um solcher Gnade würdig zu werden, erließ Bretislaw strenge Gesetze, welche die sittliche Verkommenheit des tschechischen Volkes von Grund aus heilen sollten. Bereits damals erkannte dieser böhmische Herzog, daß die elenden Schenken ein Unheil für die slawischen Völker waren, deshalb verbot er das Halten und — den Besuch dieser Trinkhöllen! Die religiöse Begeisterung, die sich bei Bretislaw mit großen politischen Zielen verband, schien einschneidende Reformen zu versprechen. Aber allzuviel davon war eben nur slawisches Strohfeuer, kein ruhiger Dauerbrand. Derselbe Geist lebt vier Jahrhunderte später in den Hussiten wieder auf, um schließlich ebenso zu verpuffen.

Beim Umritt des jungen Königs Heinrich III. durch das Reich hatte Bretislaw, um ihn zu beschwichtigen, den schlauen Zug getan, seinen Sohn als Geisel zu senden; zugleich hatte er Zahlung des rückständigen Tributes versprochen und gelobt, am Hoflager zu erscheinen. Als aber Bretislaw keine Anstalten machte, seinen Versprechungen nachzukommen, und obendrein sein Bundesgenosse, König Peter von Ungarn, einen verheerenden Einfall in die baierische Ostmark wagte, gab es für Konrads ebenbürtigen Erben kein Zögern mehr, er griff gegen den ungetreuen slawischen Lehnsträger zum Schwert.

Im Sommer 1040 schlug er los. Vergebens bot nun Bretislaw den üblichen, angeblich von Pipin dem Kurzen festgesetzten Tribut an: 120 Kühe und 500 Mark Silber. Aber der hochgesinnte Heinrich verlangte weit mehr, nämlich die Auslieferung der Beute, die Bretislaw in dem Reichsland Polen gemacht hatte. Damals soll Heinrich III. mit den tchechischen Abgesandten in Regensburg folgendermaßen „deutsch" gesprochen haben: „König Pipin hat nach seinem Gutdünken gehandelt; ich habe meinen eigenen Willen, und wenn ihr euch dem widersetzt, will ich euch zeigen, wie viel gemalte Schilde mit mir sind und was ich im Kampfe vermag." So kam es denn zum Kriege.

Durch die Erfolge früherer Feldzüge belehrt, ließ der König gleich zwei deutsche Heere in Böhmen eindringen. Das nördliche, thüringische Heer trat in der Nähe von Pirna zusammen; das südliche baierisch-fränkische bei Cham. Jenes drang also durch dieselben Pässe des Erzgebirges vor, auf denen 1813 die Preußen ahnungslos zum Siege von Nollendorf und Kulm marschierten; dieses auf der bescheidenen Handelsstraße, die seit altersher von Cham über den Böhmerwald führte. Bretislaw aber hatte die Pässe des undurchdringlichen Waldgebirges durch starke Verhaue sperren lassen, in der sicheren Annahme, daß die benachbarten Urwälder völlig ungangbar seien. Die Verhaue waren noch durch geschickt angelegte Schanzen gedeckt worden. Um diese uneinnehmbare Stellung des Feindes zu umgehen, schickte der junge König den Markgrafen Otto von Schweinfurt mit einigen erlesenen Streitern dem Feinde in den Rücken. Das fast Unglaubliche gelang; durch den Urwald, von dem heute noch so ehrfurchtgebietende Reste vorhanden sind, daß sie einen Begriff von der Herrlichkeit, aber auch von dem Schauer altdeutscher Waldungen geben, brach Otto sich mit seiner tapferen Schar Bahn und griff die tschechischen Verschanzungen unerwartet an. Aber leider konnte er sich nicht mit dem Hauptheere verständigen und wußte deshalb nicht, daß dies am Tage vorher Unglück gehabt hatte.

Mehrere Ritter des Königs wollten nämlich ihrem unbesonnenen Mut

nicht länger Zügel anlegen. Ohne den Erfolg von Ottos kühnem Vorstoß abzuwarten, waren sie in in den Paß eingedrungen, bezahlten aber unter dem Pfeilhagel, der aus den Schanzen auf sie niederging, ihre Verwegenheit mit dem Tode; einige Namen dieser Helden sind uns aufgezeichnet: Graf Werner von Hessen, des Königs Bannerträger, und Graf Reinhard, der „Majordomus" des Stiftes Fulda. So kam es, daß das Hauptheer am zweiten Tage nicht zum Angriff schritt, und die Tschechen, die nun erprobt hatten, wie sie aus ihren Deckungen den Feind beschießen konnten, kämpften gegen Ottos Schar genau wie am Tage zuvor gegen die fränkisch-hessischen Ritter. Leider war auch der Ausgang derselbe: Graf Gebhard und viele edle Männer hauchten hier, von Tschechenpfeilen durchbohrt, die tapfere Seele aus.

Nur einem in der Nähe hausenden deutschen Einsiedler, dem Thüringer Günther, war es zu verdanken, wenn nicht alle umkamen; dieser merkwürdige, weit umher bekannte und verehrte heilige Mann rettete den Rest der Deutschen. Wahrscheinlich war er es auch gewesen, der seine Landsleute auf nur ihm bekannten Kletterpfaden durch den Urwald geführt hatte — nun geleitete er die Überlebenden sicher zum König zurück. Heinrich III. war angesichts der doppelten Niederlage seiner Tapferen entmutigt; er beschloß, den Durchbruch durch den verhängnisvollen Paß aufzugeben und hier im Süden von weiteren Unternehmungen abzustehen. Deshalb sandte er den edlen Günther nebst Boten an das nördliche Heer, um die Führer von seinem Entschluß zu verständigen und auch sie von der weiteren Verfolgung des Feldzugsplanes abzumahnen.

Inzwischen aber hatten die Feldherren des Königs, Eckard und Bardo, das thüringische Heer schon über den Paß bei Kulm geführt; beim Abstieg in den Thalkessel, wo 1813 Vandamme, „den Gott verdamme" mit seinem Heerteil gefangen wurde, fanden sie sich nicht nur den tschechischen Schlachthaufen gegenüber, sondern auch einer magyarischen Schar von 3000 Mann, die König Peter von Ungarn seinem Bundesgenossen zu Hilfe geschickt hatte. Aber glücklicherweise für die Deutschen war der Führer dieses slawisch-magyarischen Heeres ein Verräter. Es war der sogenannte Zupan von Bilin, Prikos mit Namen. Wahrscheinlich war er schon beim Anmarsch des deutschen Heeres mit Eckard in Verbindung getreten, und der kluge Heerführer hatte sein Anerbieten nicht abgeschlagen — Eckard soll ihm eine hohe Summe gezahlt haben. Nun lieferte Prikos die Festen jener Gegend (des Biliner Landes) an die Deutschen aus. Ohne ernstlichem Widerstande zu begegnen, durchstreiften die Thüringer die Gegend zwischen dem Erzgebirge und der Eger. Am 31. August

hatten sie ein leichtes Treffen, bei dem einige Ritter fielen, dann rückte man weiter nach der offenstehenden Mitte Böhmens vor. In dieser günstigen Lage befand sich das Nordheer, als die Boten des Kaisers unter Führung des Einsiedlers Günther bei ihm erschienen. Kein Wunder, wenn man den erhaltenen Weisungen nur ungern folgte. Doch gehorchten die Heerführer, und in den ersten Tagen des September 1040 räumten Eckard und Bardo das bereits eroberte Tschechenland.

Zu derselben Zeit war der König in Bamberg angekommen. Damit war dieser Feldzug, der eine Züchtigung des ungetreuen slawischen Lehnsträgers werden sollte, erfolglos abgeschlossen. Die Deutschen, die bei diesem Einbruch in Böhmen zu Gefangenen gemacht worden waren, wurden gegen den Sohn Bretislaws ausgetauscht.

Der feurige Heinrich konnte diesen unerwartet kläglichen Ausgang seines ersten Slawenkrieges nicht auf sich sitzen lassen. Schwer lastete dieser Kummer auf ihm, als er den Winter in Sachsen zubrachte, und unablässig war sein Geist mit einem neuen Tschechenkriege beschäftigt. Als im April 1041 Gesandte Bretislaws in Seligenstadt am Main vor dem Kaiser erschienen und versprachen, daß ihr Herzog sich persönlich am Hoflager einstellen würde, bekamen sie die stolze Antwort, daß ihr Herr einen neuen Krieg zu erwarten habe, falls er sich nicht mit seinem ganzen Land und Volk freiwillig unterwerfen wolle. Im Juni ging dann Heinrich nach Ostsachsen, um die Rüstungen in möglichster Nähe des Kriegsschauplatzes zu vollenden, dann eilte er nach Oberfranken, an die böhmische Grenze, um den Feldzug des Jahres 1041 wiederum hier im Süden zu eröffnen.

Wie im Vorjahre sollten zwei Heere gleichzeitig im Norden und Westen in das gebirgsumwallte Land eindringen, und zwar sollte wieder der August die Zeit des Aufbruchs sein. Die erprobten Heerführer verdienten und behielten Heinrichs Vertrauen und befehligten auch diesmal. Die Heere selbst jedoch waren viel sorgfältiger gerüstet als im Jahre zuvor, d. h. vor allen Dingen besser mit Bogenschützen versehen. Außerdem sollte, um den Erfolg möglichst zu sichern, von Süden her, etwa über Budweis, eine bedeutende Streitmacht, das Aufgebot der baierischen Ostmark (d. h. Österreichs) in Böhmen einrücken. Auch Bretislaw nahm wieder zu dem erfolgreichen Verteidigungsmittel des letzten Jahres seine Zuflucht — aber diesmal schickte Heinrich III. nur eine vorgeschobene Schar zum Scheinangriff auf die berüchtigten Schanzen, während er selbst mit dem Hauptheer auf jenem dem Feinde noch immer verborgenen Pfade des Einsiedlers Günther in den Rücken der Tschechen gelangte. Als diese eine solche Streitmacht diesseits der Verhaue an-

rücken sahen, verließ sie der Mut. In wilder Flucht räumten sie die Schanzen. So war der Paß für die Deutschen freigelegt. Sengend und alles auf ihrem Wege verheerend drangen nun Baiern und Franken bis ins Herz des Landes, nach Prag vor, wo sie am 8. September 1041 ankamen. Unterhalb der Stadt, an der Moldau, schlugen sie ihr umfangreiches Lager auf. Bald erschien auf der anderen Seite des Flusses das siegreiche Nordheer unter Eckards Führung. So vereinigten sich die beiden deutschen Heere unter den Mauern der Landeshauptstadt, wie 800 Jahre später die preußischen „getrennt marschierend und vereint schlagend" — auf dem Schlachtfelde von Königgrätz!

Die laute Freude der Deutschen über ihre Vereinigung im Herzen von Tschechien wurde von Bretislaw nicht gestört, der nun fühlte, in welche gefährliche Lage er geraten war. Abfall im eigenen Lager zeigte ihm, daß die Stunde seiner Unterwerfung bald schlagen würde. Die beiden Heere vor Prag zerstreuten sich abwechselnd auf Plünderung und verwüsteten weithin das wehrlose Land. Nunmehr traf auch der junge Luitpold, der Sohn des Markgrafen Adalbert von Österreich, mit seinen Markmannen von Süden her vor Prag ein. Die drei Heere bezogen ein gemeinsames Lager oberhalb Prag, an der Moldau, und schnitten so die Stadt von allen Verbindungen mit ihrem Hinterlande ab. Da war Bretislaws kecker Mut gebrochen, um jeden Preis mußte er versuchen, die Feinde aus Böhmen zu schaffen. Zu diesem Zwecke versprach er alles, was der deutsche König forderte: Vollständige Unterwerfung, Ersatz jedes Schadens, den er Heinrich III. je zugefügt habe, Auslieferung der polnischen Gefangenen und Beute, sowie eine Buße von 8000 Pfund Silber. Ferner erbot er sich, in der Hofburg zu Regensburg zu erscheinen und mehrere Große des Landes als Geiseln zu stellen. Dann mußte er die eigenen Verhaue niederreißen lassen, um den Deutschen einen möglichst bequemen und schnellen Abzug aus seinem arg verwüsteten Herzogtum zu ermöglichen.

Im Hoflager zu Regensburg belohnte Heinrich III. die Tapferkeit und Treue der Seinen: Luitpold von Österreich erhielt das Streitroß des Böhmenherzogs als besondere Auszeichnung. — Barfuß erschien hier nun auch Bretislaw, im Büßergewande warf er sich dem Kaiser zu Füßen, gab die Herzogsfahne in die Hände des Herrschers zurück und entsagte seinen polnischen Eroberungen. Bei diesem Anblick erhoben sich alle deutschen Fürsten voll Mitleid und baten um Gnade für den tief gebeugten Slawenherzog. Gern entsprach Heinrich dieser Bitte, nicht allein sein Herzogtum behielt Bretislaw, auch Schlesien beließ der Kaiser bei Böhmen, die Hälfte der ausbedungenen Geldsumme schenkte

er dem Reuigen. Durch diese Milde gewann der neue deutsche Herrscher den Slawen zum Freunde. In späteren Kämpfen hat er dann seinen kaiserlichen Herrn oft unterstützt, und noch lange konnte das fränkische Kaiserhaus auf die Treue seiner Böhmenherzöge rechnen. Mit Bretislaws tiefem Fall war aber auch der Gedanke an die Möglichkeit eines großen Westslawenreiches endgültig zertrümmert: Konrads und seines Sohnes Heinrich gewaltige Hand hat das deutsche Volk vor dieser Gefahr bewahrt und ihm so nach Osten zu ein weites Feld nationaler Ausdehnung und Entwicklung erschlossen.

Fast gleichzeitig mit dieser glücklichen Ordnung des Verhältnisses von Böhmen zum Reiche erfolgte Prinz Kasimirs Rückkehr nach Polen. Vergebens soll ihm von Richiza, seiner deutschen Mutter, ja vom Kaiser selbst vorgehalten worden sein, daß er in Polen sein Leben aufs Spiel setze, während ihm das reiche Erbe seiner Mutter in Deutschland gewiß sein würde, wenn er ruhig im Reiche bliebe. Allein der junge Fürst wollte das Land seiner Väter erwerben. Mit nur 500 Rittern soll er dann die Eroberung Polens begonnen haben — für die damalige Zeit übrigens gar keine verächtliche Streitmacht, zumal wenn es, wie wir nach Lage der Dinge annehmen müssen, deutsche Ritter waren. Nach langwierigen und mühseligen Kämpfen gelang es Kasimir auch wirklich, die benachbarten Slawenvölker, die sich in Polen eingenistet hatten, die Tschechen sowie die heidnischen Pommern, wieder zu vertreiben. Geordnete Zustände herzustellen, wollte ihm bei der eingefressenen Junkerherrschaft der Slachta aber nicht gelingen. Besonders wichtig ist es für uns Deutsche zu wissen, daß auch Kasimir den Königstitel nicht anzunehmen wagte und sich offen als Lehnsträger des deutschen Königs bekannte; wollte er doch mit dem Volke in Frieden und gutem Einvernehmen leben, dem seine Mutter entstammte und in dessen Mitte er so lange eine sichere Zuflucht gefunden hatte.

Der klareren Übersicht halber bleibe hier nicht unerwähnt, daß — wenn auch nicht im Kampfe gegen Slawen, sondern gegen die Magyaren — damals die baierische Ostmark, für deren Waffenhilfe sich Heinrich III. zu Regensburg so dankbar gezeigt hatte, durch ihn bis zur Fischa, östlich des Wienerwaldes, ausgedehnt wurde, wo bald mit den aus Baiern hereinströmenden Siedlern ein neues Reis des Deutschtums erwuchs, das sich später zu so großer Macht entwickeln sollte. Aus diesem Boden erblühte die deutsche Hauptstadt des österreichischen Kaiserstaates: Wien.

Germanisch-slawische Kämpfe in Schleswig und im Wendenlande.

Während sich jetzt der ganze Osten widerstandslos der deutschen Oberhoheit beugte, muß es auffallen, daß gerade die an die Elbe grenzenden Wenden den Kampf gegen sie nicht aufgeben wollten. Diese wendischen Bewohner der späteren Mark Brandenburg müssen unfraglich von allen Slawenstämmen — weil stark mit germanischer Urbevölkerung durchsetzt — die bei weitem kriegerischesten gewesen sein. Um diese Zeit (1043) gerieten die Slawen am baltischen Meere mit den Dänen in Krieg, in den auch die nordelbingischen Sachsen hineingezogen wurden. König Magnus von Dänemark zerstörte das wendische Seeräubernest Jomsburg an der Swinemündung. Unter dem Namen Vineta — die im Meere versunkene „Wendenstadt" — lebt Jomsburg in der Sage bis auf den heutigen Tag fort! Sein germanischer Name deutet schon an, daß hier lange Zeit vorher nordische Wikinger gehaust hatten, die aber im umliegenden Slawenlande keine dauernden Eroberungen machen konnten oder wollten, weil ihr wilder Sinn nur auf Seeraub gerichtet war. Schließlich war die germanische Jomsburg — sie lag an der Stelle des heutigen Swinemünde — von den Dänen zerstört worden. Die nordische Heerfahrt gegen die nun wendische Jomsburg wurde zum Kriege gegen Ratibor, den Fürsten der Obotriten. Diese wiederum waren mit den benachbarten Stämmen, Wagriern, Polaben u. a. verbündet, aber König Magnus besiegte sie alle und erschlug den Ratibor. Bald darauf jedoch brachten dessen Söhne ein großes Slawenheer auf, um den Vater zu rächen. Sie fielen in die jütische Halbinsel ein und drangen verheerend bis Ripen vor. Magnus rückte ihnen entgegen, zu ihm war eine ansehnliche Schar überelbischer Sachsen gestoßen unter Ordulf, dem Sohn ihres Herzogs Bernhard. Vor diesem drohend von Norden heranziehenden Gegner wichen die Wenden schnell nach Süden zurück und hatten schon die Gegend jenseits von Heidaby (dem heutigen Schleswig) erreicht, als der Dänenkönig sie einholte.

Trotzdem das germanische Heer an Zahl dem slawischen weit unterlegen war, entschieden sich Magnus und Ordulf doch für den sofortigen Angriff. Am Morgen des 28. September 1043 begann der Kampf. Magnus tat seinen beschwerlichen Panzer ab, zog ein rotseidenes Gewand über seine Königskleidung und schritt allen voran zum Angriff, bewaffnet mit der furchtbaren Streitaxt seines Vaters Olaf des Heiligen. Blutig wütete die Schlacht zwischen Germanen und Slawen auf der Schottburger Heide (altnordisch Skottborgara). Mit eigner Hand erlegte der

Dänenkönig eine große Zahl Feinde, auch das sächsische Schwert fuhr scharf in die Reihen der Wenden, so gewann die Minderzahl einen glänzenden Sieg über die Masse der slawischen Heiden. Der Skalde Thiodulf, der sich im dänischen Heere befand, sagt: „eine Raste weit lag die Heide mit den Leichen erschlagener Wenden bedeckt.“ Eine solche Niederlage wie die der Slawen an der Schottburgerau, heißt es, sei zu christlicher Zeit niemals in Nordlanden gesehen worden; der fromme Glaube schrieb sie einem Wunder des heiligen Olaf zu, der seinem Sohne Magnus an diesem Tage mächtig beigestanden habe. —

Mit großen Hoffnungen begrüßte man deshalb in Sachsen, besonders der fromme Bischof Adalbert von Bremen, die Anzeichen dafür, daß bei den Wenden, zunächst bei den Obotriten, das Christentum endlich Boden zu fassen schien. Und diese Hoffnung knüpfte sich an den Namen des jungen Godschalk. Sein Vater, ein dem Christentum zugetaner Obotritenfürst, schickte ihn in die Klosterschule zu Lüneburg. Ihrem Vorsteher verdankte das wendische Fürstenkind seinen deutschen Namen. Als er aber eines Tages erfuhr, daß sein Vater von einem Sachsen erschlagen worden sei, entwich er heimlich über die Elbe. Nur von dem Gedanken an Blutrache erfüllt, sammelte der entlaufene Lüneburger Klosterschüler eine große Schar Anhänger und verheerte mit ihnen das nordelbingische Sachsenland. Ganz Holstein wurde von ihm mit Feuer und Schwert heimgesucht. Die karolingische Sachsenwehr, der befestigte Grenzgraben zwischen Ostsee und Elbe, die Delvenau entlang, war damals vermutlich verfallen und bestand nur noch als Grenzscheide, nicht mehr als Landesschutz. Kein Berg, kein Fluß deckte das nach Osten offene Land, nur Wälder gab es hie und da, z. B. den heute durch Bismarcks Andenken geweihten „Sachsenwald“. Aber sie grade wurden zu Schlupfwinkeln der Slawen, aus denen sie unvermutet hervorbrechen konnten und wohin sie ihre Beute und die Gefangenen aus Nordelbingen schleppten.

Der Chronist Helmold erzählt nun folgendes: Als Godschalk einst durch Busch und Feld streifte und weithin die furchtbare Einöde sah, die sein Werk war, erschrak er über seine eigenen Taten und entfernte sich reuevoll von dem wilden Schwarm seiner Getreuen. Da traf er einen Sachsen, der eiligst vor dem bewaffneten Wenden floh. Godschalk aber rief ihm laut zu, er solle stehen bleiben, und schwor, er wolle ihm kein Leids antun. Als der Mann darauf stehen blieb, fragte der Obotritenhäuptling den Sachsen, wer er sei und was er Neues wisse? „Ich bin ein armer Mann aus Holstein,“ antwortete jener, „alle Tage hören wir schlimme Botschaft, denn der Slawenfürst Godschalk sättigt

seine Grausamkeit mit unserm Blut. Möchte doch Gottes mächtige Hand endlich unseren Jammer rächen.“ Da erwiderte Godschalk: „Du triffst jenen Mann mit schwerer Anklage und gewiß, viel Not hat er über euer Volk gebracht; aber es geschah aus Rache für die Ermordung seines Vaters. Wisse, dieser Mann bin ich; doch es bekümmert mich, daß ich wider den Herrn Christus und seine Bekenner soviel Unrecht verübt habe. Ich wünsche mich deshalb mit euch zu versöhnen. Geh also heim und sage den Deinen, sie sollen mir Männer schicken, mit denen ich heimlich über den Frieden unterhandeln kann. Werden wir einig, so will ich die ganze Räuberschar, an die mich mehr der Zwang als freier Wille bindet, in ihre Hände liefern.“ Die Sachsen waren jedoch durch frühere Erfahrungen gewitzigt — sie hielten die Sache für eine slawische Hinterlist. Deshalb kamen die Verhandlungen nicht zustande. Wahrscheinlich ist die ganze Erzählung von dem frommen Chronisten zu erbaulichen Zwecken ausgeschmückt worden — er schrieb über 100 Jahre nach diesen Ereignissen als Pfarer von Bosau am Plöner See. Die Wahrheit scheint in dem Schluß seines Berichtes zu liegen, der sagt, daß der Rachekrieg Godschalks durch die Gefangennahme dieses christlichen Wendenhäuptlings ein Ende fand. Herzog Bernhard von Sachsen, in dessen Hände er fiel, ehrte den Mut — und wohl auch den Glauben! — des slawischen Fürstensohnes und entließ ihn ehrenvoll beschenkt ans der Gefangenschaft. Godschalk begab sich nun zu König Knut dem Großen, unter dessen Fahnen er längere Zeit bei der Eroberung Englands durch die Dänen mitfocht. Als Schwiegersohn des in Dänemark zur Herrschaft gelangten Swend Astridson kehrte Godschalk dann in das Obotritenland zurück und gewann nicht nur das Herrschaftsgebiet feines Vaters wieder, sondern breitete allmählich seine Macht auch im Gebiet der Liutizen, bis an die Peene aus.

So kam es, daß Godschalk im Bunde mit den Deutschen in die Kämpfe eingriff, die unter den vier nördlichen Stämmen der Liutizen ausbrachen. Um diese Zeit wird nämlich von dem Chronisten Ordericus Vitalis das Vorhandensein eines germanischen Volksteiles unter den Liutizen erwähnt, der Wodan, Thor und Frea anbetete und der damals aus Anlaß der Wirren innerhalb des Liutizenbundes besonders hervorgetreten fein muß. Bis dahin mögen diese Germanen in beträchtlicher Zahl, aber nicht als freier Stamm unter den Slawen gewohnt haben, nunmehr treten sie zuerst selbständig auf und führen zu Lande und zu Wasser Krieg gegen Sachsen und Dänen! Ihr Heidentum verhinderte trotz der gemeinsamen Sprache leider jede Verständigung mit

ihren germanischen Vettern, doch mag ihr bloßes Vorhandensein der späteren raschen und gründlichen Eindeutschung des Landes nördlich der Havel zu Gute gekommen sein. Der Abstammung nach dürfte dieser altgermanische Volkssplitter östlich der Elbe, wie wir in der Einleitung sahen, am nächsten mit den Langobarden zusammengehangen haben.

Im Jahre 1045 fielen die Liutizen zum erstenmal wieder seit Konrads Strafzügen in Sachsen ein; aber im Herbst zog der Kaiser gegen sie aus und unterwarf sie, so daß sie wiederum den herkömmlichen Zins zahlen mußten. Bald darauf besiegte König Sveinn von Dänemark, der mit Heinrich III. einen Freundschaftsbund geschlossen hatte, die genannten germanischen Liutizen mit ihrem Fürsten und machte sie, wie es heißt, seiner Herrschaft untertan. Der nordische Skalde Skeggjason bestätigt übrigens diese für uns so ungeheuer wichtige Angabe in der Knytlingersage.

Die Redarier, der bisherige Hauptstamm der Liutizen, die als höchstes Heiligtum den Tempel des Radigast in Rethra hüteten, verlangten die Anerkennung ihrer Oberherrschaft damals auch bei den anderen 3 Stämmen. Die Tholenzen erkannten die Vorherrschaft der Redarier an, aber die Circipanen, die „jenseits der Pana (Peene) wohnenden", und die Kizziner (um Kessin b. Rostock) widerstanden dieser Anmaßung aufs hartnäckigste. Da mußten die Waffen entscheiden: In drei Schlachten blieben die Cirzipanen und Kizziner Sieger gegen ihre bisherigen Bundesgenossen. Nun aber geschah etwas bisher Unerhörtes: die Redarier verbanden sich mit den Christen! Ein verbündetes Heer des Sachsenherzogs Bernhard, des Dänenkönigs und des Wendenfürsten Godschalk drang in das Gebiet der Circipanen ein, so daß selbst dies tapfere (germanische?) Völkchen bald den Widerstand aufgab und um 15000 Pfund Silber den Frieden von den christlichen Fürsten erkaufte (1055).

Unter Godschalks mildem Szepter schien nun dieser zäheste Rest heidnisch-slawischer Bevölkerung der Bekehrung und dauernder Unterwerfung entgegen zugehen, als plötzlich, während der Kaiser in Italien weilte, ein unerwartet heftiger Aufstand der Liutizen ausbrach. Sie fielen in die sächsischen Marken ein, wo ihnen die Markmannen entschlossen entgegentraten. Aber diese Kräfte waren gegen den wilden Ansturm der Heiden nicht stark genug: in einem blutigen Gefecht wurden die Deutschen geschlagen, viele bedeckten die Walstatt, andere wurden gefangen genommen.

Als der Kaiser nach Goslar zurückkehrte, war daher seine dringendste Sorge die Sicherung der sächsischen Grenzmarken gegen die

wilden Liutizen. Er zog ein Heer zusammen und übertrug dessen Führung dem Markgrafen Wilhelm von der Nordmark und dem Grafen Dietrich von Katelenburg. Er selbst mußte leider wieder nach dem Westen des Reiches reisen, wohin ihn dringende Angelegenheiten riefen, da hier der König von Frankreich Miene machte, sich in deutsche Dinge einzumischen. Und doch, wie nötig wäre Heinrichs III. Anwesenheit an der Elbe gewesen! Kaum war er nämlich im September 1056 vom Rheine nach Goslar zurückgekehrt, als ihn die Schreckenskunde von der furchtbaren Niederlage bei Prizlawa erreichte.

Das vom Kaiser gegen die Liutizen geschickte Heer war über die Elbe gegangen, aber in dem Winkel den die Havelmündung bildet von den Liutizen bei Prizlawa (Prinzlow) eingeschlossen und, da beide Flüsse ein Entkommen verhinderten, völlig vernichtet worden (10. September 1056). Es war die schwerste Niederlage, die die Deutschen von der Hand der Slawen je erlitten! Markgraf Wilhelm und Graf Dietrich, die beiden Heerführer, waren gefallen, fast alle ihre Begleiter erlagen dem Schwert der Heiden. Was sich von dem Schlachtfelde retten konnte, ertrank in den Fluten der Elbe oder der Havel.

Diese Schreckenskunde warf den Kaiser auf das Krankenlager, das zu seinem Sterbebette werden sollte. Heinrichs schon lange zerrüttete Gesundheit war diesem harten Stoße nicht mehr gewachsen: so starb er, einer der gewaltigsten deutschen Kaiser, am Kummer über die Niederlage der Seinen im Wendenkriege von 1056. Aber wie in der freien Natur neben der Giftpflanze auch das Heilkraut wächst, so entsproß dieser Unglücksgegend des Mittelalters das größte Heil für das neue Deutschland: hier, im ostelbischen Kreise Jerichow II. wurde am 1. April 1815 — Otto von Bismarck geboren! —

Heinrich IV. und der letzte Billunger.

Mit Stolz kann aber auch hier der Deutsche auf seine Ahnen schauen. Tief durchschütterte die doppelte Hiobspost die sächsischen Gaue; ein neues Heer wurde unter erprobten Führern gegen die Sieger von Prizlawa geschickt und siehe da — knapp ein Jahr später, 1057 — wurden die Liutizen entscheidend geschlagen, heißer Rachegrimm und kühle Vorsicht vereinten sich zu diesem Erfolge auf Seite der Sachsen, so daß die Heiden, im eigenen unwegsamen Lande angegriffen und verfolgt, tief gedemütigt Geiseln stellten und wiederum den langgewöhnten Tribut zahlten.

Freilich die Hoffnung, die man auf deutscher Seite, besonders in kirchlichen Kreisen, auf die Wirksamkeit des frommen Christen Godschalk als Slawenfürst und damit auf die Befriedung des Wendenlandes im Norden gesetzt hatte, sollten bald zu Schanden werden. Nach wie vor wurzelte tiefer Haß in der Seele der Unterworfenen, sie verabscheuten die christlichen Priester, noch mehr aber die sächsischen Steuereintreiber, die nicht gerade schonend vorgehen mochten. In Godschalks Schwager Plusso fanden die Obotriten den vermeintlichen Befreier. Natürlich schlugen sich auch die Liutizen sofort zu den entschlossenen Kämpfern für das altererbte Heidentum. So wurde Godschalk am 7. Juni 1066 auf geschichtlicher Stätte — zu Lenzen — erschlagen, und mit ihm fielen dort viele Geistliche vor dem Altare eines christlichen Kirchleins. Am 15. Juli wurde das Kloster zu Ratzeburg überfallen und der Abt, ein Deutscher, sowie 28 Mönche gesteinigt. In dem Orte Mecklenburg wurde der Bischof Johannes, ein frommer Ire, zusammen mit Godschalks Witwe, der Dänin Sigrid, und anderen Christen gefangen genommen. Sigrid und ihre Frauen wurden freigelassen, d. h. man jagte sie völlig nackt aus der Feste hinaus! Der Bischof aber wurde nach Rethra geschleppt, hier am Altar des Radigast in grausamer Weise hingeschlachtet, und sein abgehauener Kopf als Opfer für den Götzen auf eine Stange gesteckt (am 10. November 1066). Bald nach diesen Greueltaten richtete sich jedoch die Wut der Heiden gegen ihren eigenen Führer: Plusso entging dem verdienten Schicksal nicht, er ward von den Barbaren, die er aufgestachelt hatte, erschlagen. Godschalks Söhne Buthue (Buthiwoi?) und Heinrich fanden in Bardowiek und in Dänemark Zuflucht. So ging alles, was an Christentum im Wendenlande erblüht war, in diesem schrecklichen Abfall vom Jahre 1066 wieder zu Grunde!

Es ist ein denkwürdiges Jahr! Und doch, wie gelinde war das Leiden, das hier den Sachsen in der alten Heimat angetan wurde, mit dem erschütternden Schicksal, das ihren ausgewanderten Vettern in England, den bis dahin rein germanischen Angelsachsen von den französierten Normannen Wilhelms des Eroberers bereitet wurde. Seit diesem verhängnisvollen Jahre 1066 — bei Hastings erlagen die Angelsachsen — verblich auf der britischen Insel der freie Staat und die reine germanische Sprache der dortigen Sachsen.

Der junge König Heinrich IV., der eben die ersten selbständigen Schritte seiner Regierung zu unternehmen im Begriffe war, mußte alsbald hier im Osten eingreifen, um den deutschen Namen und mit ihm die christliche Religion nicht zum Spott der heidnischen Wenden werden zu lassen. Zunächst kämpfte Ordulf, der nach dem Tode seines Vaters

nun Herzog der Sachsen war, wiederholt ohne Erfolg gegen die Slawen, so daß er schließlich zum Spott der Seinen wurde. Aber bald tat sich sein junger Sohn Magnus glänzend hervor und rettete das kriegerische Ansehen des Billunger Hauses. Dann drang im Winter 1067/68 ein deutscher Rachezug siegreich bis Rethra vor. Das große Heiligtum der Wenden wurde erbrochen. Der bischöfliche Anführer des sächsischen Heeres zog das heilige Pferd des Radigast aus dem Tempel und machte es zu seinem Leibroß — auf ihm ritt er frohlockend an der Spitze der Sieger bis an die Elbe und weiter bis heim nach Halberstadt, wo er im Triumph einzog. Noch einmal im nächsten Winter — als das Eis das Vordringen in dem seenreichen und sumpfigen Lande erleichterte — ging die Kriegsfahrt ins Liutizenland. Diesmal führte der junge König Heinrich IV. selber das Heer. Alle Burgen, Tempel und Götzenbilder, auf die man stieß, wurden zerstört; die Liutizen brachen vor dieser Machtentfaltung vollständig zusammen. Mit vielen Gefangenen und mit reicher Beute beladen kehrten die Deutschen heim — aber die Obotriten sowohl als auch die Liutizen blieben Heiden und entzogen sich der sächsischen Gerichtsbarkeit wie der Zahlung des Tributes. Den Sommer darauf mußten jedoch die germanischen Liutizen, welche König Sveinn Astridson unterworfen hatte, auf Geheiß ihres Oberherrn Krieger zu einer dänischen Heerfahrt nach England aussenden, wo Wilhelm der Eroberer bereits seit vier Jahren jeden Versuch zur Abschüttelung seines Joches mit grausamer Strenge vereitelte.

Ordulfs wenig ersprießliche Herrschaft über Sachsen dauerte nicht lange. Im Jahre 1071 starb er, und sein Sohn Magnus wurde nach Erbrecht Herzog. Auf Bitten von Godschalks vertriebenem Sohne Buthue (Buthiwoi), überwies ihm Magnus sogleich den Heerbann aus dem Bardengau sowie aus Stormarn, Ditmarsen und Holstein. Während die herzoglichen Boten diese Gaue durchwanderten, um den Streitern den Gestellungsbefehl zu bringen, ging Buthiwoi bereits mit etwa 600 Mann als Vortrab über die Elbe und gelangte ungehindert bis vor Pluni (Plön), das er unverteidigt fand. So zog er in die rings von Wasser umschlossene Wendenfeste ein. Aber leider hörte er nicht auf die Warnung einer deutschen Frau, die dort wohnte: er möge nehmen, was er vorfinde, sich dann aber schleunigst davonmachen; er sei im Begriff, in eine slawische Falle zu gehen, sie wisse, daß bereits am folgenden Tage ein großes Wendenheer vor Plön erscheinen würde, um ihn einzuschließen. Allein dem Buthiwoi kam die Sache nicht recht glaublich vor und er blieb.

Als aber am andern Morgen die Sonne aufging, beschien sie rings um die Wasserburg herum die Scharen der Obotriten, die in der Nacht

herangerückt waren. Nun war guter Rat teuer. Nur ein langer, schmaler Holzsteg verband Plön mit dem Ufer des tiefen Sees, der die Inselfeste auf allen Seiten umgab. Die Slawen hatten bereits in aller Stille sämtliche Kähne entfernt; durch Hunger sollte die deutsche Besatzung zur Übergabe gezwungen werden.

Die Ditmarsen und Holsten, die langsam nachgerückt kamen, hörten von der Not ihrer Landsleute und zogen nun schnell zum Entsatz heran. Als sie an der Schwale angekommen waren, schickten sie einen Kundschafter voraus, der wendisch konnte, um zu erfahren, wie die Sachen in Plön ständen; leider hatten sie einen bestechlichen Schuft gewählt. Für 50 Mark Silber wurde er zum Verräter an seinem Volke. Er verriet dem Führer der Obotriten Cruco, daß der gefürchtete Herzog Magnus noch jenseits der Elbe sei; dann ging er über den Steg bis zum Tor von Plön und meldete dem Buthiwoi, daß die Nordelbinger untereinander uneinig geworden seien und deshalb nicht zum Entsatz herbeikommen könnten. Nach dieser schändlichen Botschaft, die er im Auftrage Crucos ausgerichtet hatte, kehrte er kaltblütig zu den Seinen zurück, denen er nun als Ergebnis seiner Kundschaft die freche Lüge aufband: Er habe in Plön Buthiwoi und seine Mannen fröhlich und guter Dinge gefunden, da gar keine Gefahr vorhanden sei.

Die ruchlose Täuschung gelang: Ditmarsen und Holsten blieben hinter der Schwale liegen, und Buthue, im höchsten Grade niedergeschlagen und ohne jede Hoffnung auf Entsatz, unterhandelte mit dem feindlichen Anführer. Cruco verlangte Niederlegung der Waffen, am Lösegeld sei ihm nichts gelegen. Wer die Waffen strecke, solle freien Abzug haben. Buthue, der seine Volksgenossen nur zu gut kannte, warnte vor der Tücke der Slawen. Aber besonders die Barden wollten heimziehen. So ergab man sich auf die Bedingung des Cruco hin. Zu zwei und zwei gingen Buthues Mannen über den Steg, streckten die Waffen und wurden vor den Wendenhäuptling geführt. Als sie alle hinüber waren, erschien eine einflußreiche slawische Frau aus Plön, die folgende (bestellte?) Aufforderung an die wendischen Krieger richtete: „Die deutschen Männer haben den wendischen Frauen in der Feste Gewalt angetan, tilgt unsere Schmach, indem ihr sie alle verderbt!“ Bei diesen Worten fielen Cruco und die Seinen ohne weiteres über die Wehrlosen her und erschlugen mit Buthiwoi alle Ditmarsen, Holsten und Barden. Dies Blutbad vor Plön fand statt am 8. August des Jahres 1071.

An Rache war vorläufig leider nicht zu denken, da soeben Herzog Magnus und mit ihm Otto von Nordheim in der Fehde gegen Heinrich IV. unterlegen waren. Traurig blieb überhaupt die Lage Deutschlands den

Liutizen gegenüber, solange der in Sachsen fremde rheinfränkische Kaiser lebte. Als er vor dem Aufruhr von 1073 aus Goslar geflohen war, versuchte er sogar, die sächsischen Fürsten durch die Liutizen züchtigen zu lassen, die jene selbst vor ihm als die gefährlichsten Feinde ihres Volkes bezeichnet hatten!

Heinrich IV. scheute sich also nicht, Boten über die Elbe zu schicken, die diesen kriegerischen Wenden große Geldsummen versprachen und ihnen vorstellten, Sachsen sei durch inneren Hader verfallen, leicht könne ein kräftiger Kriegssturm von außen her die gefürchteten Zwingherren über den Haufen werfen. Als die sächsischen Fürsten von dieser eines deutschen Kaisers wahrlich unwürdigen Sendung erfuhren, schickten auch sie schnell zu den Liutizen und versprachen ihnen noch viel mehr Geld als Heinrich IV., wenn sie jede Fehde unterließen. Sollten sie aber dennoch auf das schnöde Anerbieten des Franken eingehen, so sei ihre Streitmacht — 60000 Sachsen — stark genug, um es nötigenfalls mit beiden Gegnern aufzunehmen. Den Liutizen schwoll ob dieser zwiefachen Umwerbung mächtig der Kamm; aber bei der leidenschaftlichen Beratung über das doppelte Angebot fielen sie in zwei Parteien auseinander, die alsbald handgemein wurden. So wüteten sie mit der Waffe gegeneinander und machten sich dadurch selbst unschädlich! Deshalb erlangten die Sachsen nun ohne Kampf von dem grollenden Heinrich IV. den für sie so günstigen Frieden von Gerstungen (1074).

Cruco, der christenfeindliche Obotritenfürst, der Urheber der feigen Metzelei vor Plön, hatte sich mittlerweile auch zum Herrn über deutsche Teile nordelbischen Landes zu machen gewußt und bedrückte sie hart. Im Alter ereilte ihn die gerechte Strafe. Er verlor Leben und Herrschaft auf folgende romantische Weise. Heinrich, der Bruder des bei Plön gemordeten Buthue und der Sohn des in Lenzen erschlagenen Godschalk, kehrte heimlich aus Dänemark in seine Heimat zurück, wo er aber sofort von Cruco entdeckt und des Landes verwiesen wurde. Als er jedoch an der Spitze von dänischen und wendischen Wikingern die Küste von Ostholstein verheerte, mußte der alte Heimtücker den jungen Helden in Wagrien dulden. Er versuchte sich nun mit List seiner zu entledigen. Bei einem Gelage wollte er ihn trunken machen und so ermorden lassen; aber der Verrat lauerte an seinem eigenen Herde. Seine Gattin Slawina, des alten Fuchses überdrüssig, hatte sich in den jungen Heinrich verliebt und verriet ihm die Anschläge ihres Gatten. So drehte Heinrich den Spieß um, und ein Däne seines Gefolges schlug nach dem Mahle dem halb trunkenen, halb ermüdeten Cruco den Kopf mit der Streitaxt ab.

Heinrich heiratete nun die Slawina und trat so die Herrschaft Crucos an, dessen Festen ihm alle zufielen. Hierauf begab er sich zum Sachsenherzog Magnus, mit dem er ja verwandt war. Er wurde freudig aufgenommen, leistete ihm den Eid der treuen Untertänigkeit und berief dann die Landsgemeinde der nordelbischen Sachsen. Er schloß mit ihnen einen unverbrüchlichen Frieden, wurde als Befreier von der grausamen Tyrannei eines Cruco warm begrüßt und sicherte sich so ihre wichtige Waffenhilfe. Nunmehr forderte er im Namen seines Lehnsherren, des Herzogs Magnus, von den Obotriten und den ihnen benachbarten Wendenstämmen den Tribut, den sie schon seit über 30 Jahren nicht mehr bezahlt hatten. Sofort empörten sich natürlich alle gegen Heinrich und den Sachsenherzog. Mit großer Heeresmacht rückten sie gegen den jungen Fürsten heran. Heinrich aber rief seinen mächtigen Beschützer über die Elbe zu Hilfe, und sehr schnell erschien der tapfere Magnus mit einem in aller Eile aufgebotenen Teil der Barden, Ditmarsen, Holsten und Stormaren.

Im Polaberlande bei Schmilau, am Südende des Ratzeburger Sees, (Smilowe; eigentlich Smilowopole = Binsenfeld) traf er 1093 auf ein großes und wohlbewaffnetes Heer der Wenden, das eine weite Ebene bedeckte. Da Magnus die gewaltige Übermacht der Slawen erkannte, wollte er erst die nachrückenden Verstärkungen abwarten und hielt die Feinde den ganzen Tag mit Unterhandlungen hin. Bei Sonnenuntergang erhielt der streitbare Herzog jedoch die Kunde von dem Anmarsch dieser langerwarteten Hilfe. Sobald sie eingetroffen war, begann Magnus noch vor Anbruch der Nacht den Kampf. Freilich waren die Sachsen auch so noch in empfindlicher Minderzahl, aber ihrer wunderbaren Tapferkeit, Stärke und Kriegszucht wurde dennoch der Sieg zuteil. Mit lautem Schlachtruf, dicht geschlossen, eisenfest in ihren Panzerhemden, durchbrachen ihre Rittergeschwader stürmisch die Reihen der Wenden, jagten die so auseinandergesprengten Haufen der Slawen nach allen Richtungen vor sich her und hieben alles zusammen, was sie erreichen konnten. Der Glanz der untergehenden Sonne verhalf den Sachsen mit zu diesem überwältigenden Siege. Da sie mit dem Gesicht nach Osten angriffen, hatten sie die Sonne im Rücken, während die Strahlen des scheidenden Tagesgestirns den Wenden blendend ins Gesicht schienen. So wurde ihre Niederlage eine vollständige. Durch diesen einen entscheidenden Schlag fielen 14 wendische Festen den Siegern ohne Schwertstreich in die Hände. Alle Slawen bis zur Oder wurden dem jungen christlichen Obotritenfürsten Heinrich tributpflichtig, und Friede zog endlich wieder in Nordelbingen ein!

Die Sachsen, die sich seit zwei Jahrzehnten im eignen Lande nicht mehr sicher gefühlt hatten, verließen nun die Festen, in denen sie sich bargen, und bauten ihre von Crucos wilden Räuberscharen zerstörten Dörfer und Höfe wieder auf. Diese Nordelbinger erhielten einen eigenen Grafen in der Person Godfrieds, der später im Kampfe gegen slawische Ränber den Tod finden sollte. Die im Lande wohnenden Wenden aber, besonders in Wagrien, wurden dem Heinrich unterstellt. So fand hier unter dem christlichen Wendenfürsten eine friedlich-schiedliche Sonderung der beiden Volkstümer statt.

Fast zur selben Zeit scheint die Auseinandersetzung zwischen den slawischen Liutizen und ihren germanischen Volksteilen, die ein halbes Jahrhundert zuvor begonnen hatte, zu einem Bündnis zwischen den „christlichen" und „heidnischen" Sachsen, geführt zu haben! Die alte Brandenburger (Pulkawa'sche) Chronik meldet nämlich wörtlich vom Jahre MC. (1100): „Udo, Markgraf der Altmark diesseits der Elbe (Albea), berannte mit den anderen barbarischen Sachsen, welche Liutizen hießen, Brandenburg und nahm dort die Burg mit stürmender Hand." Welche Folgen dieser höchst merkwürdige Vorgang gehabt haben mag, ist leider nicht bekannt; wir wissen nur, daß der hier genannte Markgraf Udo bald nachher mit mehreren sächsischen Fürsten in Fehde geriet. Er starb in demselben Jahre 1106, das auch den Kaiser Heinrich IV., den Friedlosen, und den Sachsenherzog Magnus, den Tapferen, zur ewigen Ruhe abberief.

Mit Magnus' Tode erlosch das erlauchte und nie genug zu rühmende Haus der Billunger. 170 Jahre lang hatte dies Geschlecht die Billungermark jenseits der unteren Elbe gehütet und mit zäher, echt niedersächsischer Kraft dem endgiltigen Siege des Deutschtums und der Kirche dort vorgearbeitet — ohne jedoch selbst das gelobte Land des „neuen Deutschland" noch zu sehen. Heil dem Volke, das solche Geschlechter, solche Männer hervorbringt!

Der Polenkrieg Heinrichs V.

Heinrichs IV. Sohn und Nachfolger Heinrich V. bekam es wieder mit Polen zu tun, wo ein neuer Boleslaw (mit dem poetischen Beinamen „Schiefmaul") den Spuren des ersten großen folgen zu wollen schien. Er hatte sich mit dem damaligen Ungarnkönig Koloman dahin verständigt, daß wenn einer der beiden vom deutschen Kaiser angegriffen würde,

der andere sofort in das reichstreue Böhmen einfallen sollte. Dieser beabsichtigten Zwickmühle mußte der Kaiser zuvorzukommen suchen, besonders der gefährliche Boleslaw von Polen mußte möglichst bald unschädlich gemacht werden. Die Rüstungen zu diesem Polenkriege, der auf das Jahr 1109 geplant worden war, wurden möglichst im geheimen betrieben. Anfang August befand sich der König noch in Erfurt, dann aber brach er schnell auf und schon Mitte August erreichte er die Grenze Polens, nicht weit von Bytom (Beuthen) a. Oder. Das kaiserliche Aufgebot bestand aus Sachsen, Franken, Schwaben, Bayern und Lothringern. Dieser Angriff traf Boleslaw gänzlich unerwartet; er lag gerade gegen die damals noch heidnischen Pommern zu Felde: bei Nakel, das von altersher den fast einzigen Übergangspunkt über den Netzebruch bot, hatte er den Pommern bereits eine empfindliche Niederlage beigebracht, so daß diese ihre wichtigste Grenzfeste sich ergeben hatte. Hier trafen ihn die Boten Heinrichs V. mit der Aufforderung, seinem Bruder Zbigniew die Hälfte Polens abzutreten, dem Reiche aber einen Tribut von 300 Pfund Silber zu zahlen, und dem Kaiser 300 Ritter zu stellen. Wenn er sich weigere, diese Bedingungen sofort zu erfüllen, so werde er die Schärfe des deutschen Schwertes zu fühlen bekommen. Statt aller Antwort eilte Boleslaw nach Glogau, das sich bereits tapfer gegen den deutschen Ansturm wehrte.

Der Tschechenherzog Swatopluk von Olmütz, welcher sich durch die polnisch-ungarischen Abmachungen in erster Linie bedroht fühlte, erschien hier vor Glogau mit seinem Aufgebot beim kaiserlichen Heere. Alsbald überschritt ein Teil der Belagerer den Strom, so daß die Oderfeste nun auf dem Ost- und Westufer eingeschlossen war. Zum Entsatz kam der Polenherzog herbei; zwar konnte er nicht hoffen, auch nur den deutschen Heerteil auf einer Seite der Oder zu vertreiben, aber mit seinen leichten, halbnackten Reitern gelang es ihm, die Belagerer derart zu reizen und zu schädigen, daß sie der nutzlosen Berennung Glogaus müde wurden und unter Heinrichs V. und des Böhmenherzogs Führung auf beiden Ufern die Oder hinaufzogen. So drang man bis Breslau vor — worunter man nur die heutige „Dominsel“ verstehen darf — und als auch diese Feste sich nicht ergab, bis nach der Burg Ritschen zwischen Ohlau und Brieg. Im Herzen von Schlesien tummelten nun die deutschen Ritter ihre Rosse, da wo 100 Jahre später so reiches deutsches Leben erblühen sollte. Damals aber bedeckten noch weite Urwälder das Land, wie in altgermanischer Zeit, wo Wandalen, Silinger, und Lugier hier ihre heimischen Jagdgründe hatten. Allein die Schwerfälligkeit, die schon damals Ritterheeren anhaftete, machte sich in solchen

Gebieten erst recht geltend; man kam nur langsam vorwärts, die Pfeile und Wurfgeschosse der leichten sarmatischen Reiter beunruhigten und verwundeten selbst die gepanzerten Reiter, so daß die Lage der Deutschen hier in „Silensi" auf die Dauer heikel wurde.

Heinrich V. bot nun dem Polenherzog mildere Friedensbedingungen an, falls er sich weigere, drohte der Kaiser Krakau zu besetzen, das mit seiner Burg Wawel damals so etwas wie die Hauptstadt Polens darstellte. Aber das „Schiefmaul" ließ sich durch diese Drohung nicht einschüchtern, hatten doch seine Oderfesten bewiesen, wie leicht der Widerstand unter den obwaltenden Umständen war, so fürchtete er nicht für die Weichselburg und wies auch die günstigeren Bedingungen stolz zurück!

Die zunehmende Schwierigkeit der Verpflegung brachte diesen Feldzug in Schlesien zum Scheitern — wie schon frühere gegen Boleslaw Chrobri und Mjesko. Dazu kam der Meuchelmord, der von der tschechischen Gegenpartei an Swatopluk verübt wurde, als er in der Dunkelheit vom kaiserlichen Zelte nach seinem Lager ritt. Die Frage der Nachfolge beschäftigte das in Verwirrung geratene tschechische Heer natürlich sehr; schon am folgenden Tage (es war der 22. September 1109) brach es nach Prag auf, um den von Heinrich V. gebilligten Nachfoger des Ermordeten, seinen Bruder Otto von Olmütz, auf den Herzogstuhl von Böhmen zu setzen, ehe etwa der Anstifter des Mordes die Hand danach ausstreckte. Bald darauf trat auch der Kaiser mit den Seinen den Rückzug aus Schlesien an. Wiprecht von Groitsch, der Enkel jenes Wendenhäuptlings namens Wulc, der einen Teil der Altmark zeitweilig zu einem slawischen Siedlungsgebiet zu machen gewußt hatte, deckte ihn geschickt und tapfer, so daß der Kaiser unangefochten nach Sachsen zurückkehren konnte.

Ohne eine Schlacht geliefert zu haben, hatte Boleslaw durch geschickte Benutzung der sarmatischen Taktik — Aushungerung im unwirtlichen Lande — die Deutschen gezwungen, Schlesien zu räumen und dies so noch einmal für sich gerettet. Ähnlich wie im Jahre 1017 sein ruhmreicher Vorfahre Chrobri den deutschen Kaiser genötigt hatte, das zukunftsreiche Schlesien zu verlassen, so war es auch diesmal Boleslaw II. geglückt: zum Teil sogar mit geringeren Mitteln als sie dem berühmten Ahnen hundert Jahre zuvor zur Verfügung gestanden hatten. Die Ermordung Swatopluks in Schlesien stürzte Böhmen und Mähren in wilde Wirren; wie vorauszusehen war, stritten mehrere Bewerber um die Herrschaft, so daß Heinrich V. sich gezwungen sah, dem Bürgerkrieg zu steuern und Ordnung und Ruhe in den tschechischen Hexenkessel zu bringen.

Im tiefsten Winter, am 1. Januar 1110 überschritt er das Grenzgebirge, vor ihm her zogen mit starken Scharen seine Grafen Dietbold und Berengar nach Prag. Sie geboten den Streitenden im Namen des Kaisers Einstellung ihrer Feindseligkeiten und beschieden die Thronbewerber sowie die tschechischen Großen und den Bischof von Prag vor den Richterstuhl Heinrichs V. nach Rokitzan bei Pilsen. Dort sollte über ihre Ansprüche entschieden werden. Der Kaiser sprach sich zugunsten Ottos von Olmütz aus und ließ den andern Bewerber nach der Burg Hammerstein a. Rhein abführen. Dann verließ er das Land noch schneller, als er es betreten hatte. Aber auch jetzt noch sollte Böhmen keine Ruhe bekommen; die Anhänger der ausgefallenen Bewerber wollten sich bei dem Machtspruch Heinrichs nicht beruhigen, und Otto mußte sich schließlich mit Mähren begnügen. Erst dem Einfluß dreier deutscher Frauen, Schwestern aus dem schwäbischen Hause der Grafen von Berg, gelang es als Gemahlinnen des Polen, des Böhmen sowie des mährischen Teilherzogs dem zerrissenen Lande zeitweilig wieder Ruhe und Gedeihen zu verschaffen.

Graf Adolf von Holstein und der christliche Obotritenfürst Heinrich.

Während des Aufstandes der sächsischen Großen gegen den rheinfränkischen Kaiser kam es widerholt zu kriegerischen Auseinandersetzungen mit den Wenden. Längere Zeit hatten sich diese Heiden unter dem heilsamen Druck der sächsischen Herzöge und des christlichen Godschalksohnes Heinrich befunden. Ein Plünderungszug der Slawen gegen die deutschen Ansiedler in Nordelbingen, bei dem der bereits erwähnte Gaugraf Godfried den Heldentod fand, wurde schon 1110 blutig abgewiesen, und der nunmehrige Herzog von Sachsen, Lothar von Supplingenburg, zerstörte auf dem nun folgenden Rachezuge neun Wendenburgen. Jetzt, während der neuen schweren Wirren in Sachsen, erhoben sich die Slawen wieder, oder besser, sie wurden von den streitenden Großen gradezu nach Sachsen gerufen. So bediente sich Markgraf Rudolf leider ihres Beistandes, als er 1113 mit Milo, dem Sohne des Grafen Dietrich von Ammensleben, in Fehde lag. Auch Heinrich, der christliche Obotritenfürst, erwehrte sich nur mit Mühe des Einfalles der benachbarten Heiden, umsomehr als auch die wendischen Bewohner der Insel Rügen — die Ranen — ein sehr seetüchtiges Völkchen, auf kleinen Schiffen seine und die benachbarten holsteinischen Küstenstriche unsicher machten.

Vereint mit dem neuen vielversprechenden Grafen von Nordelbingen schlug er diese Ranenschwärme in der Nähe von Lübeck aufs Haupt. Dieser neue Graf von Holstein war Adolf; er stammte aus der Schauenburg bei Rinteln a. Weser, die dem Fürstentum Schaumburg-Lippe den Namen gegeben hat. Die Hofburg Heinrichs war die wendische Feste Liubiz, unterhalb des heutigen Lübeck, am Einfluß der Schwartau in die Trave gelegen, wohin der Slawenfürst allerdings schon eine große Zahl sächsischer Kaufleute, besonders aus Bardowiek zur Belebung des Handels gezogen hatte.

Die Kriegsflotte der Ranen war in die Trave eingelaufen und den Fluß hinaufgesegelt, bis sie vor Heinrichs Burg lag. Die von Graf Adolf geschickten Sachsen erschienen mittlerweile zu Lande in der Nähe der Trave. Auf Heinrichs Geheiß ritten sie im weiten Bogen nach deren Mündung zu und rückten nun von dort auf der Straße an, wo die Ranen ihre Reiterei erwarteten. Die Kriegslist sollte völlig gelingen. Von den wendischen Schiffen aus wurde die heranreitende deutsche Schar wirklich für die nachkommende ranische Verstärkung gehalten: mit lautem Freudengeschrei eilte die Besatzung der Flotte den Reitern entgegen! Diese stimmten aber plötzlich ein deutsches Kirchenlied an und gaben ihren Rossen die Sporen. Erschreckt wandten sich die Ranen zur Flucht — aber es war schon zu spät! Furchtbar wurde unter ihnen aufgeräumt. Ein Teil erreichte zwar die Schiffe, aber auch hierhin sprengten ihnen die Sieger nach. Da zogen viele den Tod des Ertrinkens dem durch heiße Sachsenklingen vor und sprangen von den Schiffen in die tiefe Trave. Das ganze Heer der rügischen Wenden war vernichtet! Ein mächtiger Erdhügel mußte geschichtet werden, um die Leichname der erschlagenen Ranen zu bergen — noch lange Zeiten nachher hieß er „Ranenberg" (der Rugenberg bei Schwartau?) und ward als Denkmal für diesen Tag der Befreiung aus höchster Not geehrt. Es war der 1. August 1111 — von späteren Geschlechtern noch wurde er als jährlich wiederkehrendes Dankfest begangen, so groß war der Eindruck dieser glänzenden Waffentat im ganzen nordelbingischen Lande.

Bald griff Heinrich die kecken Seeräuber auf ihrer eigenen Insel an, wobei er die eifrige Unterstützung der Holsteiner, des Herzogs von Sachsen, des Markgrafen der Nordmark und des Erzbischofs von Magdeburg erhielt. So wurde der christliche Wendenfürst die Seele des Kampfes gegen das heidnische Slawenvolk auf Rügen.

Als starker Frost den Übergang über die Ostsee begünstigte, griff Heinrich mit seinem aus Obotriten und 1600 Sachsen bestehenden Heere die Ranen überraschend in ihrer meerumrauschten Heimat an.

In „Volehost“ — dem heutigen Wolgast — erwartete Heinrich die deutsche Streiterschar und dankte für ihr Erscheinen in den schmeichelhaftesten Ausdrücken, die offen verrieten, daß er auf ihre Treue und Tapferkeit seine ganze Zuversicht baute. Ja, er legte ihnen sogar die Frage zur Entscheidung vor, ob er eine ihm angebotene Summe von 200 Mark annehmen und den Ranen dafür den Frieden gewähren sollte. Die Sachsen lehnten mit stolzen Worten diese Summe als ungenügend ab — „nicht darum haben wir Weib und Kind und Heimat verlassen“, sagte ihr Sprecher, „um den Feinden zum Spotte zu werden und unseren Kindern einen ewigen Schimpf zu hinterlassen. Setze vielmehr fort, was du angefangen hast, benutze die Brücke, welche dir der große Werkmeister im Himmel gebaut hat, und greife die Feinde an.“ So zog man an die See und erreichte endlich den Meeresarm, „der sehr schmal ist und den man mit den Augen überschauen kann“, d. h. also den Strelasund. Über diesen festgefrorenen Sund führte nun Heinrich die Seinen. Da entstand die Frage, wer den Vortrab bilden sollte, und die Sachsen sprachen: „Es ist ein von den Vätern her uns überlieferter Brauch, daß wir beim Vorrücken die ersten, beim Rückzug aber die letzten sind.“

Die Sachsen voran, die Scharen der Slawen im 2. und 3. Treffen, zog das Heer in glänzender Ordnung über das weißschimmernde Eisfeld nach der Gegend von Rügen hinüber, die Ernst Moritz Arndts Heimat ist. Die 1600 Sachsen waren die erste deutsche Streitmacht, welche die Insel betrat (im Jahre 1113). Die der Küste zunächst gelegenen Dörfer wurden in Brand gesteckt, dann stellte sich das Heer in Schlachtordnung: Heinrich nahm seinen Platz bei der sächsischen Kernschar. Ein mit mehreren Wenden vorgeschickter Sachse meldete den Anzug des Feindes — aber es sollte gar nicht zur Schlacht kommen! Die Ranen waren über die Kühnheit und wohlgeordnete Streitmacht der Eindringlinge so erschreckt, daß sie einen ihrer Priester als Unterhändler zu Heinrich schickten. Er bot erst 400, dann 800 Mark für den Frieden. Als aber das Heer ob so geringen Angebotes laut murrte und die Schlacht begehrte, fiel der Götzendiener dem Eroberer zu Füßen und rief: „Tue was dir gefällt, o Fürst, wir sind alle in deiner Hand und werden dulden, was du uns auferlegst.“ So wurde den Ranen der Friede für 4400 Mark und Stellung von Geiseln gewährt. Dann zogen die Sieger heim. Aber als das Lösegeld beigetrieben werden sollte, zeigte es sich natürlich, daß die Ranen nur die Hälfte der ausbedungenen Summe zahlen konnten oder — wollten!

Im folgenden Jahre, 1114, drang deshalb Herzog Lothar von Sachsen persönlich im Küstenlande der Ostsee vor, 300 zirzipanische Reiter mußten

ihm dabei Heeresfolge leisten. Den Fürsten der Ranen, den er auf der Insel zu umstellen wußte, überwand er und zwang ihn zum Frieden. Dieser versprach von neuem eine ansehnliche Geldsumme, leistete Lothar den Eid der Treue und stellte seinen eigenen Bruder als Geisel. Der Aufenthalt des siegreichen Heeres auf Rügen dauerte nur drei Tage, da dem strengen Frost, der den Übergang ermöglicht hatte, diesmal plötzlich mildes Tauwetter folgte; so mußte man eilig auf das Festland zurückzukommen suchen — wodurch die Ranen trotz aller Niederlagen wieder keck gemacht wurden.

Zur selben Zeit regten sich zum letzten Mal die Liutizen zwischen der mittleren Elbe und der Havel. Große Scharen dieser Heiden rückten, Schrecken verbreitend, plötzlich gegen Köthen im Gau Serimunt vor. Ob sie herbeigerufen oder durch die Kampfstellung der Sachsen gegen den Kaiser herbeigelockt wurden, ist nicht zu entscheiden. Hier trat ihnen Otto von Ballenstedt, der Vater Albrechts des Bären, mit nur — sage und schreibe 60 — sächsischen Rittern entgegen und erfocht am 9. Februar 1115 gegen die ungeheure Überzahl einen herrlichen Sieg. An 3000 Wenden standen gegen die 60 deutschen Ritter: als sie fliehend das Feld verließen, bedeckte die Hälfte von ihnen tot oder verwundet den Boden. Auf die herrliche Waffentat dieses denkwürdigen Tages gründete sich der glänzende Aufstieg des Hauses Ballenstedt, der sog. Askanier, eigentlich Askarier nach ihrer Stammburg Aschersleben (Askarislevo). Wie groß die kriegerische Tüchtigkeit des sächsischen Adels damals war, bewies er zwei Tage nach diesem Sieg in der berühmten Schlacht am Welfesholze, wo das von Heinrich V. in Person gegen sie geführte Heer dem unbesieglichen Schwerte der Sachsen erlag: Mit 2—3 Klingen umgürtet waren einige junge Edelinge in diesen Kampf gezogen!

In den innersächsischen Wirren, die sich um die Ansprüche Konrads von Wettin auf Meißen und Albrechts des Bären auf die Lausitz drehten, kam es zu einer Belagerung der großen Burg Lebusa, der einstigen Wendenfeste; angegriffen wurde sie von Herzog Lothar, verteidigt durch einen Feldherren Heinrichs von Groitsch, genannt Heinrich Haupt. So germanisch sah es also um 1123 bereits in der Niederlausitz aus: Die Fehde, die um Lebusa ausgefochten wird, ist schon eine rein deutsche, nur sächsische Machtansprüche sehen wir hier miteinander ringen. —

Um diese Zeit waren auch die Gegenden am oberen Main ganz eingedeutscht, ja ins Egerland, d. h. also bereits nach Böhmen hinein, drang der Strom deutscher Neusiedler und in ihrem Gefolge unsere Sprache und Kultur. Darüber hinaus ins Innere Böhmens wirkte das neugegründete Bistum Bamberg, insbesondere durch seinen damaligen

Inhaber, den hochbedeutenden Otto von Bamberg. In der Person dieses begeisterten Gottesmannes machte das Christentum damals auch seinen ersten siegreichen Vorstoß nach Pommern, wo zu Sedin — dem späteren deutschen Stettin — das scheußliche dreiköpfige Triglaw-Götzenbild umgehauen wurde. Die so neubelebte Mission unter den wendischen Heiden an der Ostsee ging nunmehr unaufhaltsam vorwärts, das war die Folge des kühnen Sendbotenzuges des Bamberger Bischofs. Nachdem durch ihn der Götzendienst bei den Pommern erschüttert war, blieb es nur noch eine Frage der Zeit, wann alle wendischen Völkerschaften bekehrt sein würden. Dieses Heidentum war bereits seit langer Zeit innerlich hohl und morsch, aber Otto hatte den Mut, an das ausgehöhlte Gebäude zu schlagen, daß es barst und zusammenbrach. So hatte die Schicksalstunde des heidnischen Wendentums geschlagen!

V. Buch.

Von Kaiser Lothar (1125) bis zum dreizehnten Jahrhundert.

Kaiser Lothars Eingreifen in Böhmen und Nordelbingen.

Die Wahl Herzog Lothars von Sachsen zum deutschen Kaiser war für die Gestaltung der Dinge im slawischen Osten von höchst segensreichen Folgen. Was der letzte Rheinfranke auf dem Kaiserstuhl, Heinrich V., seiner süddeutschen Herkunft und Gemütsart nach nicht durchführen konnte, sollte der zähe Sachse anbahnen und größtenteils auch zum Abschluß bringen: die politische und nationale Sicherung der Wendenmarken für das Reich, so daß sie zu neuen Heimstätten deutschen Lebens werden konnten. Aber auch in die böhmischen Dinge griff Lothar im Jahre 1126 mit starker Hand ein. Der Herzog dieses Landes, Sobieslaw, wurde von seinem mährischen Vetter, dem schon erwähnten Otto von Olmütz bedrängt, der, wie wir gesehen haben, bei der Herzogswahl übergangen worden war. Seine Treue gegen das Reich aber gerade war es, weshalb die Tschechen in Böhmen Otto ablehnten, und so suchte er endlich Hilfe und Schutz bei König Lothar. Dieser konnte ein freies, selbständiges Böhmen, das sich seinen Herzog aus eigenem Recht gab, ebensowenig wie sein Vorgänger dulden und mußte deshalb Ottos Ansprüche unterstützen. So wurde zu Goslar der Krieg gegen Sobieslaw beschlossen, und unverzüglich rückte Lothar mit einem sächsisch-thüringischen Heer von etwa 3000 Rittern ins Feld.

Die Deutschen hatten durch Erfahrung gelernt, daß es im Slawenlande am besten sei, den Krieg im Winter zu führen, weil dann die zugefrorenen Sümpfe und Moräste, anstatt das Vordringen zu hindern, es vielmehr förderten. So eröffnete man den Feldzug im Winter des Jahres 1125. Nun ist aber Böhmen kein sumpfiges Flachland, sondern ein Kesselland, und so fand man hier wieder andere Hindernisse: Das Erzgebirge war tief verschneit, mühsam mußten erst Wege für die schweren Rosse und Reiter geschaufelt werden. Sobald Sobieslaw das Anrücken des deutschen Heeres erfuhr, rief er die Tschechen zu den

Waffen: 20 000 Mann sollen sich schnell gestellt haben, galt es doch einen Unabhängigkeitskampf gegen die verhaßten Deutschen! Vorsichtshalber schickte Sobieslaw aber noch eine Botschaft an König Lothar und erklärte sich bereit, ihn als Lehnsherrn anzuerkennen, wenn er seine Wahl zum Herzog nicht anfechte. Allein Lothar, der sein Wort bereits an Otto von Olmütz verpfändet hatte, lehnte es ab, auf dies Anerbieten einzugehen. Mühselig drang das Heer weiter vor und litt von der Unbill der Witterung des auf der Kammhöhe — zumal im Winter — heute noch so rauhen Erzgebirges.

Der Heerweg war der alterprobte: von Dohna aus über den Kulmer Paß, die sogenannte alte Teplitzer Straße. Am 18. Februar 1126 begann der Abstieg in den Kulmer Talkessel. Aber auf diesem beschwerlichen Marsch über verschneite Bergpfade wurde die deutsche Vorhut bei der Geiersburg, die damals noch Chlumetz hieß, von den Tschechen angegriffen. Die Übermacht der Slawen war ungeheuer, dennoch dachten die deutschen Ritter nicht an Übergabe; todesmutig warfen sie sich auf die sie umringenden Feinde. Da starben den Heldentod Graf Milo von Ammensleben, Gebhard von Querfurt, Berengar von Quenstedt, Berthold von Aken, Walther von Arnstedt und Hartung von Schauenburg, der älteste Sohn des Grafen Adolf von Holstein. Auch Otto von Olmütz, der eigentliche Anlaß zu diesem Kriege, befand sich unter den Gefallenen. Die Zahl der Erschlagenen soll auf deutscher Seite mehr als 500 betragen haben, die größere Hälfte davon gehörte — wie die obige Blütenlese der Heldennamen zeigt — dem sächsischen Adel an. Lange wurde, zumal in Sachsens Gauen, dieser blutigen Niederlage gedacht, ja gewisse Chronisten zählten die Jahrzehnte nach dieser Schlacht bei Kulm. Sie ist der von 1813 gar nicht so unähnlich! Ebensoviel als die Deutschen Gefallene zählten, verloren sie an Gefangenen, unter diesen befand sich der spätere Begründer der Mark Brandenburg, Albrecht von Ballenstedt, der schon damals trotz seiner Jugend ein gefeierter Kriegsheld war: erst als alle seine Ritter gefallen waren, hatte er sich als letzter dem Feinde ergeben.

Trotz dieses Sieges fürchtete der Böhmenherzog die Macht Lothars, der in der Lage war, den Kampf am folgenden Tage mit den frischen Kräften seiner Hauptmacht zu erneuern. Sobieslaw erschien im Lager der Deutschen, erbot sich wiederholt, Lothar als seinen Lehnsherrn anzuerkennen, die soeben gemachten Gefangenen auszuliefern und dem Reiche den üblichen Tribut zu zahlen — als Gegenleistung verlangte er nur die Anerkennung seiner Wahl zum Herzog von Böhmen. Da die Ansprüche Ottos von Olmütz mit seinem Tode erledigt waren, konnte

Lothar diese Forderung bewilligen. So kam es auf der Unglücksstätte von Kulm zur Versöhnung zwischen Kaiser und Herzog, und es erfolgte die Belehnung des Sobieslaw mit dem böhmischen Reichslande. Es war ein wahrhaft dramatischer Vorgang: der Sieger beugte vor dem Besiegten das Knie — empfing aus seinen Händen die Herzogsfahne und leistete den Lehnseid. Lothar erhielt die Gefangenen zurück, die hocherfreut waren, so schnell der feindlichen Haft entronnen zu sein; dann kehrte er nach Sachsen heim. Er scheute die Mühe nicht, die Leichname der vornehmsten Gefallenen mit sich über das rauhe, unwegsame Gebirge zu führen.

Später hat Sobieslaw die Verwandten und Freunde der im Kulmer Tal Gefallenen sogar durch reiche Geschenke zu versöhnen gesucht und er leistete seinem Lehnsherrn in der Folge tatkräftige Hilfe.

Mittlerweile war das Obotritenland so gut wie sich selbst überlassen geblieben. Niklot und Pribislaw, beide bittere Feinde des Christentums, schalteten jetzt dort als Fürsten. Christenblut galt nach wie vor als das angenehmste Opfer, das den Göttern dargebracht werden könne. So wurden noch viele christliche Gefangene, besonders Dänen, an den Altären Triglaws und Radigasts grausam hingemordet; wer aber des erhofften Lösegeldes wegen leben gelassen wurde, hatte die schwerste Kerkerhaft und gräßliche Martern zu ertragen.

Auf Bitten des eifrigen Kirchenmannes Wizelin in Neumünster ging deshalb Lothar ums Jahr 1134 über die Elbe und legte zum Schutz der christlichen Bevölkerung auf dem Aelberge, den ihm Wizelin empfohlen hatte, eine Feste an. Früher schon hatten dänische Könige die günstige Lage des Ortes zur Festsetzung in Wagrien erkannt, nun sollte eine sächsische Burg den aus der Ebene ragenden Kalkfelsen an der Trave krönen. Sigiberg (Segeberg) wurde sie von ihrem kaiserlichen Gründer genannt, noch heut ein Wahrzeichen, die Landmarke des östlichen Holsteins.

Nordelbinger und Wenden mußten zum Bau dieser Schutzfeste herbeikommen, letztere mit Unwillen, weil sie in ihr mit Recht nicht nur eine christliche Feste, sondern auch eine deutsche Zwingburg für ihr Land und Volk witterten. „Diese Burg", sprach ein Wendenhäuptling zu den Seinen, „wird ein Joch für ganz Wagrien werden, von da werden die Deutschen ausziehen und zuerst Plön brechen, dann Oldenburg und Liubiz und dann werden sie weiter über die Trave gehen und das ganze Polaberland mit Ratzeburg unterjochen, selbst das Land der Obotriten wird ihrer Macht nicht entrinnen können." Und er sollte Recht behalten! Kaiser Lothar versah Segeberg mit einer sehr be-

deutenden Besatzung und setzte dort einen Burggrafen ein. Pribislaw und Niklot aber verhielten sich als unterwürfige Lehnsmannen des Kaisers vorläufig ruhig.

Albrecht der Bär.

Noch einmal, im Jahre 1136, wurde Kaiser Lothar veranlaßt, seinen Blick von anderen dringenden Reichsgeschäften dahin zu wenden, wohin er ihn während seines 30jährigen Waltens in Sachsen und im Reich so oft gerichtet hatte, nämlich nach dem überelbischen Wendenlande. Die empörten Slawen der Havelgegend hatten die Havelberger Stiftskirche zerstört. An der Spitze der Aufrührer standen die Söhne eines Häuptlings namens Wirikind, der sich früher gegen Otto von Bamberg auf dessen zweiter Missionsreise sehr freundlich gezeigt hatte. Die Söhne aber waren wieder in die alte heidnische Wut verfallen. So ergoß sich ein verheerender Zug liutizischer Scharen über die Elbe in die Altmark hinein, die von den schlimmen Nachbarn arg heimgesucht wurde, glücklicherweise zum letzten Male! Denn schon kam der von Lothar zum Hüter der Nordmark bestellte Albrecht von Ballenstedt herbeigeeilt. Er schlug die Slawen aus dem Lande, folgte ihnen über die Elbe, drang strafend und rächend in ihre Gaue ein und stürmte bis zur Peene vor. Damals fiel der Brennpunkt so vieler slawischer Verschwörungen gegen Deutschtum und Christentum, der Tempel zu Rethra, endgültig in Schutt und Asche. Den Tribut, den der Bär – das war Albrechts Ehrenname – von diesen politisch zu seiner Nordmark gehörenden wendischen Gegenden erzwang, verlieh der Kaiser auf seinen Vorschlag an den verdienten Sendboten jener Heiden: Otto von Bamberg. Zum ersten Mal hatten die Wenden die wuchtige Tatze des Bären verspürt, nach weiteren Schlägen gelüstete sie es nicht!

Eine Frucht von Markgraf Albrechts weitsichtiger Regierung war auch die Vergünstigung, die er für die Magdeburger Kaufleute beim Kaiser erwirkte. Für diejenigen, welche mit den wendischen Gebieten Handel trieben, wurden die drückenden Elbzölle in Elbey, Mellingen und Tangermünde erheblich ermäßigt. Es ist überhaupt das unvergeßliche Verdienst Albrechts, daß er von Anfang an, ruhmbegierig und kriegslustig wie er war, doch sein Augenmerk klar und unverrückt auf die wirtschaftliche Eroberung der ihm zugefallenen Wendenmarken gerichtet hatte, wozu Schwert und Kreuz allerdings erst den Weg bahnen mußten!

Deshalb machte er ganze Arbeit und griff ein Jahr nach dem siegreichen Vordringen bis zur Peene — d. h. im Winter 1137 — noch-

mals zum Schwert, um endlich die „Vormark“ Priegnitz dauernd für das Deutschtum zu sichern. Unter seinem starken Schutz konnten sich nun auch die zerstreuten und eingeschüchterten Christen des Havelberger Sprengels wieder sammeln und erheben. Das was seinen Namen am berühmtesten gemacht hat, nämlich die Erwerbung von Brandenburg, geschah bereits ohne kriegerische Mittel, einfach durch das Ansehen, das seine hervorragende Persönlichkeit genoß. In der Feste Brandenburg, die wir im Jahre 1100 in den Händen Markgraf Udos und der germanischen Liutizen gesehen hatten, herrschte nämlich zu dieser Zeit ein wendischer Häuptling, der von seinem Volke Pribislaw, von den Deutschen aber Heinrich genannt wurde. Während die dortigen Heiden auf dem Harlunger Berge noch dem dreiköpfigen Triglaw opferten, bekannte sich der Fürst mit seiner kinderlosen Gemahlin Petrussa bereits längst zum christlichen Glauben und war ein gern gesehener Gast der benachbarten sächsischen Großen. Vor allem stand er zu Markgraf Albrecht in nahen Beziehungen; er hatte dessen ältesten Sohn Otto aus der Taufe gehoben und dem Knaben das Land Zauche (d. h. das „Trockene“) als Patengeschenk vermacht. Wahrscheinlich auf Grund eines Vertrages, der ihm die Herrschaft bei Lebzeiten verbürgte, bestimmte er Albrecht den Bären zu seinem Nachfolger in Brandenburg und dessen Gebiet. Es waren Gegenden, die nach Ausweis der ältesten Quellen niemals rein slawisch geworden waren, wo sich die mehrfach erwähnten Reste der Langobarden (oder Semnonen?) als germanische Liutizen erhalten und häufig geltend gemacht hatten; nun waren dort bereits wieder Sachsen ansässig, so daß diese Urheimat der Altgermanen zur Wiege Brandenburg-Preußens und somit zum Kernland des neuen Deutschen Reiches wie vorausbestimmt erschien.

Während dieser immer friedlicher werdenden Entwicklung war in der ehemaligen Billungermark noch mancher Rückfall der Wenden zu überwinden. Auf die Kunde vom Tode Kaiser Lothars erhoben sich die Slawen in Wagrien und im Obotritenlande gegen die deutsche Herrschaft. Sie nahmen die verhaßte Zwingburg Segeberg ein, rissen sie nieder und zerstörten noch einmal alle benachbarten deutschen Niederlassungen in Ostholstein. Auch das im Schutze der Burg errichtete Kloster Segeberg war in Flammen aufgegangen, und die Insassen hatten sich nach Neumünster flüchten müssen. Der Führer der aufständischen Wenden war Niklots Nebenfürst Pribislaw. Seine Stadt war das alte wendische Liubiz an der Trave. Dieses erlitt seinerseits die Zerstörung von Seiten einer Slawenflotte, die ein kriegerischer Abenteurer namens Race, ein alter Gegner Pribislaws, führte. Die christlichen Priester des Ortes

mußten auch nach Neumünster fliehen, nachdem sie sich lange im hohen Schilf der Trave versteckt gehalten hatten. Doch diese Fehde zwischen den beiden wendischen Häuptlingen bedeutete keine Erlösung Ostholsteins von der Slawenplage. Da brachte der vom Kaiser Konrad III., dem staufischen Nachfolger Lothars, eingesetzte Landgraf Heinrich von Badwide Hilfe in der Not. Mit einem aus Holsten und Stormaren gebildeten Heere fiel er zur Winterszeit in Wagrien ein, griff den überraschten Pribislaw an und besiegte ihn in einem blutigen Treffen. Im nächsten Sommer (1139), als Heinrich von Badwide und Adolf von Schauenburg ihrerseits um den Besitz der Grafschaft in Fehde lagen, führten die Holsten auf eigene Hand den Kampf weiter; unerwartet erschien ihr Heerbann vor Plön, das als die stärkste Feste der Wagrier galt, und töteten alle Wenden, die sie in der eroberten Wasserburg vorfanden. Das war die späte Rache für Crucos tückische Meintat! Durch häufige Plünderungszüge verwüsteten sie dann das Land und übten einmal gründliche Vergeltung an dem Volk, das ihre Fürsten bereits zu schonen begannen, um nur ja höheren Tribut zu erlangen! So wurde das ganze Land zwischen Trave und Ostsee von den wendischen Scharen gesäubert, Ruhe und Ordnung wurden in diesem kaum für das Deutschtum gewonnenen Winkel endlich wiederhergestellt.

Der Kreuzzug gegen die Wenden.

Der vom heiligen Bernhard mit dem ganzen Feuer seiner Persönlichkeit gepredigte zweite Kreuzzug führte als Begleiterscheinung den gegen die Wenden herbei. Es war die erste Anwendung des Kreuzzugsgedankens auf die an der Ostsee sitzenden Reste des europäischen Heidentums, ein realpolitischer Gedanke, dem das deutsche Volk 100 Jahre später die Gewinnung des heidnischen Preußenlandes durch die Deutschritter verdanken sollte.

Auf die Aufforderung zur Kreuznahme für Palästina erklärten nämlich die Sachsen: „sie hätten abgöttische Heiden genug in der Nähe, die sie bekriegen könnten!" Der so überaus kläglich verlaufene zweite Kreuzzug der europäischen Mächte nach dem heiligen Lande hatte diese Kreuzfahrten bei den Sachsen mit Recht in Mißkredit gebracht. Und wahrlich, wenn es galt, Heiden mit dem Schwerte in der Hand zu zwingen, was lag damals näher, als darauf hinzuweisen, daß hier im Norden, in der baltischen Wendei ersprießlichere und nähere Ziele lagen. In der Tat hätte auch in diesem Wendenkreuzzug von 1147 mehr für

unser Vaterland erreicht werden können, als durch alle Kreuzzüge ins heilige Land zusammengenommen!

Nachdem der Löwe und der Bär ihre Stellung in der sächsischen Heimat und im benachbarten Markenlande gesichert und gegeneinander abgegrenzt hatten, nachdem besonders Graf Adolf von Holstein und der tapfere Heinrich von Badwide sich friedlich auseinandergesetzt hatten, zog sich Pribislaw, der hitzigste Bekämpfer des Deutschtums und Christentums in Ostholstein, nach Oldenburg zurück, wo er fortan unter dem Schutze des Schauenburgers ein stilles Dasein führte.

Um die deutsche Herrschaft nach diesem letzten Rückschlag hier an der Trave endgültig zu sichern, stellte Adolf von Holstein nicht nur die zerstörte Feste Segeberg wieder her, sondern begann auch das verödete Land planmäßig mit deutschen Ansiedlern zu besetzen. Damals zuerst wurde im großen Stil die Besiedelung eines eroberten Grenzgebietes mit deutschen Bauern durchgeführt — die Zeit war reif dafür geworden! Die Aufrufe Graf Adolfs gingen bis nach Flandern und Friesland, nach Utrecht, Westfalen und Holland; ihr ungefährer Wortlaut ist uns durch den Chronisten Helmold erhalten: „Die Bauern würden sehr gutes, geräumiges, fruchtbares Land und vorteilhafte Weiden finden, Fisch und Fleisch seien im Überfluß vorhanden." Damals entstand das Reise- und Wanderlied der niederländischen Auswanderer:

„Nach Ostland wollen wir reiten,
„Nach Ostland wollen wir fort,
„All über die grünen Heiden,
„Frisch über die Heiden,
„Da ist ein besserer Ort!

Den Holsten und Stormaren aber ließ Graf Adolf sagen: „Habt ihr nicht das Land der Slawen unterworfen und es mit dem Blute eurer Brüder und Väter gedüngt? Warum kommt ihr denn zuletzt, es in Besitz zu nehmen? Seid die ersten, in das gelobte Land hinüber zu wandern, der beste Teil davon soll euch gehören, weil ihr es aus Feindeshand gerissen habt!" Die Gegend im Westen von Segeberg, das Swentinefeld und die Gefilde bis zum Plöner See erhielten so die Holsten zugewiesen. Im Darguner Land wurden Westfalen angesiedelt, Holländer im Eutiner und Friesen in Susle (Süsel). Hier wurden die Erfahrungen gesammelt — durch die Gründung Lübecks 1143 auch für städtische Neusiedlungen —, die über ein Jahrhundert lang die Eindeutschung der weiten Gebiete zwischen Elbe und Oder und dann über die Oder und die Weichsel hinaus bis zur

Memel leiteten, und durch die Deutschland erst werden konnte, was es heute ist.

Adolf von Holstein hatte sogar seinen heidnischen Nachbarfürsten, den Obotriten Niklot, durch einen Freundschaftsbund an sich zu fesseln gewußt. Als nun aber die Kunde von den Rüstungen der Kreuzfahrer dem Niklot zu Ohren kam, traf er unverzüglich Anstalten zur Gegenwehr. Alle, die zu Frankfurt a. M. das „wendische Kreuz" genommen hatten, waren ja zur Ausrottung des ganzen störrischen Heidengeschlechts in der Wendei verpflichtet. Dies sog. wendische Kreuz war übrigens in der Form von dem der Kreuzfahrer nach Jerusalem verschieden, es stand auf einer runden Scheibe, dem Reichsapfel, um damit anzudeuten, daß dieser Kreuzzug zugleich Reichssache sei.

Mit Niklot verbindet unser mecklenburgisches Herzogshaus eine ununterbrochene Geschlechtsfolge: sein Reiterbild steht bekanntlich in der Steinlaube über dem Eingang des Schlosses zu Schwerin. Er erkannte sofort die auch ihn bedrohende Gefahr und errichtete an der Nordostecke des Schweriner Sees die starke Wasserburg Dobin. Dann sammelte er ein Heer und rüstete sogar eine Flotte aus. Auch das bisherige Bündnis mit Adolf von Holstein konnte ihn von diesen Rüstungen nicht abhalten, da der Schauenburger bei dem Ausbruch christlicher Frömmigkeit gelegentlich der Kreuznahme es selber lösen zu müssen glaubte, um bei seinen Landsleuten nicht in den üblen Geruch einer geheimen Begünstigung des wendischen Heidentums zu kommen. Der Lösung des Bündnisses aber folgte wie Donnerschlag dem Blitze der Einfall Niklots in Ostholstein.

Am Morgen des 26. Juni 1147 erschien er mit seiner Flotte vor der damals erst 4 Jahre alten Stadt Lübeck und überfiel sie. Die im neuangelegten Hafen liegenden Schiffe wurden samt der Ladung verbrannt, mehr als dreihundert Schiffsleute und Bürger erschlagen, und die feste Burg am Nordende der Stadt zwei Tage lang berannt. Zu gleicher Zeit jagten zwei getrennte wendische Reiterschwärme durch das junge Siedlungsgebiet Ostholsteins und verwüsteten bis nach Segeberg hin die Felder der deutschen Neusiedler. Eutin war durch seine überaus feste Lage geschützt, und in Süsel leistete eine kleine Schar von 100 tapferen Friesen unter der Führung ihres mutigen Priesters Gerlaw herzhafte Gegenwehr gegen 3000 Wenden. Bald eilten auch die Obotriten zu ihren Schiffen zurück, da Graf Adolf schnell mit einem starken Heere anrückte. Aber Niklot konnte große Beute und viele Gefangene auf seine Flotte schleppen und über die See mit ihnen entkommen.

Während so dem vielversprechenden Neudeutschland am Ostseestrande noch einmal ein schwerer Schlag von der Hand der benachbarten Slawen versetzt wurde, versammelte sich langsam das Heer der Kreuzfahrer an der Elbe, aber nach gewohnter Art geschah dies recht säumig. Die Führer dieses Zuges, der durch Niklots Überfall zugleich ein Rachekrieg werden mußte, waren der junge Sachsenherzog, dann aber auch Herzog Konrad von Zähringen, Erzbischof Adalbero von Bremen, Domprobst Hartwig von Stade und Bischof Thietmar von Verden. Man sieht, wie stark das geistliche Element in dieser Streitmacht vertreten war — dem Charakter und Zweck derselben entsprechend. Noch lange, ehe die Hauptmacht der Kreuzfahrer versammelt war, brannte das an der Elbe lagernde Heer danach, Niklot die Rache der Deutschen fühlen zu lassen. So ging, was sich bis dahin eingefunden hatte, Mitte Juli bei Artlenburg über die untere Elbe, und unaufhaltsam rückte man bis Dobin vor — 40000 Mann sollen die Kreuzfahrer stark gewesen sein! Die Burg war von Niklot stark besetzt worden, und man mußte sich zu einer regelrechten Belagerung der Heidenfeste entschließen.

Einen unerwarteten Bundesgenossen fand man hierbei in den Dänen. Auch sie hatte die Kreuzzugsbegeisterung angesteckt, und an dieser Heerfahrt gegen die Wenden beteiligten sie sich umso lieber, als sie in der letzten Zeit viel Schlimmes von den slawischen Seeräubern der mecklenburgischen und pommerschen Küste erlitten hatten. Seit nämlich den Wenden offenbar geworden war, daß sie den deutschen Waffen nicht gewachsen waren, seit ihnen der Kampf zu Lande gegen so kühne und starke Streiter wie die Sachsen allmählich hoffnungslos erscheinen mußte, hatten sie sich in ausgedehntem Maße auf den Seeraub geworfen und die dänischen Küsten — einst eine Heimat der germanischen Wikinger — fast unaufhörlich heimgesucht. So stark war der dadurch entzündete Haß gegen die Wenden in Dänemark angewachsen, daß man darüber sogar den inneren Krieg vergaß, der sich gerade damals wieder nach altem Brauch bei diesem hitzigsten aller germanischen Völker um die Thronfolge entsponnen hatte. Die beiden Kronbewerber, Swen und Knut, begruben ihren Streit und rüsteten vereint gegen die heidnischen Slawen eine große Flotte aus, deren Bemannung — stark übertrieben! — auf 100000 angegeben wird. Diese landete an der heutigen mecklenburgischen Küste, die Schiffe wurden unter starker Bewachung in der Wismarer Bucht zurückgelassen, und das dänische Heer zog nach Dobin, wo es sich mit den Deutschen in die Einschließung von Niklots Wasserburg teilte. Aber trotz dieser neuen Gegner, die ihm auf den Hals kamen, verzagte der Obotritenfürst

nicht. Zunächst suchte er sich durch einen geschickten Ausfall der Dänen zu entledigen. Er überrannte ihre Einschließungslinie so plötzlich, daß die Deutschen ihren Verbündeten nicht rechtzeitig zu Hilfe kommen konnten, da ein See die beiden Lager trennte. So wurde eine große Zahl Dänen gefangen genommen und von den Heiden nach Dobin hineingeschleppt. Zugleich überfielen die Verbündeten Niklots, die Ranen, mit ihren Räuberschiffen die zurückgelassene dänische Flotte und zerstörten sie zum großen Teil, am 31. Juli 1147.

Auf die Nachricht von diesem Mißgeschick hoben die Dänen sofort die Belagerung auf und eilten nach der Wismarer Bucht, um zu retten, was noch zu retten war. Durch ihr Erscheinen nötigten sie zwar die Ranen zum schleunigen Abzug, aber sie hatten von dieser Kreuzfahrt genug und kehrten nach der Heimat zurück, wo die Thronstreitigkeiten natürlich von neuem heiß entbrannten.

Die Deutschen setzten nun allein die Belagerung von Dobin fort, aber die sächsischen Herren kamen bald zu der rein weltlichen Überlegung, das es doch eigentlich nicht in ihrem Interesse liege, ein Land zu verheeren, daß sie als ihr Steuergut ansehen durften, und ein Volk auszurotten, über welches sich ihre Herrschaft sowieso fest auszudehnen begann. Sowohl der zeitgenössische Bekehrungseifer, als auch der Gedanke an eine Eindeutschung dieser Länder durch großzügige Kulturarbeit mochte diesen nüchtern denkenden Realpolitikern als unfruchtbare Schwärmerei erscheinen! So oft es zum Gefecht kam, und die Wenden besiegt wurden, durften die Flüchtlinge nicht verfolgt werden: man wollte Dobin einfach nicht erobern! So war bald alles des Kampfes überdrüssig, und ein Waffenstillstand wurde geschlossen, dem schnell der Friede folgte. Die Wenden mußten die gefangenen Dänen ausliefern und sich verpflichten, ihrem Götzendienst zu entsagen. Mit diesen Bedingungen glaubte man sowohl dem Papste als auch den dänischen Bundesgenossen genügt zu haben. Tatsächlich zahlte Niklot fortan regelmäßig seinen Tribut an den Herzog von Sachsen und trat in sein früheres Abhängigkeitsverhältnis zu diesem zurück.

Auch das Freundschaftsbündnis mit Graf Adolf von Holstein wurde von Niklot erneuert. Er sah ein, daß er nicht mehr „gegen den Stachel löcken“ könne, so wurde aus dem zähen Gegner der Deutschen vorläufig ein kluger, freundnachbarlicher Fürst. Freilich nahmen es die Obotriten zum Schmerz der deutschen Geistlichkeit mit der Taufe nicht allzu genau. Sie ließen sich mit Weihwasser besprengen und wurden bestenfalls Namenchristen, die heimlich nach ihren alten Heidengöttern schielten.

Mittlerweile hatte sich endlich — gegen Anfang August 1147 — das Hauptheer der Kreuzfahrer bei Magdeburg gesammelt. Bei ihm befanden sich der päpstliche Legat, ferner die Bischöfe von Brandenburg und Havelberg, Erzbischof Friedrich von Magdeburg, die Bischöfe von Halberstadt, Merseburg und Münster, sowie Abt Wiebald von Korvei. Von weltlichen Großen war Markgraf Albrecht der Bär mit seinen beiden Söhnen Otto und Hermann erschienen, endlich der Pfalzgraf Friedrich bei Rhein, und Konrad von Wettin. Dieser Konrad war neben dem Bären der erlauchteste Teilnehmer am Wendenkreuzzug. Müssen wir im letzteren den Begründer des brandenburgisch-preußischen Staatswesens sehen, so gilt ersterer mit Recht als der Stammvater des Wettiner Herrscherhauses, denn er besaß als erster die Mark Meißen erblich. Auch der überelbische Teil dieser Mark war damals längst befriedet und harrte der Erschließung durch deutsche Kultur. Tatsächlich weisen auch die Städte im ostelbischen Königreich Sachsen, sowie in der jetzt zur Provinz Brandenburg gehörigen Lausitz im allgemeinen ein höheres Alter auf, als die brandenburgischen oder die mecklenburgischen im Norden.

Zu diesem Kreuzheere, das auf 60000 Streiter geschätzt wurde, stießen noch die mährischen Herzöge Otto und Wratislaw sowie Bischof Heinrich von Olmütz. Sogar die Polen waren in die große Bewegung der Kreuzfahrt hineingeraten. Ein Teil von ihnen zog unter dem Bruder des Polenherzogs dem deutschen Kreuzheere zu, während Boleslaw selbst den jäh entflammten Bekehrungseifer politisch auszumünzen suchte, indem er ihn auf die heidnischen Preußen richtete. Doch der Fuchs fand die Trauben zu sauer. Nicht ihm war zum Glück diese Aufgabe vorbehalten, sondern den Deutschrittern und auch diesen erst 100 Jahre später.

Da der Krieg gegen Niklot und die Obotriten mittlerweile erledigt war, beschlossen die Kreuzfahrer den noch immer gefährlichsten Völkerbund der Wenden zu züchtigen: die trotzigen und kriegerischen Liutizen. Nach dem Elbübergang machte man zuerst in Havelberg Rast, dann drangen die Deutschen ins heidnische Land vor. Alle Ortschaften, an denen die Fahrt vorüberging, wurden niedergebrannt. So erreichte man bald den Müritzsee, wo in der Nähe Malacowe (Malchow) lag, mit einem benachbarten Hauptsitz des Götzendienstes. Dieser Tempel wurde ebenso wie der Ort selbst zerstört und eingeäschert. Der Liutizentrotz verzweifelte daran, einem so in jeder Beziehung überlegenen Gegner Widerstand zu leisten; so verkrochen sich die Heiden in ihre von Sümpfen und Mooren umgebenen Ringwälle, die „Schwedenschanzen", wie sie

heut der Volksmund nennt, oder in unzugängliche Zufluchtstätten ihrer Walddickichte, die, wie alte Flur- und Ortsnamen beweisen, damals noch viel ausgedehntere Bestände an Laubholz, vor allem an Eichen gehabt haben müssen, als der heutige Zustand der Forsten im ostelbischen Lande es vermuten läßt. Die unermeßlichen Neurodungen, die im 12. Jahrhundert hier einsetzten, betrafen des besseren Bodens wegen ganz natürlich den Laubwald; die Kiefernheide ließ man stehen.

Erst die starke Feste Dimine (Demmin), die nach wechselvollen Kämpfen zwischen Liutizen und Pommern damals wieder in die Hand der ersteren gefallen war, leistete Widerstand. Sie mußte also belagert werden. Ob und unter welchen Bedingungen Demmin sich den Kreuzfahrern ergab, wissen wir nicht. Wahrscheinlich aber endete diese Belagerung ähnlich wie die vor Dobin. Auch hier wollte man die Leistungsfähigkeit der Tributpflichtigen nicht zu Grunde richten, die Henne nicht schlachten, die wenn auch keine goldenen, so doch wenigstens silberne Eier legte. Bald sehen wir deshalb die Kreuzfahrer vor Sedin (Stettin) erscheinen. Aber die Bewohner dieser besonders festen Stadt stellten Kreuze auf die Umwallung, zum Zeichen, daß sie Christen seien. Otto von Bamberg hatte hier das Reis des Christentums gepflanzt, sein Schüler, Bischof Adalbert, befand sich in der Stadt. Alsbald kam er vor das Tor und begab sich in das Lager des Kreuzheeres. Er stellte den reisigen Kirchenfürsten feierlich vor, daß die Bewohner von Stettin schon Christen seien und daß überdies Waffen und Blutvergießen das ungeeignetste Mittel wären, um das von Bischof Otto begonnene Bekehrungswerk zu fördern. So kam es zu einer friedlichen Verständigung zwischen den Kreuzfahrern und Herzog Ratibor von Pommern, bei der dieser feierlich versprach, sich fortan der christlichen Sache in seinem Herzogtum mit größerem Eifer als bisher anzunehmen. Dann verließ das Heer Stettin, durchzog das Wendenland in seiner ganzen Breite und kehrte etwa Anfang September wieder über die Elbe zurück.

Wenn dieser Kreuzzug ins Slawenland auch keine Gelegenheit zu glänzenden Taten geboten hatte — die deutschen Ritter waren ja gar nicht zum Schlagen gekommen, weil sich ihnen kein Feind stellte — so muß doch gesagt werden, daß er durchaus greifbare Erfolge zeitigte: Niklot und Ratibor machten seit dieser Kreuzfahrt doch ein ganz anderes Gesicht als vorher! Im Sommer 1148 kam der Pommernherzog in Person nach Havelberg, um sich mit den sächsischen Fürsten zu besprechen, und hier bekannte er sich mit aller Entschiedenheit zum christlichen Glauben. Was er gelobt hatte, hielt er dann auch treu und

gründete mehrere Ordens-Niederlassungen, für welche die ersten Mönche aus dem (jetzt verschwundenen) Kloster Berge bei Magdeburg kamen. Schließlich hatte diese gemeinsame Heerfahrt auch neue Anknüpfungspunkte und Beziehungen der sächsischen Großen zu den polnischen Herzögen Boleslaw und Mjesko geschaffen, die in der Verlobung von Albrechts des Bären ältestem Sohn Otto mit Judith, der Schwester der Polen, ihren Ausdruck fand. Dies geschah bei einer Zusammenkunft in Kruschwitz (am Goplosee), dem ältesten Fürstensitz des Landes: der Sage nach ist es sogar die Wiege des Polentums!

Auch Niklot machte jetzt die Erfahrung, daß er seine deutsch-freundliche Schwenkung nicht zu bereuen hatte. Im Jahre 1151 unterstützte ihn Graf Adolf von Holstein mit 2000 erlesenen deutschen Kriegern in seiner Fehde gegen die aufsässigen Kissiner und Circipanen, bie beiden nördlichen Liutizenstämme. Adolfs und Niklots Mannen drangen vereint in das Land nördlich der Peene ein, verwüsteten es und zerstörten einen unter den Heiden hochberühmten Götzentempel. Die Angegriffenen erkauften den Frieden mit schwerem Gelde und erstatteten an Niklot außerdem den rückständigen Zins. Seitdem hatten beide befreundeten Fürsten öfters Zusammenkünfte in Lübeck und besprachen sich dort über Maßnahmen zum Wohle ihrer Länder.

Dieser Zustand festen Friedens kam besonders Lübeck zugute. Die junge deutsche Hafenstadt an der Ostsee blühte mächtig auf, ihr Markt gewann schnell an Wichtigkeit, und die Zahl der ankommenden Kauffahrteischiffe mehrte sich sichtlich. Wie verzweifelt und hoffnungslos sich dagegen die Lage des Wendentums damals gestaltete, beweist ein Vorfall, der hier erwähnt sei. Als im Jahre 1156 Bischof Gerold in seinen Sprengel Wagrien kam, erschien an einem Sonntag auch viel wendisches Volk auf dem Markt in Lübeck. Hier trat der Bischof vor sie hin und ermahnte sie, die falschen Götzen zu verlassen, die Taufe anzunehmen und kraft der dadurch empfangenen Gnade den bösen Werken abzusagen, vor allem aber der argen Seeräuberei auf der Ostsee. Darauf antwortete der alte Pribislaw, der schon lange friedlich in Oldenburg hauste, im Namen seiner Volksgenossen: „Unsere Herren wüten gegen uns mit solcher Strenge, daß uns der Tod besser dünkt als das Leben. Abgaben zahlen und harte Knechtschaft ist unser Los. In diesem Jahre haben wir Bewohner des kleinen Winkels hier in Wagrien schon so und so viel Tausend Mark dem Herzog von Sachsen entrichtet, ebensoviele hundert dem Grafen von Holstein und noch werden wir täglich gepreßt und ausgesogen! Wie sollen wir uns der neuen Religion hingeben, oder gar Kirchen bauen, wo uns täglich angedroht wird: „Ihr müßt fort aus

dem Lande!" Ja, gäbe es nur eine Stätte, wohin wir fliehen könnten! Jenseits der Trave, ja an der Peene selbst ist dasselbe Elend! Was bleibt uns übrig, als auf das Meer zu entweichen? Ist es unsere Schuld, wenn wir, aus der Heimat verdrängt, die See beunruhigen und von den Dänen und den seefahrenden Kaufleuten unseren Unterhalt nehmen? Ist es nicht vielmehr die Schuld unserer Herren?" — Tatsächlich hatte damals Herzog Heinrich den Tribut der ihm unterworfenen Slawen auf eine vorher nie gekannte Höhe gesteigert, und die Mahnung des Kreuzpredigers St. Bernhard, die heidnischen Wenden auszurotten, hatte auch der Löwe sich allem Anschein nach zu eigen gemacht. „Wenn man ihnen Sachsenrecht am Grund und Boden und am Ertrag ihrer Ernte gäbe, wollten sie gern Christen werden", meinten die Wenden. Dazu aber kam es natürlich nicht, vielmehr wichen die Slawen vor dem deutschen Drang nach Osten immer weiter zurück, und in dem Maße wie sie verschwanden, füllte sich das Land mit deutschen Siedlern.

Das Schildhorn.

Die Erbschaft von Stadt und Gebiet Brandenburg, die Albrecht der Bär 1150 gemacht hatte, wurde ihm noch einmal durch Jacze (oder Jatzko), einen Verwandten des Erblassers Heinrich, streitig gemacht. An den Namen dieses Wendenfürsten, dessen Herrensitz die rings von den Wassern der Spree und der Dahme umflossene Burg Köpenick war, knüpft sich die bekannte Sage vom Schildhorn (an der Havel bei Berlin), vom letzten Kampf zwischen Christentum und Heidentum, zwischen Deutschen und Wenden in der Mark Brandenburg. Jacze hatte heimlich (slawische) Leute des Markgrafen unter der Besatzung von Brandenburg bestochen. Als er dann plötzlich im Jahre 1156 mit einer Heerschar vor die deutsche Burg rückte, fiel sie ihm durch Verrat in die Hände. In dunkler Nacht wurden die Tore von den bestochenen Mannen geöffnet, und ohne Kampf bemächtigte sich Jacze der Stadt. Die Verräter nahm er zum Schein gefangen und ließ sie in polnisches Gebiet abführen. Aber das war einfach eine Finte, denn er wird von zeitgenössischen Chronisten ausdrücklich ein Großer des polnischen Reiches genannt. Wahrscheinlich lag die Sache so, daß sein Gebiet — der Barnim — im Rücken von der einzigen damals noch polnischen Ecke westlich der Oder, dem Lande Lebus, begrenzt wurde, und er als der letzte wendische Anrainer des Polenherzogs sein Ländchen von diesem zum Lehen trug. So erklären sich Bezeichnung und Vorgänge am besten.

Übrigens war es das letzte Mal, daß slawische Tücke sich hier eines unrühmlichen Sieges rühmen konnte. Albrecht der Bär war nicht der Mann, sich sein schönes Erbteil durch so plumpe List entreißen zu lassen, dazu hatte er längst als Staatsmann die entscheidende Bedeutung des Besitzes von Brandenburg erkannt. Im Frühjahr 1157 zog er deshalb, vom Magdeburger Erzbischof Wichmann und anderen sächsischen Großen unterstützt, vor die geraubte Burg. Auf drei Seiten ließ er sie durch Schanzen einschließen, auf der vierten, der freien Havel, wurden Angriffe zu Wasser gemacht. Tapfer wurde die Burg verteidigt, aber am 11. Juni 1157 erlag sie den Deutschen. Feierlich zog Albrecht in das wiedereroberte Brandenburg ein, in der Kirche St. Godehard wurde ein festlicher Dankgottesdienst gehalten. Wahrlich, ein denkwürdiger Tag für jeden Brandenburger und Deutschen.

Viel Blut war bei der Berennung der Feste geflossen, sogar der Neffe Albrechts, Graf Werner von Veltheim, hatte dabei den Tod gefunden. Umso eindrucksvoller aber war Albrechts Einzug in die nun endgültig wiedereroberte Stadt. Auf dem Harlungerberg, der nun zum christlichen Marienberg wurde, pflanzte er sein siegreiches Banner auf, stolz flatterte es als Zeichen unabwendbarer Besitznahme über Stadt und Land Brandenburg. Demütig aber gab der Sieger Gott allein die Ehre. In der Siegesallee zu Berlin ist er deshalb auch als erster in der stolzen Reihe der brandenburgisch-preußischen Herrscher verewigt mit dem erhobenen Kreuz in der Rechten!

Wie Brandenburg der Schlüssel zur Erwerbung dieser „Mark" war, so blieb es die Hochburg für deren weitere Entwicklung — die nunmehr in wunderbarer Schnelligkeit und überraschender Gründlichkeit im Laufe eines Jahrhunderts vor sich ging: nach dem Schwert kam das Kreuz; mit ihm der Pflug des Bauern und der Hammer des Bürgers. Bald erwählten die Markgrafen der bisherigen Nordmark, die bereits anfing, ihren Namen von Brandenburg abzuleiten, ihren Wohnsitz in dieser Stadt. Was bedeutet diese Tatsache und mit ihr dieser Name für die preußische, die deutsche Geschichte! Über Albrechts des Bären Verdienste um die Eindeutschung seiner Mark aber sagt Helmold wörtlich: „Zuletzt, da die Slawen allmählich verschwanden, schickte er nach Utrecht und den Rheingegenden, ferner zu denen, die am Ozeane wohnen und von der Gewalt des Meeres zu leiden haben, nämlich an die Holländer und Fläminge, und zog von dort gar viele Ansiedler herbei, die er in den Orten der Slawen wohnen ließ. Durch die herankommenden Fremdlinge wurden auch die Bistümer Brandenburg und Havelberg sehr gehoben, weil die Kirchen sich mehrten und

die Zehnten zu einem ungeheueren Ertrage anwuchsen. Aber auch das südliche Elbufer begannen zu derselben Zeit die Holländer zu bewohnen; sie besaßen von der Stadt Salzwedel an alles Sumpf- und Ackerland, nämlich das Balsemerland (bei Stendal) und das Marseinerland (die sog. Wische zwischen Arneburg und Werben) mit vielen Städten und Flecken bis zum „Böhmer Wald" hin (gemeint ist wohl das Erzgebirge). So sind von den Grenzen des Ozeans unzählige starke Männer gekommen und haben das Gebiet der Slawen bezogen, Städte und Kirchen gebaut, und haben zugenommen an Reichtum über alle Berechnung hinaus." Noch heute erinnert an diese großartige Ansiedlungspolitik Albrechts des Bären der Name des märkischen Höhenzuges, der Fläming, und in der Niederlausitz heißt ein großer, schwerer Mann noch heut: „ein fläm'scher Kerl," ähnlich wie man in Frankreich bezeichnender Weise hierfür sagt: „Ostrogoth" = Ostgote!

Friedrich Barbarossas Polenkrieg.

Alles das geschah unter der glorreichen Herrschaft Friedrichs I. des Kaisers „Barbarossa". Ihm, der den Blick auf ganz Europa geheftet hatte, mußte die Wiedereroberung der Brandenburg damals als eine rein sächsische Angelegenheit von untergeordneter Bedeutung erscheinen, die er Albrecht dem Bären und den sächsischen Kirchenfürsten allein überließ. Aber wie wir gesehen haben, wurde Jacze als Großer des polnischen Reiches bezeichnet, und wenn auch der Polenherzog Boleslaw bei dem kecken Unternehmen des Wendenfürsten von Köpenick persönlich vielleicht wirklich unbeteiligt war, so gab dieser offenbare Friedensbruch doch den Anlaß für Friedrich Rotbart, den polnischen Herrscher für den Handstreich seines Lehnsmannes verantwortlich zu machen und ihn selbst zu züchtigen, weil er seit langer Zeit seinen Pflichten gegen Kaiser und Reich nicht nachgekommen war. Vor mehr als zehn Jahren schon hatte Boleslaw dem deutschen Kaiser Konrad versprochen, sich mit seinem vertriebenen Bruder Wladislaw gütlich auseinander zu setzen, aber noch immer hatte er seine Zusage nicht erfüllt. Wladislaw lebte als Gemahl der Agnes von Babenberg, einer Muhme des Kaisers, nach wie vor in der deutschen „Verbannung" und stand in freundschaftlichem Verkehr mit Friedrich I. Wiederholt hatte der große Hohenstaufe bereits Boleslaw aufgefordert, dem vertriebenen Bruder gerecht zu werden, ihm selbst aber den schuldigen Huldigungseid zu leisten, sowie den fälligen Tribut

zu zahlen. Allein der Pole stellte sich taub, nichts von alldem geschah. Damit war sein Abfall vom deutschen Reiche offenbar geworden.

So beschloß der Kaiser denn, Krieg gegen Boleslaw zu führen. Auf den August des Jahres 1157 — also knapp zwei Monate nach der endgültigen Rückeroberung von Brandenburg — wurde der Feldzug angesagt, ein für diese Zeit sehr schnelles Vorgehen! Das kaiserliche Heer sammelte sich zu Halle. Es bestand aus sächsischen und thüringischen Herren mit ihren Reisigen und Lehnsmannen, unter anderem Heinrich der Löwe, dann Albrecht der Bär und sein Sohn Hermann, beide im frischen Glanze ihrer letzten entscheidenden Waffentat, ferner Landgraf Ludwig von Thüringen, Markgraf Dietrich von der Lausitz und seine Brüder Heinrich und Dedo; diese drei waren die Söhne Konrads des Großen, des schon erwähnten Gründers der Wettiner Hausmacht. Auch der stets getreue Otto von Wittelsbach war wie immer zu den Fahnen geeilt. Die Polen glaubten, der Rotbart werde die Heerfahrt gegen sie nicht ausführen können, und deshalb hatten sie eine Gesandtschaft nach Halle geschickt, deren Friedensvorschläge aber angesichts der Entschlossenheit Friedrichs gänzlich unzulänglich waren. Der Kaiser verwarf die polnischen Anerbietungen und brach am 4. August 1157 mit dem Heere von Halle nach Osten auf.

Der Zug ging durch längst befriedetes und zum Teil auch wohl schon deutsch besiedeltes Land, nämlich die Niederlausitz, auf der alten Handelsstraße nach der Grenze Schlesiens am Bober. Hier war der bis dahin gangbare Heerweg von den Polen durch Verhaue gesperrt, wie sie es schon in den Kriegen des vorigen Jahrhunderts gemacht hatten. Wie hätten aber derartige Hindernisse die Macht eines Barbarossa aufhalten sollen! Leicht wurden sie von den Deutschen eingenommen, zerstört oder umgangen, und bald lagerte das kaiserliche Heer am Ufer der Oder, vor Glogau. Schon war auch das Aufgebot des böhmischen und mährischen Herzogs als sehr willkommene Hilfe zum Kaiser gestoßen. Am 21. August ging, zum Schrecken der Polen, das gesamte deutsche Heer in klirrender Pracht über die Oder, ohne daß jene es hätten verhindern können! Denn trotz ihrer Verstärkung durch preußische und pommerische Heidenscharen, ja sogar durch russische und magyarische Söldner, wagten sie doch keinen offenen Kampf mit dem Kaiser. So verbrannten sie in aller Eile die Festen, die sie nun nicht mehr halten konnten, Glogau, Beuthen und andere, dann traten sie schleunigst den Rückzug ins Innere ihres Landes an. Barbarossa folgte ihnen auf dem Fuße nach, die ganze Gegend bis Posen hin wurde verheert, und wieder verbreitete die deutsche Macht Schrecken und Furcht bis ins Herz des damaligen Polens. Boleslaw

mußte bald seine Ohnmacht gegenüber dem deutschen Kaiser einsehen, er gab jeden Widerstand auf und legte sich aufs Verhandeln. Durch Vermittlung des Bömenherzogs, seines Verwandten, sowie auf Fürsprache anderer Fürsten — war doch auch Albrecht der Bär seit der Kruschwitzer Verlobung mit ihm verschwiegert — gelang es ihm, den großen Staufer versöhnlich zu stimmen. Auf der Feldmark von Krzyskowo, nordwestlich von Posen, erschien der überwundene Polenherzog demütig vor Kaiser Rotbart, warf sich ihm zu Füßen und bat um Verzeihung!

Der Sarmate mußte nun schwören, daß er durch die Verbannung seines Bruders Wladislaw Kaiser und Reich nicht habe beleidigen wollen. Dann gelobte er eidlich, daß er mit 300 Rittern zu Friedrich Barbarossa stoßen wolle, wenn dieser nach Italien ziehe, und daß er am nächsten Weihnachtsfeste nach Magdeburg kommen werde, um seinem vertriebenen Bruder dort nach polnischem und böhmischem Recht Genugtuung zu geben. Als Strafe für den Besiegten, der den deutschen Zeitgenossen ja vor allem als treubrüchiger Lehnsmann erschien, setzte der Kaiser fest: Zahlung von 2000 Mark an Friedrich persönlich, 1000 Mark an die Fürsten, die den Zug mitgemacht hatten, 20 Mark Goldes an die Kaiserin und 200 Mark Silber an die Hofbeamten. Hierauf leistete Boleslaw auf dem Felde vor Posen in feierlicher Weise den Huldigungseid und stellte für die Erfüllung aller seiner Versprechungen und Verpflichtungen vornehme Geiseln, u. a. seinen eigenen Bruder Kasimir. Das war die völlige Unterwerfung unter die Oberhoheit Deuschlands, die unwiderlegliche Erklärung der Abhängigkeit Polens vom Reiche!

Nach diesem glänzenden Zuge, der Friedrich Barbarossa und die Seinen in unaufhaltsamem Siegeslauf bis ins Herz des Feindeslandes geführt hatte, und der alles erreicht hatte, was man auf deutscher Seite davon erwartete, trat der Kaiser den Rückweg an, der ihn über die Oder und die Elbe nach Sachsen zurückführte. Die polnischen Geiseln brachte der Böhmenherzog nach Prag, dann lieferte er sie zu weiterem Verwahr dem Kaiser aus. Lange sollten sie in dieser Lage bleiben, denn der tückische Sarmate vergaß es natürlich, seine Eide zu halten! Daß der Hohenstaufe viel mit anderen Angelegenheiten beschäftigt war — man denke nur an die Kämpfe um Mailand im folgenden Jahre — und diese nord-östlichen Dinge leider als Nebensache ansehen mußte, dieser Umstand allein erklärt die freche Saumseligkeit des Polen. Natürlich stellte er sich auch nicht mit seinen versprochenen 300 Rittern zum Heereszug nach Italien. Hätte Barbarossa und schon vor ihm andere deutsche Herrscher einsehen können, daß diese slawischen Angelegenheiten die

wichtigste, weil zukunftsreichste Seite ihres Herrscheramtes waren, der ganze Osten bis zur Weichsel wäre heute deutsch, und dieser Strom würde, wie einst in altgermanischer Zeit, eine Art natürlicher Grenze zwischen Deutschland und Sarmatien bilden.

Immerhin hatten die Taten des Kaisers gegen Polen die mittelbare Folge, daß Schlesien dauernd in den Kultur- und Machtbereich Deutschlands gezogen wurde — und das war sehr, sehr viel! Im Jahre 1163 nämlich mußte Boleslaw endlich seinen Verpflichtungen nachkommen. Wladislaw und seine Gemahlin starben zwar beide in Deutschland, aber ihrer Söhne, Boleslaw, Mesko und Konrad, durch die Mutter richtige Vettern Barbarossas, nahm sich der gewaltige Hohenstaufe an. Schlesien wurde ihnen vom Kaiser als ihr Anteil am polnischen Reiche zugewiesen. So konnte dieses Gebiet unter eigenen Fürsten, unter deutscher Schirmherrschaft und Obhut langsam und friedlich zu einem deutschen Lande heranreifen. Deutsche Siedler und Städtegründungen, deutsche Rechtsordnungen und Sprache schufen im Laufe der folgenden 2 Jahrhunderte aus dem polnischen ein deutsches Schlesien, das bereits 1241 als Vormauer des Deutschtums den Mongolensturm bei Liegnitz abschlug, dann zunächst in den Kreis der österreichischen Macht eintrat und schließlich durch einen anderen Friedrich in welterschütternden Kämpfen zum preußischen Staat gebracht wurde, wo es 1813 Herz und Haupt der Volkserhebung war! So reicht der große Stauser Friedrich durch die Jahrhunderte hindurch dem großen Zollern Friedrich die Hand, und Schlesien heißt die Frucht ihrer Taten.

Der erste gemeinsame Wendenkrieg Heinrichs des Löwen und Waldemars von Dänemark.

Während unter Albrechts des Bären fester Hand die Mark Brandenburg bald durch niedersächsische, flämische und holländische Ansiedler bevölkert wurde und so ein deutsches Land wurde, durchzuckten noch kriegerische Wirren die dem Löwen untertanen Gegenden des heutigen Mecklenburgs und Vorpommerns. Bereits in den Jahren 1158—1160 hatte König Waldemar von Dänemark, unterstützt von dem kriegerischen Bischof Axel von Roskilde, die seeräuberischen Wenden der Ostseeküste, besonders die Ranen bekämpft. Aber er muß trotz aller Tapferkeit der Seinen eingesehen haben, daß die dänische Macht allein mit diesen unruhigen Nachbarn nicht fertig werden könne. Als daher

Heinrich der Löwe nach der Eroberung von Crema aus Italien heimgekehrt war, knüpfte Waldemar mit dem gewaltigen Sachsenherzog Unterhandlungen betreffs eines Bündnisses an. Er bot Geld, Beteiligung an der Beute und die Aussicht auf weiteren Landerwerb, wofür der machthungrige Heinrich nicht unempfindlich bleiben konnte. So kam der Bund zwischen Sachsen und Dänen zustande. Zunächst wurde nun vom Herzog für alle Bewohnern der Grenzmarken, sowohl den deutschen als den slawischen, an einem Ort namens Berenvorde (Berförde) ein Landtag angesagt. Die Slawen aber fürchteten sich, vor dem Herzog zu erscheinen, weil sie sich schuldig fühlten. Da erklärte sie der Löwe für geächtet und bereitete eine Heerfahrt gegen sie vor. Es war um die Erntezeit, im Jahre 1160.

Als der mitbetroffene Obotritenfürst Niklot diese Wendung der Dinge erfuhr, beschloß er dem Löwen zuvorzukommen und wiederum wie vor 13 Jahren Lübeck, die rasch aufblühende Pflanzstadt der Deutschen, zu überfallen. Seine Söhne Pribislaw und Wertislaw wurden dorthin vorgeschickt. In der Nähe Lübecks angekommen, fanden sie unerwartet einen langen Graben vor sich, den ein sächsischer Priester namens Adelo erst jüngst von der Wackenitz hatte ableiten lassen. Auf dem anderen Ufer lag Adelos Haus, dicht dabei die Zugbrücke über den Fluß, auf die es die Wenden abgesehen hatten. Der neue Graben hatte sie aber irre gemacht, und sie waren fehl gegangen. Das bemerkten die Leute im Hause des Priesters und riefen laut ihrem Herrn zu. Noch im letzten Augenblick gelang es Adelo, die Zugbrücke aufzuziehen, als der feindliche Heerhaufen sich vor dem Burgtor der Stadt, schon der Mitte der Brücke näherte — Lübeck war gerettet!

Jetzt aber rückte der Löwe heran; er legte eine starke Besatzung in die Stadt, dann drang er, vom Lausitzer Markgrafen Dietrich begleitet, mit starker Kriegsmacht in die Wendei ein und verwüstete sie mit Feuer und Schwert. In dieser Not wußte Niklot nichts Besseres zu tun, als seinerseits die Festen, die er aus Mangel an Kriegsvolk nicht mehr verteidigen konnte, anzuzünden, damit sie dem Feinde wenigstens nicht unversehrt in die Hände fielen. So steckte er seine eigenen Burgen an: Ilowe (zwischen Wismar und Neu-Bukow), das schon erwähnte Mikilinburg, weiter Zuarin (Schwerin) und das gleichfalls schon genannte Dobin. Der Obotritenfürst beschränkte sich darauf, seine Hauptfeste Wurle zu verteidigen. Diese Wendenburg lag an der Warnow; der Hof Wieck südlich von Schwaan soll die Stelle sein, wo sie gestanden hat. Von dort aus machte Niklot tägliche Streifzüge, um Kundschaft über das Sachsenheer einzuziehen und alles, was sich

unvorsichtig von diesem entfernte, niederzumachen. Zu solcher Streife rückten einst Niklots beide Söhne aus, und zwar machten sie die Gegend von Mikilinburg unsicher. Einige sächsische Knechte, die zum Futterholen ausgegangen waren, wurden heimtückisch von den Wenden überfallen und erschlagen. Kaum aber wurde diese Buschklepperei im herzoglichen Lager bekannt, als eine reisige Schar sich schnell aufmachte, die abziehenden Wenden einholte und eine große Zahl von ihnen einfing. Diese Gefangenen ließ der Löwe dann zum warnenden Beispiel aufknüpfen.

So kehrte Pribislaw und Wertislaw mit empfindlichen Verlusten an Mann und Roß zum Vater nach Wurle zurück. Der Alte fuhr sie übel an: „Ich meinte Männer erzeugt zu haben, aber ihr lauft schneller davon als die Weiber. So will ich selbst ins Feld ziehen und sehen, ob ich nicht mehr ausrichten kann als ihr." Sprachs und rückte sofort mit einer erlesenen Schar los, legte sich in einen Hinterhalt und fing mehrere sächsische Troßknechte ab. Aber wieder folgte schnell die deutsche Rache. Sechzig Ritter zogen schmutzige Kittel über Panzer und Waffen, so daß sie ganz das Aussehen von Troßknechten hatten. Sie begaben sich nach der Gegend hin, wo die Wenden unter Niklot im Waldversteck lagen, und taten so als seien sie auf nichts bedacht, als Futter zu holen. Niklots Schicksalstunde hatte geschlagen! So plump die List war, er fiel darauf hinein. An der Spitze der Seinen, auf schnellem Renner, mit eingelegtem Speere, bricht er aus dem Walde hervor und sprengt mitten unter die vermeintlichen Knechte. Aber gleich sein erster Stoß prallt an der guten Rüstung des getroffenen Ritters ab; zu spät erkennt der alte Wende seinen Irrtum, er will dem Gedränge enteilen. Aber schon sind die verderblichen sächsischen Schwerter unter den Kitteln hervorgeholt und fliegen aus der Scheide. Niklot wird umringt und vom Pferde gehauen, er fällt und keiner von den Seinen — die der Schrecken lähmt — kommt ihm zu Hilfe; dann stieben die Begleiter in wilder Flucht auseinander.

Niklot war der einzige Tote auf wendischer Seite, eine Tatsache, die zu mancherlei religiösen Deutungen Anlaß gab. Der abgeschlagene Kopf der Leiche wurde von den Siegern auf einen Spieß gesteckt und im Triumph ins Lager getragen. So starb Niklot, der Obotritenfürst, der Stammvater des Mecklenburgischen Fürstenhauses.

Mittlerweile war König Waldemar von Dänemark mit seiner Flotte vor der Insel „Pola" (jetzt Pöl) angekommen und verheerte sie angesichts der sächsischen Scharen, die ihrerseits das Küstengebiet brandschatzten. Alsbald wurde das Haupt Niklots ins dänische Lager ge-

tragen, wo es als Unterpfand des Sieges gleichfalls freudig begrüßt wurde. Einige Tage nach diesen Ereignissen trafen sich die beiden machtvollen germanischen Fürsten, die sich zur völligen Unterwerfung der letzten Slawen an der Ostseeküste vereinigt hatten, und verabredeten ein Stelldichein ihrer Heere in der Nähe von Rostock. Dies alte (wendische) Roztoc lag auf dem Ostufer der Warnow, der heutigen Stadt gegenüber. Heinrich rückte ungehindert bis an diesen Fluß vor, aber der Dänenkönig mußte sich den Weg zum Stelldichein erst mühsam erkämpfen. Er segelte nach der Warnowmündung. Dort mußte der seichten Einfahrt wegen das tiefgehende Königsschiff liegen bleiben. Nun führte die dänische Flotte der streitbare Bischof Axel von Roskilde, dessen echt nordischen Namen die mönchische Richtung jener Zeit in das biblische „Absalon" verkauderwelschte — dem wir aber im folgenden seinen germanischen Heldennamen wiedergegeben haben!

Er segelte mit den leichteren Fahrzeugen die Warnow hinauf. Am Eingang des Breitlings — jenes haffartigen Wassers, an dessen schmalem oberen Ende Rostock liegt — sah er sich einer wendischen Flotte gegenüber, die ihm die Einfahrt streitig machen wollte. Entschlossen, wie immer, rückte Axel vor, aber da die dänischen Seeleute das Fahrwasser nicht kannten, gerieten mehrere ihrer Schiffe auf Grund. Rasch sprangen die Nordlandkrieger ins seichte Wasser und schoben mit mächtigen Schultern und Armen die Schiffe vorwärts. Dies nun suchten die Wenden zu verhindern, indem sie die im Wasser schwer arbeitenden Dänen mit Pfeilen und Wurfspießen beschossen. Als das nichts half, sprangen viele zu den Dänen auf die Untiefen hinab, um sie dort Mann gegen Mann zu bekämpfen. Aber sie zogen hier derartig den Kürzeren, daß sie eiligst auf ihre Schiffe zurückflüchteten. Mit diesen segelten sie ins innere, schmalere Wasser des Breitlings, ließen sie dort im Stiche und flohen ans Land, wo sie alsbald verschwanden.

Die siegreichen Dänen nahmen die verlassenen Schiffe in Besitz und verbrannten, was sich an wendischen Wohnsitzen am Ufer vorfand: insbesondere das damalige slawische Nest Roztoc, dem gegenüber bald die blühende deutsche Stadt Rostock entstehen sollte. Auch diese Feste war von den Verteidigern im Stich gelassen worden. Mühelos wurde sie von König Waldemar dem Erdboden gleich gemacht. Ein Götzenbild das man dort vorfand, wurde samt seinem Holztempel ein Raub der Flammen. So gelangte man endlich an die Stelle, welche für die Zusammenkunft mit Herzog Heinrich dem Löwen bestimmt war. Auf einer von den Dänen über die Warnow geschlagenen Brücke rückte das sächsische Heer nach dem Ostufer hinüber und lagerte hier neben

dem dänischen. So stand eine unüberwindliche Kriegsmacht verbündeter germanischer Völker im Herzen des Slawenlandes an der Ostsee.

Da gaben die Söhne Niklots das Spiel verloren. Sie verbargen sich in den dichtesten Wäldern, ein Teil der Ihrigen mit ihnen, ein anderer ging zu Schiff, um auf der See den verhaßten Dänen zu schaden. Nachdem Heinrich von dem gemeinsamen Laget aufgebrochen war, verheerte er zunächst die umliegenden Gegenden, wo Pribislaw und Wertislaw geherrscht hatten, dann zog er westwärts und baute zunächst Schwerin wieder auf, befestigte es stark und übergab die Hut dieser jungen deutschen Stadt einem ihm befreundeten Edeling, Gunzelin von Hagen. Das ganze Land mit Ausnahme der östlichsten Bezirke, wo Niklots Söhne noch einigen Anhang unter den Resten der Liutizen hatten, verteilte der Löwe als reiche Beute an seine Getreuen. Die Feste Mecklenburg erhielt Heinrich von Scaten, als Statthalter des Herzogs jedoch waltete Gunzelin in Schwerin. Kirchen wurden nun neu gegründet, aber neben den deutschen Rittern und Priestern kamen nun auch deutsche Bauern zahlreich in diese Landesmark, zunächst in die westlichen und südlichen Teile, später auch in die östlichen. Heinrich von Scaten war einer der Hauptförderer dieser erfolgreichen Ansiedlungspolitik, durch die bald das ganze Gebiet eingedeutscht werden sollte.

Heinrich der Löwe besiegt Niklots Söhne.

Die unkluge Milde, die der Löwe gegen Niklots Söhne hatte walten lassen, sollte sich noch einmal rächen. Drei Jahre nach den geschilderten Vorgängen begannen sie wieder sich zu regen. Anfang des Jahres 1163 erfuhr der ebenso umsichtige als tapfere Gunzelin in Schwerin, daß Pribislaw und Wertislaw ihr verlorenes Gebiet wiedererobern wollten. Sofort setzte er den Herzog von dieser Gefahr in Kenntnis, und ungesäumt rückte der Löwe noch bei Winterszeit über die Elbe; sein Ziel war Wurle, der Sitz Wertislaws. Gunzelin eilte dem Herzog voraus, um die Besatzung Wurles einzuschließen, ehe sie an ein Entkommen denken konnte, und umlagerte die Burg mit seinem Vortrab.

Dann erschien der Löwe selbst. Da er das Räubernest möglichst ohne Blutvergießen einnehmen wollte, sprach er zu den jüngeren Kriegern, die vor Ungeduld nach dem Kampfe brannten: „Warum nähert ihr euch unklugerweise den Toren der Stadt und bringt euch in Gefahr? Solche Kämpfe sind zwecklos und verderblich. Bleibt lieber in euren

Zelten, wo die Pfeile der Feinde euch nicht erreichen können, und gebt wohl acht, daß von den Belagerten keiner entwischt. Meine Sorge aber laßt es sein, mich der Feste ohne unnötige Verluste zu bemächtigen."

Heinrich hatte in Italien, insbesondere vor Crema gelernt, wie man wirksame Belagerungstürme und Sturmdächer bauen muß. So wurde aus den dichten Wäldern am Warnowufer Holz herbeigeschafft und daraus ein hoher Turm errichtet. Sobald er fertig war und drohend dastand, wagten sich die Wenden nicht mehr auf die Brüstung ihrer Verteidigungswerke, wer den Kopf hervorsteckte, wurde sofort von der Höhe des Holzturmes mit Pfeilen überschüttet: so erging es Wertislaw selber. Er wurde von einem sächsischen Pfeile getroffen und lag schwer verwundet danieder. Während Wurle noch widerstand, näherte sich Pribislaw, um dem Bruder soviel als möglich Hilfe zu bringen. Wo er sich aber mit seinen unstäten Haufen zeigte, wurde er durch Wald und Moor davongejagt. Wegen der gefährlichen Nähe von Pribislaws Räuberbanden hatte der Herzog das Verbot erlassen, ohne seinen Befehl nicht zum Futterholen auszuziehen. Eine Schar von Holsten — „starrköpfig wie sie nun einmal sind" fügt der Chronist hinzu — kümmerte sich nicht um das Verbot und machte sich unbedenklich auf, um Futter herbeizuschaffen. Plötzlich fiel Pribislaw über sie her und soll ihrer Hundert erschlagen haben, die übrigen entkamen ins herzogliche Lager.

Mit umso größerem Eifer wurde nun aber Wurle vom ergrimmten Löwen belagert; da sank Wertislaw der Mut. Unter freiem Geleit kam er ins deutsche Lager und wandte sich zunächst an den Gönner seines Vaters, den Grafen Adolf von Holstein. Der erwiderte ihm: „Wenn der Kranke aufgegeben ist, fragt man den Arzt zu spät" — doch vermittelte er beim Herzog und den anderen Großen. So gewährte Heinrich die Bitte des wunden Mannes, daß die Übergabe erfolgen solle, ohne die Besatzung an Leben und Gliedern zu schädigen, doch nur unter der Bedingung, daß auch Pribislaw die Waffen niederlege. So kam denn Wertislaw mit den Seinen aus der Feste heraus und warf sich mit allen Kriegern dem Löwen zu Füßen; jeder trug sein Schwert an einem Strick über den Nacken gehängt — wie jüngst in Italien die Bürger von Mailand, als sie sich Barbarossa unterwerfen mußten. Sie wurden als Gefangene in Haft behalten. In Wurle fand man eine Anzahl gefangener Dänen vor, die sofort in Freiheit gesetzt, gespeist und in ihre Heimat entlassen wurden. Die Feste selbst ließ Heinrich der Löwe erhalten, wie sie war, um sie als Zwingburg gegen die gedemütigten Reste der Obotriten zu benutzen.

Wertislaw wurde in Ketten nach Braunschweig geführt, als Geisel für die Unterwerfung seines Bruders Pribislaw. Die anderen Gefangenen wurden unter die verschiedenen Hüter des Landes verteilt. Doch nur ein Jahr sollte der Friede dauern. Es scheint, daß es Wertislaw gelang, heimliche Boten an seinen Bruder zu schicken mit der Aufforderung, er möge ihn aus seiner Gefangenschaft befreien. Und zwar mit den Waffen, denn mit Bitten und Gold sei bei den Sachsen nichts auszurichten. Das habe sich ja schon bei ihrem Vater Niklot gezeigt, als er in Lüneburg gefangen saß: erst als sie beide mutig zu den Waffen gegriffen und Städte und Dörfer zerstört hätten, sei er seinerzeit freigelassen worden. So sammelte Pribislaw in aller Stille seine wendischen Scharen wieder und rückte unerwartet vor die Feste Mecklenburg. Es war am 16. Februar 1164.

Der Burggraf Heinrich von Scaten war leider gerade abwesend, aber das Volk in der Burg, meist flämische Ansiedler, war darum nicht verzagt. Pribislaw unterhandelte mit diesen Männern auf den Mauern. Er sagte zu ihnen etwa folgendes: „Ich und die Meinen sind in der eigenen Heimat vergewaltigt und ausgestoßen. Ihr Eindringlinge habt dies Unrecht noch vergrößert, indem ihr Dörfer nnd Städte in Besitz genommen habt, die unser rechtmäßiges Erbe sind. Nun wählt zwischen Leben und Tod. Öffnet ihr die Tore und gebt unser Land wieder heraus, so wollen wir euch in Frieden ziehen lassen mit Weib, Kind und aller fahrbaren Habe. Sollte euch ein Wende etwas von dem Euren nehmen, so will ich es euch zwiefach zurückerstatten. Weigert ihr euch aber wieder auszuwandern, ja verteidigt ihr gar hartnäckig diese Feste, so soll euch alle die Schärfe des Schwertes treffen." Die Antwort der Flamen, die diese verdächtige Fuchspredigt mit anhörten, waren kräftige Speerwürfe. Da berannte Pribislaw Mecklenburg mit großer Übermacht und es gelang ihm die Feste zu erstürmen. Alle Männer wurden erschlagen, Weiber und Kinder gefangen fortgeführt, der Ort selbst in Brand gesteckt.

Dann bedrohten die Wenden Ilowe. Wahrscheinlich war ihnen von einigen slawischen Bewohnern dieses Ortes eine geheime Aufforderung zugegangen, sich seiner zu bemächtigen, sie würden ihnen schon dabei helfen. Nur durch große Schnelligkeit gelang es dem wackeren Gunzelin, dem Verhängnis vorzubeugen. Mit wenigen Rittern sprengte er nach Ilowe und kam so dem Pribislaw zuvor. Sogleich versammelte er die deutsche Bewohnerschaft und erklärte ihnen in Gegenwart der Verdächtigen: „Sobald ihr merkt, daß einer der wendischen Einwohner Verrat begehen will, werft Feuer in sein Haus

und verbrennt die Treulosen mit Weib und Kind. Sie sollen wenigstens mit uns zugleich sterben und nicht über unseren Untergang frohlocken!" Diese rechtzeitige Drohung erfüllte ihren Zweck. Die Ilower Wenden unterließen jegliche feindselige Handlung.

Gegen Abend langte das ganze Heer Pribislaws vor der Burg an. Auch hier wandte sich der Sohn Niklots an die Bewohner, doch diesmal an die wendischen; er erinnerte an die Gewalt, welche der Sachsenherzog an ihnen durch Hereinziehung der Ausländer geübt habe. „Gegen dieses Eindringen der Fläminge und Holländer, der Sachsen und Westfalen hat sich mein Vater bis zum letzten Augenblick gewehrt," fuhr er fort, „mein Bruder Wertislaw ist bei dem gleichen Ringen gefangen und eingekerkert worden. Niemand ist übrig geblieben, der unserem Volke wohl will oder es wieder emporzubringen trachtet, als ich allein. Ihr, die ihr noch zu den Überresten des slawischen Volkes gehört, übergebt mir die Stadt und die Männer, die sie unrechtmäßig in Besitz genommen haben, wie ihr versprochen habt."

Aber die Wenden der Burg leugneten, ein solches Versprechen gegeben zu haben, derart waren sie von Heinrich von Scaten eingeschüchtert worden. Mit Einbruch der Nacht zog sich Pribislaw etwas von den Mauern zurück und schlug angesichts der Feste sein Lager auf. Am nächsten Morgen, als man sich in Ilow schon auf einen Sturm gefaßt machte, sah man, wie die Wenden in der Ferne abzogen. Bald lief das obotritische Heer auseinander!

Gunzelin ließ in Ilow eine starke Besatzung zurück und eilte dann wieder nach Schwerin, wo man ihn schon totgesagt hatte. Am 5. Tage nach der Einnahme von Mecklenburg, am 21. Februar 1164, begab sich Bischof Berno von Schwerin mit einigen Geistlichen nach der verbrannten Trümmerstätte, um die Gefallenen christlich zu bestatten. Mitten unter den Leichen — 70 Erschlagene waren zu beerdigen — errichtete er einen Altar und hielt ein feierliches Totenamt. Da brach plötzlich ein Haufe Wenden aus einem nahen Versteck hervor. Schon wollten sie sich auf Berno und seine Priester stürzen, als diesen durch einen glücklichen Zufall unerwartete Hilfe wurde. Reichhard von Salzwedel war auf die Nachricht, daß Gunzelin in Ilow belagert sei, mit einer Schar zusammengeraffter Krieger zu dessen Beistand schleunigst herbeigeritten. Grade in dem kritischen Augenblick erschien er nun wie ein Bote Gottes den deutschen Geistlichen. Die Slawen flohen sofort beim Anblick der reisigen Schar. So konnte der Bischof ungestört sein frommes Werk vollenden und in Sicherheit heimkehren.

Kurze Zeit darauf gelang es Pribislaw nochmals, einen Teil seiner

auseinandergelaufenen Banden um sich zu versammeln. Mit diesem Haufen rückte er vor die Feste Malacowe (Malchow), bei welchem Namen einem unwillkürlich der bekannte „Malakoffturm" in Sebastopol einfällt. Wiederum forderte er die Bewohner auf, den Platz zu übergeben, dann sollte ihnen freier Abzug mit aller Habe und sicheres Geleit bis zur Elbe (!) gewährt werden. Die Einwohner fürchteten offenbar das Schicksal Mecklenburgs, sie übergaben den Ort und durften tatsächlich unbelästigt abziehen.

Der zweite gemeinsame Wendenkrieg der beiden germanischen Fürsten.

Da Pribislaw mittlerweile durch den Einfluß seiner norwegischen Gemahlin getauft worden war, konnte er dem Kampf gegen die germanische Überflutung Mecklenburgs einen rein nationalen Charakter geben, bei dem die Feindschaft gegen das Christentum ausgeschaltet war. So gelang es ihm, die christlichen Fürsten der zwar wendischen, aber seit längerer Zeit bekehrten Pommern als Bundesgenossen zu gewinnen. Sie hießen Boguslaw und Kasimir. Die Pommern stießen zu den Resten der Obotriten und Liutizen: das so vereinigte Heer stellte alles dar, was das Wendentum um 1164 noch an selbständiger Macht aufbringen konnte. Die slawischen Verbündeten lagerten bei Demmin.

Als Heinrich der Löwe von diesem plötzlichen Wiederaufflackern des erloschen geglaubten Aufstandes erfuhr, vermutete er zuerst dahinter dänische Aufwiegelungen, da König Waldemar sich in Pommern, besonders in Bolehost (Wolgast) festgesetzt hatte. Vor allem mißtraute er dem kühnen Bischof Axel von Roskilde. Bald aber merkte er, daß sein Vorschlag einer gemeinsamen Heerfahrt der Sachsen und Dänen gegen Obotriten, Liutizen und Pommern bei Waldemar großes Entgegenkommen fand, da soeben die wendischen Wolgaster auch die dänische Hoheit abgeworfen hatten. So wurde das Bündnis zwischen den beiden germanischen Völkern erneut. Außerdem befestigte die Verlobung der noch im zartesten Lebensalter stehenden beiden Fürstenkinder diesen Bund. Nachdem sich der Löwe noch um den Beistand des Bären beworben — der aber ausgeblieben zu sein scheint — zog er mit einem mächtigen sächsischen Heer über die Elbe und rückte so schnell wie möglich vor Malchow. Hier stieß Graf Adolf von Holstein mit dem Aufgebot der Nordelbinger zu ihm. Vor der Feste ließ Heinrich dann seine mitgeführte Geisel

Wertislaw aufknüpfen zur Strafe für den wiederholten Vertragsbruch des Bruders. Dann befahl er dem Grafen Adolf, mit seinen Stormaren und sonstigem Kriegsvolk nach Viruchne (jetzt Verchen) abzurücken. Dieser Ort lag am Ausfluß der Peene aus dem Kummerower See, kaum 2 Meilen von Demmin entfernt. Denselben Befehl erhielten Gunzelin, des Löwen getreuer Statthalter im bisherigen Obotritenlande, ferner Graf Reinhold von Ditmarsen und Graf Christian von Oldenburg (an der Hunte). Bald standen ihre vereinigten Streitkräfte bei Verchen. Der Herzog verweilte noch vor Malchow; binnen wenigen Tagen wollte auch er mit dem Hauptheer und einem Zuge von Saumrossen folgen, der reichere Vorräte mit sich führen sollte.

Die drei Slawenfürsten in Demmin schickten zum Schein Boten an Adolf von Holstein, um durch seine Vermittlung Frieden zu erlangen. So wiegten die Falschen ihn in Sicherheit und hofften ihn um so vernichtender überfallen zu können. Wendische Kriegsknechte aus Wagrien, die dem Schauenburger wider Willen hatten folgen müssen, spähten heimtückischerweise im Lager der Deutschen alles aus und unterrichteten ihre Stammesgenossen über alle wichtigen Vorgänge. Marchrad, der Älteste von Holstein, hatte Wind von dieser Verräterei bekommen. Er warnte den Grafen Adolf und riet ihm, seine Wachsamkeit zu erhöhen, Wachen und Posten würden von den Leuten nicht mit genügender Sorgfalt versehen. Aber der Graf und die übrigen Edlen beachteten die Warnung des treuen Mannes nicht. Sie hielten die Widerstandskraft der Wenden für völlig gebrochen und sagten ihm: „Sei ruhig und unbesorgt, die Tapferkeit der Slawen ist völlig erstorben!"

Mittlerweile begannen im deutschen Lager die Vorräte auszugehen. Deshalb brach am frühen Morgen des 6. Juli 1164 eine Anzahl Troßknechte auf, um Lebensmittel aus Malchow herbeizuschaffen. Kaum traten diese jedoch in der Morgendämmerung ihren Weg an, als sie zahlreiche Wendenschwärme einen nahen Hügel heraufkommen sahen. Schleunigst eilten die Knechte zurück und weckten durch lautes Geschrei das überfallene Heer aus tiefem Schlafe.

Graf Adolf und Graf Reinhold mit wenigen ihrer Stormaren und Ditmarsen waren zuerst kampfbereit. Sie griffen mit unbesonnenem Mut den gewaltig überlegenen Feind an, als er von dem Hügel herunterschwärmte. Und wirklich gelang es der kleinen Schar, diesen ersten Haufen der Wenden zu schlagen. Er wurde völlig aufgerieben und in die Fluten des Kummerower Sees geworfen. Aber sogleich folgte ein zweiter Wendenschwarm, der sich wie ein Bergsturz über die Sieger ergoß. Da wurden Adolf von Holstein und Reinhold von Ditmarsen mit

ihren Tapferen erschlagen, und das Lager der Sachsen ward die Beute der Feinde.

Der Überfall schien völlig geglückt, aber noch war der Tag nicht entschieden! Inzwischen nämlich war es Gunzelin und Christian von Oldenburg gelungen, etwa 300 Ritter um sich zu sammeln — diese Schar hielt unschlüssig in einiger Entfernung von dem Lager, das gänzlich verloren schien. Da drangen plündernde Wenden in ein großes Stallzelt, die Knappen riefen für sich und die treuen Pferde laut um Hilfe. Nun gab es für die ritterliche Schar kein Bedenken und kein Schwanken mehr. Unter Gunzelins Führung sprengten sie geschlossen nach dem Stallzelt, befreiten Knappen und Pferde, und mit blinder Wut kämpfend, hieben sie nieder, was sich in der Lagergasse ihnen entgegenstellte. Ein panischer Schrecken fuhr unter die schon im Siegestaumel plündernden Wenden, auch die beim ersten Kampfgetümmel versprengten Sachsen kamen nun hurtig aus ihren Verstecken wieder hervor und stürzten sich auf den völlig in Verwirrung geratenen Feind. Es war eine furchtbare Niederlage: weithin bedeckten ganze Haufen erschlagener Wenden das Feld, es sollen ihrer 2500 auf der Walstatt und im Lager gezählt worden sein!

So war den Deutschen aus der anfänglichen Schlappe der schönste Sieg erwachsen. Die zerschmetterten Slawen warfen sich eiligst nach ihrer Wasserburg Demmin. Aber auch hier fühlten sie sich vor den gewaltigen Siegern nicht mehr sicher, sie verbrannten die „hölzerne" Stadt innerhalb der Umwallung und zogen sich nach dem Innern Pommerns zurück.

Heinrich der Löwe konnte erst auf dem Kampfplatz erscheinen, als der Sieg bereits erfochten war. Wohl trübte der Schmerz über den Tod des besten deutschen Mannes, des unersetzlichen Grafen Adolf von Holstein, und so vieler anderer Edlen seine Siegesfreude, aber sofort schickte er sich an, dem flüchtigen Feinde nachzusetzen. Bereits am folgenden Tage rückte er in Demmin ein, ließ dort einen Teil der Seinen zurück, um die Feste zu schleifen und die Verwundeten zu pflegen, dann zog er die Peene hinab nach Gützkow, das er gleichfalls verlassen fand. Er brannte es völlig nieder und marschierte nun an die westliche Odermündung, die Peene, gegenüber von Usedom, wo er der Abrede gemäß die Ankunft Waldemars mit der dänischen Flotte erwarten sollte.

Der König stellte sich pünktlich an der verabredeten Stelle, der Abtei Stolpe auf der Insel Usedom ein, indem er an Rügen vorbei die Peene hinauf segelte, wo die Dänen auch Wolgast und den Ort Uznoim (Usedom) leer vorfanden. Überall waren die Wenden vor den

anrückenden Germanen entwichen! Die Dänen bildeten bei dieser denkwürdigen Zusammenkunft mit ihren Schiffen eine Brücke: über diese ging Heinrichs Heer nach der Insel hinüber, wo das erst jüngst gegründete Kloster Stolpe lag. Nachdem man hier gemeinsam geweilt und die Bundesfreundschaft bei Becherklang und Liederschall nach alter — beiden Siegern gemeinsamer — germanischer Weise gefeiert und bekräftigt hatte, zog der Löwe mit seinem Heer nach Sachsen zurück.

Dort entließ er es und eilte dann nach Braunschweig, wo ihn ein Abgesandter des sogenannten „Kaisers" aus Konstantinopel erwartete. Weitsichtige Zeitgenossen haben diese „persönliche" Politik des Löwen, die ihn von dem wichtigsten und naheliegendsten Ziele ablenkte, mit Recht bedauert. Er konnte damals leicht ganz Pommern erobern — alles Land zwischen Oder, Warthe, Netze, Weichsel und Ostsee — und dem Wendentum auch hier ein schnelles Ende bereiten. So haben wir die letzten Reste dieser pommerschen Wenden heute noch als Fremdkörper in den Kassuben vor uns!

König Waldemar blieb mit der dänischen Flotte in der Peene liegen. Die Gelegenheit, hier im Wolgaster Gebiet Fuß zu fassen, mußte ihm jetzt besonders günstig erscheinen. Aber außer dem kühnen Axel und dessen Freunden wollte niemand unter den Seinen auf diesen unsicheren Plan eingehen. Bald boten die Wenden selbst die Hand zu Friedensverhandlungen, die der Pommernherzog Kasimir für sie führte. Die Bedingungen dieses Vertrags wurden dem Löwen mitgeteilt, ehe man ihn abschloß, und er stimmte umso bereitwilliger zu, als ihm alles Wendenland, das er im letzten Kriege erobert hatte, verbleiben sollte.

Pribislaw war durch diesen Friedensschluß seines Landes beraubt und mußte das Gnadenbrot der pommerschen Herzöge essen. Sein bisheriges Gebiet aber befand sich nach dem verheerenden Kriege in einem solchen Zustande der Verwüstung, daß die spärlichen Bewohner durch schreckliche Hungersnot aus dem Lande getrieben wurden. Es waren die Reste der einst so furchtbaren Liutizen: sie flüchteten zu den Dänen und Pommern, wurden aber gerade von letzteren, ihren Stammverwandten als Sklaven an andere slawische Völker wie Polen und Tschechen verkauft! —

Allmählich erst erstanden die deutschen Burgen im Obotritenlande wieder. Die Sicherheit und das Gedeihen des Landes war nunmehr gänzlich der Obhut Gunzelins von Schwerin und Bernhards von Ratzeburg anvertraut, welch letzterer ein Sohn des früher genannten Heinrich von Badwide war. Kaum war das geschleifte Demmin mittlerweile von den Pommernherzögen wieder befestigt worden, da

wurde es von ihrem Schützling Pribislaw auch schon als Schlupfwinkel mißbraucht, um von dort aus abermals die deutschbesiedelte Gegend von Schwerin und Ratzeburg zu beunruhigen. Aber er hatte die Rechnung doch ohne die treuen Hüter des Landes gemacht. Gunzelin und Bernhard lauerten dem slawischen Räuberhauptmann wiederholt auf, zwangen ihn, sich zum Kampfe zu stellen, und züchtigten ihn jedesmal empfindlich! Bei diesen Schlappen verlor Pribislaw soviel Männer und Pferde, daß er bald nichts mehr räubern konnte, zumal die Sachsen im Jahre 1165 verwüstend in (Vor-) Pommern eindrangen. Nun bekamen Kasimir und Boguslaw Angst, sie untersagten ihrem Schützling jeden weiteren Beutezug gegen Lehnsleute des Sachsenherzogs, den sie um keinen Preis erzürnen durften, da ihnen von Dänemark her ein neuer, gefährlicher Krieg drohte.

Und doch waren die Sachsen für die Wenden der weitaus gefährlichere Feind! Wohl wußten die Nordlandrecken zu fechten, aber das Eroberte durch Besiedlung und zähe Kulturarbeit zu erwerben, verstanden sie nicht. Deshalb wurde Vorpommern und Rügen trotz dänischer Siege und Erfolge — wir werden den letzten, entscheidenden näher kennen lernen — deutsches und nicht dänisches Land! Wie klar dies kluge Dänen der damaligen Zeit selbst erkannten, geht aus den Worten hervor, die einer ihrer Unterhändler namens Godschalk an die pommerschen Wenden richtete: „Was die Sachsen in euren Grenzen erobert haben, bebauen und bewohnen sie sofort. Beute und Ruhm genügen ihnen nicht; was sie ersiegt haben, wollen sie auf die Dauer besitzen. Darum haben sie den Niklot erschlagen. Ratzeburg, Ilow, Schwerin sind allen Wenden zum Unheil jetzt mit Stadtmauern und Gräben umschlossen. Darum müßt ihr mit aller Kraft dahin streben, daß ihr das Wendenland von den sächsischen Besatzungen säubert und alle Deutschen aus dem Lande jagt. Dazu aber müßt ihr mit den Dänen Freundschaft schließen, den einzigen ebenbürtigen Gegnern der Sachsen, nur so könnt ihr in eurem Lande wieder zur Freiheit gelangen."

Diese Vorstellungen machten Eindruck. Pommersche Scharen überfielen die sächsischen Burgen im deutschen Neulande Mecklenburg, Ilow wurde sogar von ihnen erobert, die anderen freilich schickten sie mit blutigen Köpfen heim. Wenn diese Händel auch ohne dänische Hilfe zugunsten der Deutschen entschieden wurden, so lernten hierdurch doch beide germanische Fürsten, Heinrich und Waldemar wie unentbehrlich der eine dem andern war, wenn sie dem sichtbar zu Ende gehenden Slawentum an der Ostsee endlich den Gnadenstoß versetzen wollten.

Zu Lübeck und an der Eider kamen die beiden Gewaltigen zu-

sammen, und das Ergebnis ihrer Besprechungen war, daß man sich auf einen weiteren gemeinschaftlichen Feldzug gegen die Wenden einigte. Die Tribute der zu Lande und zu Wasser bezwungenen Völkerschaften sollten bundesgemäß geteilt werden. Dafür, daß die Seeräubereien der dem Löwen untertanen Wenden nun endlich aufhören sollten, zahlte Waldemar an Heinrich eine ansehnliche Geldsumme.

Dieser Übereinkunft gemäß rückte der Löwe vor Demmin, Waldemar segelte nach Wolgast, ließ sich aber auf keine Belagerung ein, sondern durchstreifte mit bewaffneter Hand das Land rings umher. Das kaum aus der Asche erstandene Uznoim (Usedom) brannte er von neuem nieder. Da erkannten die Pommern ihre Ohnmacht gegenüber den beiden mächtigen Germanenfürsten: sie erkauften den Frieden durch Geld und Geiseln; die wendischen Seeräuber, welche die dänischen Inseln so lange beunruhigt hatten, verschwanden nun auf des Löwen Geheiß sofort von der Ostsee, um nur noch einmal, drei Jahre später, wiederum auf seinen Befehl aufzutauchen.

Die Eroberung von Rügen, dem letzten Hort des slawischen Heidentums.

Während der gewaltigen Fehde, die Sachsen durchtobte, da viele Große dieses Landes sich gegen den Löwen zu gemeinsamem Widerstand verbanden, fiel einem anderen germanischen Volke, den Dänen, vom Schicksal die Aufgabe zu, den letzten Hort des wendischen Heidentums, Rügen, zu erobern. Wenn diese Tat auch streng genommen nicht in den Rahmen unserer Aufgabe fällt, so sind damals doch die dänischen und deutschen Belange in bezug auf die Niederringung des Slawentums an der Ostsee so eng miteinander verschlungen und ist gerade die Überlieferung in diesem Falle eine so anschauliche und klare, daß wir hier wohl einmal ausnahmsweise einer rein dänischen Unternehmung folgen dürfen.

Mochte auch unter dem rein äußerlichen Kirchenwesen, das die geistlichen Dinge zwischen Elbe und Weichsel damals ordnen sollte, noch viel Heidentum schlummern, tatsächlich konnten diese weiten Gegenden um 1160 als christlich angesehen werden. Rügen allein war noch heidnisch! Offenbar auf den Namen des wendischen Götzen Swantewit hin, der durch plumpe mönchische Etymologie in Beziehung zu „Sanct Vit“ (heil. Veit) gebracht worden war, wurde die Insel im voraus als St. Veits Eigentum und Erbe erklärt. Bei den Dänen hieß es gar, Kaiser Karl der Große habe bereits die Ranen auf

Rügen unterworfen und sie dem heiligen Veit in Corvei a. Weser zinspflichtig gemacht.

Während König Waldemar von Dänemark mit Norwegen im Kriege lag, waren die Ranen abgefallen. Deshalb segelte im Jahre 1168 eine zahlreiche dänische Flotte unter dem Befehl Waldemars und des Bischofs Axel gegen sie aus. Zu Pfingsten war es, als man an verschiedenen Punkten der Insel Rügen landete, das erste und wichtigste Ziel war die Feste Orekonda (Arkona) mit dem Götzentempel Swantewits. Er lag auf der Höhe der Kreideklippen, ein tiefer Graben schied das befestigte Tempelgebiet von der Halbinsel. Der Wall bestand aus einer mächtigen Erdschüttung, deren Spuren heute noch erkennbar sind, darüber befand sich ein mit Lehm verschältes Pfahlwerk. Diese Befestigung zog sich auf der luftigen Höhe Arkonas von einem Klippenrand zum andern. Jaromirs Wall heißt die Stätte heut — wahrscheinlich hat die Sage hier den Namen des damaligen Häuptlings der Ranen (Tetislaw) mit dem seines Bruders verwechselt, der wirklich Jaromir hieß — und später als getaufter ranischer Fürst auftaucht. Das einzige Tor der Tempelburg war von den Wenden durch einen Erdhaufen verschüttet worden. Der Holzturm über diesem Tor blieb ungeschützt, ihn erachteten die Heiden genügend durch die heiligen Fahnen behütet, die auf ihm standen.

Arkona wurde von den Dänen eingeschlossen, auch die etwaigen Zugänge von der See aus wurden von den dänischen Schiffen scharf bewacht. In dem benachbarten Walde schlug man Holz um Belagerungsgeräte daraus zu zimmern, denn die Tempelfeste sollte nach dem Willen König Waldemars durch Belagerung genommen werden, nicht durch Sturm. Der Mutwille einer Schar dänischer Troßbuben brachte indes den Kampf zum Ausbruch. Sie wagten sich bis an den Wall vor nud schossen mit ihren Schleudern Steine zu den Belagerten hinauf. Dann griffen Troßknechte ein, so daß aus dem Scherz bald Ernst wurde.

Ein dänischer Kriegsmann hatte bemerkt, daß der Erdhaufen, womit das Tor verstopft war, sich gesenkt hatte, so daß eine Spalte zwischen der rasenbedeckten Erdschicht und dem hölzernen Oberbau des Torturmes entstanden war. Er forderte einige Genossen auf, ihm bei einem kühnen Handstreich behilflich zu sein. Auf seine Anweisung warfen diese ihre Speere in die Rasenwandung, so daß sie tief darin stecken blieben, die herausragenden Schäfte benutzte er als Leiter und kletterte daran bis zum Turm empor, wo er von keinem Feinde bemerkt wurde. So war es ihm möglich, sich auf Speerspitzen Strohbündel hinauf reichen zu lassen, mit denen er die ganze Spalte voll-

stopfte. Dann schlug er Feuer, setzte das Stroh in Brand und kletterte schnell wieder zu den Seinen herab.

Der kühne Streich war geglückt; noch ehe die Besatzung etwas dagegen unternehmen konnte, züngelte die Lohe am Holzturm empor und leckte gierig nach den geheiligten Fahnen. In der ersten Bestürzung zersplitterten die Belagerten ihre Kräfte — einige wehrten dem Angriff der Feinde, andere dem drohenden um sich greifenden Feuer. Bald aber faßten sie sich, ließen die dänischen Wurfgeschosse unbeachtet und machten sich vor allem daran, den Brand zu löschen. Das wiederum verhinderten die Dänen auf jede Art, und bald hieß es in ihrem Lager, es fehle im Tempelbering an Wasser, man lösche mit Milch, wodurch die Feuersglut nur um so mehr wachse.

So standen die Dinge als König Waldemar in Begleitung seines tapferen Bischofs Axel dazukam. Der kriegerische Kirchenfürst, mit Schild und Helm bewaffnet, schritt bis zum Tore vor, und als er bemerkte, wieviel das Feuer schon vernichtet hatte, hieß er das dänische Kriegsvolk von der Bestürmung des Walles abstehen und lieber die den Feinden so verderblichen Flammen nähren. Das taten sie denn auch eifrig unter seiner umsichtigen Leitung: da ergriff die Lohe plötzlich das ganze hölzerne Gerüst des Torturmes, verzehrte Turmboden, Balken und Stützen, endlich auch die geweihten Fahnen, mit ihnen die von den Wenden abergläubisch verehrte sog. Stanitia, das mit einem Adler gekrönte Banner des Götzen.

Als Herr Axel dies Ereignis dem König meldete, beschloß Waldemar sogleich zum Sturm zu schreiten. Die Dänen wurden dabei von pommerischen Wendenscharen unterstützt. Unter Führung ihrer christlichen Herzöge hatten sich diese dem König von Dänemark willig zur Heerfahrt gegen die zwar stammverwandten, aber doch heidnischen Ranen gestellt. So tapfer der Angriff geschah, so zäh war die Verteidigung. Die Streiter Swantewits schienen den Tod im brennenden Heiligtum dem Leben auf seinen Trümmern vorzuziehen, die letzten Kämpen des heidnischen Wendentums schienen in Glut und Blut heldisch untergehen zu wollen, wie einst die Nibelungen in Etzels Burg. Aber diese Slawen waren doch nicht aus demselben Metall wie jene germanischen Recken geschaffen. Der Zustand im Innern des Tempelberings war durch den Fortschritt der Feuersbrunst und den Andrang der Stürmenden sichtlich hoffnungslos geworden. Da rief ein wendischer Krieger vom Walle herab mit lauter Stimme nach dem Bischof von Roskilde. Axel trat vor und beschied ihn nach einem vom Gefecht nicht umtobten ruhigen Winkel. Hier verhandelte er mit dem Sprecher der

Tempelbesatzung. Der kündigte dem streitbaren Bischof an, daß die 300 Krieger Swantewits sich ergeben wollten. Die Dänen sollten vom Kampf ablassen! Der Bischof stellte die Gegenbedingung, daß dann auch die Tempelhüter die Bekämpfung des Feuers aufgeben müßten.

Nach kurzer Beratung nahm König Waldemar die Unterwerfung der Ranen an, wenn sie das Götzenbild des Swantewit — den man im christlichen Lager ja für ihren von den Heiden geschändeten, heiligen Vitus hielt — und seine Tempelschätze auslieferten. Ferner sollten sie alle gefangenen Christen ohne Lösegeld freigeben. Die Felder und Grundstücke, die dem Swantewit geweiht waren, müßten zum Nutzen christlicher Priester verwendet werden, dem Könige sei, so oft er es fordere, Heeresfolge zu leisten und jährlich von jedem Joch Ochsen ein Tribut von 40 Silberpfennigen zu entrichten. Für die treue Erfüllung des Vertrages seien wendische Geiseln zu stellen. Und so geschah, was der fromme König heimlich in festem Glauben erwartet hatte, daß der heilige Veit an seinem Namenstage — 14. Juni — Orekonda seinen Gläubigen überantworten würde. Der Eindruck dieses Ereignisses in jener wundergläubigen Zeit muß bei Freund und Feind ein ganz gewaltiger gewesen sein.

Am folgenden Tage — den 15. Juni 1168, ein denkwürdiges Datum! — ließ König Waldemar den Tempel auf Arkona zerstören. Drei Geistliche, darunter der deutsche Bischof Berno von Schwerin, leiteten die Vernichtung des Götzenbildes, dem sie als Rächer gegenüberzustehen glaubten. Die dänischen Knechte ermahnten sie, beim Umhauen des hölzernen Riesen vorsichtig zu Werke zu gehen, damit der ungefüge Götze im Sturze nicht einen von ihnen erschlüge, und es dann bei den besiegten Heiden hieße, Swantewit habe sich gerächt. Ein großer Haufe von Ranen hatte sich in scheuer Neugier als Zuschauer versammelt in der stillen Hoffnung, ihr Gott werde ein Strafgericht an den ruchlosen Tempelschändern vollziehen. Aber unbarmherzig sausten die dänischen Äxte auf die Schienbeine Swantewits, und krachend fiel der Holzriese rückwärts gegen die Tempelwand, ohne irgend welchen Schaden anzurichten. Dann wurde diese Wand behutsam abgebrochen und schmetternd stürzte der gefürchtete Götze zu Boden. Sprachlos standen die Wenden dabei. Als sie sich von ihrem ersten Schrecken erholt hatten, wurden sie aufgefordert, das gefällte Bild ihres Gottes aus der Feste zu schleppen. Aber auch jetzt noch wagte keiner, den Götzen anzurühren. Sie fürchteten vom Schlage getroffen zu werden, wenn sie sich daran vergriffen. So veranlaßten sie einige Gefangene und fremde

Handelsleute, für sie das Furchtbare zu wagen. Da wurde nun der zerhackte Holzgott ins dänische Lager hinüber geschleift, unter lauten Klagen der letzten gläubigen Heiden. Hohngelächter der Dänen und Schweigen des andern Teils der umstehenden Ranen begleitete dieses denkwürdige Strafgericht, ein Beweis dafür, wie innerlich hohl das Heidentum auch auf Rügen bereits geworden war. Nachdem das dänische und pommerische Kriegsvolk das fremdartige Götzenbild genügend betrachtet hatte, wurde es zu Brennholz zerhackt und mußte ihre Kochfeuer nähren. Der Tempel aber wurde gänzlich niedergebrannt, Swantewits Schätze wurden die Beute der Sieger. So fiel Arkona und bald darauf die ganze schöne Insel in die Hände des dänischen Königs.

Gleich danach wurde nämlich auch Karenz, die andere große Tempelburg auf Rügen, zerstört. Hier waren die Heiligtümer der drei Götter Porewit, Rugiäwit und Porenuz in einem engen Rundwall beisammen. Alle drei Götzenbilder wurden gleichfalls umgehauen, aus dem Burgwall geschleppt und verbrannt. Die Lage dieser Tempelfeste dürfte in der Nähe des heutigen Städtchens Garz zu suchen sein, ihre genaue Schilderung wirft ein so charakteristisches Licht auf derartige slawische Burgwälle, daß wir sie hier ausführlich geben.

Sie war rings von einem See umflutet und hatte nur einen Zugang durch eine noch dazu sumpfige und schwierige Furt. Wer diese verfehlte, geriet unweigerlich ins tiefe Wasser; wer glücklich hinüber kam, fand einen schmalen Pfad, der ihn zwischen See und Wall bis an das Tor des befestigten Tempelberinges führte. Der Rundwall war eigentlich nur für die drei Tempel bestimmt und in Friedenszeiten unbewohnt; in Kriegszeiten dagegen, wie jetzt, war sein ganzer innerer Raum mit hölzernen, dreistöckig gezimmerten Häusern so dicht besetzt, daß kein Stein, den ein Belagerer etwa in die Burg schleuderte, hätte zu Boden fallen können. Die dicht zusammengedrängte Bevölkerung litt dann sehr unter der fürchterlichen Enge, der Unreinlichkeit und dem Gestank des „geweihten" Ortes, so daß sie aufatmete, wenn sie wieder hinaus konnte! So sah es noch 1168 in Karenz aus, so mag es in vielen — genannten und ungekannten Burgwällen, den Zufluchtsstätten des Wendenvolkes, früher ausgesehen haben. Der letzte Götzentempel, der zerstört wurde, war der des Pizamar (Pizamir). Seine Stätt zeigt noch heute die sogenante Herthaburg auf Jasmund, in der Nähe von Stubbenkammer.

Bei der Bekehrung der unterworfenen Inselbewohner, unter ihnen auch der oben erwähnte Häuptling Jaromir, zeigte der Bischof Axel dann ebensoviel christliche Milde wie vorher Tapferkeit, Kühnheit und Umsicht in der Bekämpfung der heidnischen Feinde.

Der letzte Wendenkrieg.

Im Sommer des Jahres 1171, nach der Rückkehr Heinrichs des Löwen aus Baiern, fand eine Zusammenkunft zwischen ihm und König Waldemar von Dänemark an der Eiderbrücke statt. Der Eroberung Rügens waren andere nordische Heerfahrten ohne Ermächtigung des Löwen, gegen diejenigen Wenden gefolgt, die unter seiner Oberhoheit standen. Trotz der triftigen Gründe des Dänenkönigs — wendische Seeräubereien an den dänischen Inseln — sah der stolze Sachsenherzog dies als einen Eingriff in seine Hoheitsrechte an, deshalb verhielt er sich bei den Verhandlungen streng und Buße heischend. Waldemar erwies sich nachgiebig — so kam es zu erneutem Frieden zwischen den beiden großen germanischen Fürsten. Heinrich erhielt von den auf Rügen erbeuteten Tempelschätzen und den ranischen Geiseln die volle Hälfte, dafür machte er seinerseits durch ein strenges Verbot allen weiteren Seeräubereien der Wenden nunmehr für immer ein Ende.

Was zahlreiche dänische Seesiege nicht vermocht hatten, brachte das Machtgebot des deutschen Herzogs mühelos fertig. Auch die wendischen Diebe und Räuber, welche die Deutschen im Lande Mecklenburg noch vielfach beunruhigten, wurden auf Heinrichs Geheiß durch den trefflichen Gunzelin von Schwerin unschädlich gemacht. Er befahl seinen Leuten, jeden Slawen, den sie auf verdächtigen Wegen fänden, sogleisch festzunehmen und ihn ohne weiteres am nächsten Baume aufzuknüpfen!

Das half — und zu Lande wie zu Wasser war nun Raub und Dieberei der Wenden abgestellt. Ungehindert und unbelästigt konnten sich jetzt Sachsen im Neulande Mecklenburg ansiedeln. Damals sagte der Chronist Helmold (er war Pfarrer in Bosau am Plöner See) von dieser Gegend: „einst von Schrecknissen starrend und fast gänzlich verlassen, ist sie nunmehr mit Gottes Hilfe zu einer einzigen sächsischen Neusiedlung geworden."

Trotzdem auch weiter im Osten Kirchen und Klöster um diese Zeit teils entstanden, teils bereits blühten, wie z. B. Oliva 1170, galten die Wenden in Vor- und Hinterpommern, besonders bei ihren dänischen Besiegern, nur als Namenchristen und heimliche Heiden. Hinter diesem dänischen Urteil mag sich freilich der sehr weltliche Wunsch verborgen haben, Pommern ebenso wie Rügen zu erobern und zu einer dänischen Besitzung zu machen. So wurden von Dänemark her gegen Pommern neue Kriegstürme entfesselt, und auf Grund des erneuten Bündnisvertrages mußte Heinrich der Löwe an ihnen teilnehmen.

In den Jahren 1172 und 73 erschien eine dänische Flotte an der vorpommerschen Küste. Wie in früheren Fehden, wurden mehrere Burgen

berannt und das Land ringsumher verwüstet. Wolgast, Usedom, Kammin (das die Dänen sinngemäß „Steenborg" nannten), ferner das überaus feste Stettin und zwei wiederholt zerstörte Wendenburgen an der Swine-Mündung werden bei diesen nordischen Heerfahrten besonders genannt. Der Löwe war seiner Bündnispflicht bei dieser Gelegenheit gar nicht oder nur lau nachgekommen, da er keinen Vorteil in der Bekämpfung und Verheerung eines Gebietes sah, das durch friedliche Durchdringung schon anfing, zu einem deutschen Außenlande zu werden. Im Jahre 1177 ließ ihn daher König Waldemar dringend an die eingegangenen Verpflichtungen mahnen, da der Däne eingesehen hatte, daß er ohne den Sachsen dauernde Erfolge an der Südküste der Ostsee nicht erringen konnte.

Nun durfte sich Heinrich dem Verbündeten nicht mehr entziehen. Mit einem ansehnlichen Heere rückte er noch in diesem Jahre ins Feld, um Waldemar bei seinem „Rachekriege" gegen Pommern zu unterstützen. Zu ihm stieß Markgraf Otto von Brandenburg. Man belagerte Demmin, das den Deutschen schon wiederholt getrotzt hatte. Auch diesmal bereitete die wasserumgürtete Wendenfeste den Belagerern große Beschwerden. Um sie besser bestürmen zu können, ließ der Löwe den Fluß ableiten, der zwischen ihr und seinem Lager floß — es war also entweder die Tollense oder die Peene. Aber diese Arbeit scheint ungeschickt ausgeführt worden zu sein — die technischen Dinge sind ja immer die Achillesferse des Mittelalters gewsene! — kurz, sie schlug zum Vorteil der Belagerten aus und schaffte den Deutschen nur neue Schwierigkeiten. Bis zum Herbst lagerte Heinrich vor Demmin, ohne es einnehmen zu können.

Unterdessen hatte König Waldemar mit seiner Flotte die Swinemündung erreicht. Ungehindert segelte er den Strom hinauf bis vor Julin (Wollin). Der von seinen Einwohnern verlassene Ort wurde in Brand gesteckt, dann fuhren die Dänen in die Gegend von Kammin, wo besonders Viehherden eine Beute des rührigen Axel wurden. Über das Haff gings nun wieder westwärts, die Dänenflotte lief in die Peene ein, ließ Wolgast unbelagert links liegen, aber wie schon bei den früheren dänischen Einfällen wurde die Umgegend gründlich ausgeraubt und verheert. Von dem Ufer dieses westlichen Mündungsarmes der Oder aus sandte nun Waldemar Boten nach Demmin an Heinrich den Löwen, der alsbald Antwort schickte. So wurde Groswin als Stätte der Fürstenzusammenkunft bestimmt. Als aber Waldemar dort eintraf, fand er den Löwen noch nicht vor, deshalb zog er den Peenefluß aufwärts bis Gozcowa (Gützkow). Hier besetzten die Dänen die unverteidigte

Stadt, die schon bei einer früheren Gelegenheit die verbündeten Herrscher in ihren Toren gesehen hatte. Diesmal ging der Ort in Flammen auf, und der Dänenkönig zog mit den Seinen nach Demmin weiter. Aber Heinrich hatte bereits beschlossen, die Belagerung dieser Feste aufzugeben, so daß sich die beiderseitigen Boten unterwegs kreuzten. Dazu kam, daß auch die Dänen sich durch den tiefen Peenefluß im Weitermarsch aufgehalten sahen.

So unterblieb die geplante Zusammenkunft, und die Dänen wandten sich zu ihren Schiffen zurück. Dann segelten sie die Peene hinunter bis nach Wolgast. Als die Einwohner das feindliche Geschwader herankommen sahen, rissen sie den äußersten Teil ihres Landungssteges ein, damit die Dänen nicht mit seiner Hilfe in das Tor der Feste eindringen könnten. Aber mehrere nordische Krieger benutzten das stehengebliebene Holzwerk als Stufen, ihre Gefährten halfen nach, so erstiegen die Kühnen dennoch den Steg. Da aber machten die Wenden einen Ausfall auf die kleine Schar der Angreifer — alle wichen, bis auf den tapfersten von Axels Knappen, namens Hemming. Er wehrte sich geschickt gegen die Überzahl, keiner der mit Spießen nach ihm stechenden Wenden traf ihn — da glitt er auf den nassen Holzplanken aus und fiel aufs Knie. Aber auch in dieser Stellung schwang er sein Schwert noch so gewandt, daß die Slawen schleunigst ihre bedrohten Schienbeine vor der dänischen Klinge in Sicherheit brachten und zurückwichen. Das benutzte der Tapfere und sprang völlig unversehrt von der Brücke herab. Er war gerettet — Wolgast aber blieb unbezwungen. Waldemar segelte nun nach der Swinemündung und von da nach Dänemark zurück.

Um dieselbe Zeit hob Heinrich die Belagerung von Demmin auf. Schon rief ihn nämlich eine gewaltig drohende Fehde über die Elbe zurück. Es war ihm die Nachricht gebracht worden, sein Gegner Bischof Ulrich von Halberstadt sei infolge der Einigung zwischen Kaiser Barbarossa und dem Papst in sein Stift zurückgekehrt, habe mit Hilfe der obersächsischen Fürsten und vom Kaiser selbst ermutigt, den dortigen Bischof Gero vertrieben und alle Anordnungen desselben für nichtig erklärt. Das war ein direkter Schlag gegen den Löwen. Er erkannte den Sturm, der sich gegen ihn im Reich erhob — so machte er eiligst mit den Pommern Frieden, um heim nach Braunschweig zu eilen und diesem Sturm zu trotzen.

Da er überdies an der Zerstörung von Demmin kein Interesse hatte, begnügte sich Heinrich diesmal mit Geiseln und dem Versprechen eines festgesetzten Tributs. Der Pommernherzog Kasimir, der

froh war, so billigen Kaufes davonzukommen, bewies sich übrigens nunmehr als der treueste Freund des großen Sachsenherzogs. So erklärt sich die ungewohnte Milde des Löwen aus seiner Zwangslage, aber auch aus politischer Klugheit, die den befreundeten Slawenfürsten, der deutscher Kultur willig sein Land zu öffnen begann, nicht ohne Not zum Todfeind machen wollte. Als später der bedrängte Löwe der Hilfe dringend bedurfte, betätigte Kasimir seine Treue auch wirklich dadurch, daß er als Führer wendischer Scharen aus Vor- und Hinterpommern in die Mark von Heinrichs Gegner einfiel, wo er Jüterbog und das soeben erst gegründete Kloster Zinna zerstörte.

Nach der endgültigen Niederlage des Löwen und der Einnahme von Lübeck durch Kaiser Rotbart belehnte dieser 1181 Bogislaw und Kasimir hier mit der Herzogsfahne Pommerns — so wurde dessen Zusammenhang mit dem Reich gewahrt und für die Folgezeit eine Entwicklung gesichert, die aus dem wendischen Lande durch die friedlichen Kräfte der Siedlung und der Kultur etwa seit 1200 allmählich ein deutsches Pommern machte. — Das waren denkwürdige Ereignisse, die ein gewaltiges Zeitalter unserer Geschichte abschließen, denn damit war nach jahrhundertelangen Kämpfen, Siegen und Rückschlägen der letzte Wendenkrieg des deutschen Volkes beendet — der letzte Wendenkrieg wohlverstanden, der letzte Slawenkrieg noch nicht!

Das große Jahrhundert des deutschen Volkstums (1200—1300).

Seit Barbarossas sagenhaft gewordenem Tode im Jahre 1190 sehen wir das ein halbes Jahrtausend erfüllende schicksalschwere Ringen zwischen germanischem und slawischem Volkstum im östlichen Mitteleuropa endgültig und unwiderruflich zu Gunsten der Deutschen entschieden. Alle Länder, um deren Besitz oder Oberhoheit sich der Kampf bis dahin gedreht hatte, sind nun dem Reiche völlig unterworfen oder doch lehnsuntertan. So ist das anbrechende 13. Jahrhundert das große Jahrhundert für unser Volkstum geworden. Nie vorher noch je nachher breitete es sich mit so überströmender Kraft aus. Vorbereitet und begonnen war dieser gewaltige Aufschwung, wie wir sahen, ja schon im 12. Jahrhundert, wo er sich an die teuren Namen knüpft: Adolf v. Schauenburg, Heinrich der Löwe, Konrad der Große v. Wettin, und vor allem Albrecht der Bär! Von 1200 ab aber ergießt sich unaufhaltsam die schier

unversiegliche Woge deutschen Volkstums über alles ostelbische Land bis zur Oder, bis nach Hinterpommern und Ober-Schlesien, dann sogar tief nach Ungarn hinein und über die Oder hinaus bis zur Weichsel, ja noch vor dem Jahre 1300 bis selbst zum Pregel, zur Memel und zur Düna! Es war wie eine Wiederholung der Völkerwanderung nach Osten hin, der unbewußte Drang, uraltes Germanenland wieder zu gewinnen. Auch Böhmen und Mähren wird von dieser Woge nicht nur umbrandet, sondern überflutet, und hier zog besonders König Ottokar ganze Scharen deutscher Bauern, Bürger, Ritter und Klosterleute ins Land, so daß unter ihm Böhmen als halbdeutsches Land erscheinen konnte. Er selbst, der Sohn einer staufischen Mutter, obwohl aus dem Hause der Przemisliden, wollte ja als deutscher Fürst und Ritter gelten. War er doch der gefeierteste und berühmteste fürstliche Gast der Deutschritter in Ostpreußen: das 1248 gegründete Königsberg erhielt nach ihm den Namen. Später durfte er sogar die Hand nach der deutschen Kaiserkrone ausstrecken, und man darf billig fragen, ob es für das Deutschtum Österreichs nicht besser gewesen wäre, wenn Ottokar in dem Kampfe gegen Rudolf von Habsburg Sieger blieb. Böhmen und Mähren wären jedenfalls den Weg weiter gegangen, den sie bereits eingeschlagen hatten, den Weg Schlesiens und Pommerns! Deshalb kann dieser Kampf, der in der berühmten Schlacht auf dem Marchfelde (1278) gipfelte, geschichtlich nur als eine innere deutsche Angelegenheit angesehen werden und keinesfalls mehr unter den Begriff eines Slawenkrieges fallen, wenn auch natürlich neben brandenburgischen, thüringischen und bayerischen Ritterfähnlein tschechische Krieger einen Teil seines Heeres ausmachten. Ihr Schlachtruf „Hospodin, Hospodin, pomiliu ny“ (Herr, erbarme dich unser), der an jenem entscheidenden Tage über das Marchfeld erscholl, wurde freilich zur Losung ihrer entscheidenden Niederlage!

In einer Gegend jedoch und an einer Stelle mußten auch im 13. Jahrhundert noch die Waffen dem deutschen Drang nach Osten nachhelfen, nämlich bei der Erwerbung der Neumark durch das askanische Brüderpaar Otto und Johann aus dem Hause Ballenstedt, die würdigen Enkel ihres großen Ahnen Albrechts des Bären, und jenes tapferen Grafen Otto von Ballenstedt, der 1115 mit nur 60 deutschen Rittern zahllose Wendenhorden im Gau Serimunt bei Köthen geschlagen und verjagt hatte.

Seit 1220 waltete dies Brüderpaar einträchtig und segensreich in der Mark Brandenburg. Sie erwarben alsbald die heut vor den Toren von Berlin liegenden Länder Teltow und Barnim über die bisher

östliche Grenze ihres Gebietes hinaus. Diese wurde durch die Havelburgen Bötzow (das spätere Oranienburg), Spandau und Potsdam gedeckt, sowie durch die Nuthefesten Saarmund und Trebbin. Durch Kauf vom schlesischen Teilherzog Boleslaw fügten sie diesem Besitze das Land Lebus bis zur Oder hinzu. Die polnisch besetzte Burg Lebus selbst mußten sie jedoch mit stürmender Hand erobern. Dann sicherten sie diese ihre Neuerwerbung durch Gründung der festen Stadt Frankfurt am westlichen Ufer der Oder (1253).

In dem so erschlossenen und befriedeten Gebiete wurde, von den Zeitgenossen kaum bemerkt, am nördlichen Ufer der Spree die deutsche Stadt Berlin gegründet, entweder von den weitschauenden Fürsten selbst oder doch unter ihrem Schutz von einem jener unbekannten, aber noch heute zu bewundernden deutschen Unternehmer (sog. Lokatoren), die mit sicherem Blick, großer Erfahrung, geschäftlicher Umsicht und feiner Witterung für die örtliche Lage sowie offenem Sinn für freundlichen Städte-Bau und behagliche Raumausmessungen damals Hunderte von deutschen Städten, Tausende von deutschen Dörfern im ehemaligen Slawenlande gründeten. Die erste urkundliche Erwähnung Berlins stammt aus dem Jahre 1242; gegenüber erwuchs die Schwesterstadt Kölln a. Spree, die 1232 zuerst genannt wird. Beide wurden bald ansehnliche Handelsplätze für den west-östlichen Durchgangsverkehr. Mag Kölln auch vielleicht aus einem wendischen Fischerdorf erblüht sein, Berlin selbst ist aber sicher, wie hundert andere der damals entstandenen Städte, z. B. Lübeck, Leipzig, Stralsund (1209), Greifswald (1223), Danzig, Wittenberg, Dresden, Rostock, Königsberg, Breslau und Frankfurt a. Oder in einem großen Wurf gleich als deutsche Stadt gegründet worden. Daß hierbei der alte slawische Name — allerdings leicht abgeändert — in echt deutscher Duldsamkeit oft beibehalten wurde, hat den Irrtum erzeugt, als seien diese blühenden Städte aus „wendischen Fischerdörfern" oder auch aus slawischen Festen hervorgegangen. Wie wir schon gesehen haben, lag z. B. das wendische Nest Roztoc der Stelle gegenüber, wo später, jenseits des Warnowhaffs, die deutsche Stadt Rostock angelegt wurde. Ebenso entstand Breslau der polnischen Feste Wrazlaw schrägüber und durch die „Sand"-Insel von ihr getrennt, auf dem westlichen Oderufer. Die heutige „Dominsel" ist der Lage nach das alte slawische Nest. Ganz ähnlich ist es auch bei Posen! Der polnischen Feste Poznan auf der heutigen Dominsel gegenüber, auf dem westlichen Ufer der Warthe, und durch 2 Flußarme von ihr getrennt, wurde 1258 Posen als deutsche Stadt aus einem Guß gegründet, und hier kennen wir sogar den Unternehmer: es ist der Bürger Thomas aus Guben!

Lübeck wurde an der Mündung der Wakenitz in die Trave weit oberhalb des alten Liubiz erbaut, ebenso entstand Leipzig bei dem sorbischen Fischerdorf, das den Namen Libzi führte. Das Lipzi, das bei Thietmar von Merseburg als Ort mit einer Kirche (Nikolaikirche) erwähnt wird, ist bereits eine deutsche Neusiedlung — und da Nikolaus der Schutzherr der Kaufleute ist — auch bereits Kaufmannsgemeinde; dann aber unter Otto dem Reichen von Meißen wurde Leipzig, etwa 1160, großzügig als deutsche Kaufmannstadt geschaffen! Ähnlich entstand das Danzig der Deutschritter und der deutschen Kaufleute neben dem wendischen Gydaniz; auch Dresden wurde dem ostelbischen Dorf (Alt-) Dresden gegenüber auf dem westlichen Ufer des Stromes gegen 1206 völlig neu als deutsche Stadt angelegt. Und so ist auch Berlin dem ursprünglichen „Fischerdorf" Kölln (Kolne, Kolin?) gegenüber, auf dem rechten, nördlichen Ufer der damals hier viel breiteren Spree gegen 1230 als deutsche Kaufmannstadt (die erste Kirche ist die Nikolaikirche) planmäßig mit Meßkette und Winkelmaß gegründet worden. Der Name muß eine Art Flurname sein, wie die älteste niederdeutsche Bezeichnung „to dem Berlin", ebenso die zwei Plätze in Halle a. S. „der große" und „der kleine Berlin" beweisen, wenn man auch über seine Bedeutung nicht klar ist. Mit der etwas abgegriffenen Redensart „vom Fischerdorf zur Weltstadt" sollte man deshalb in bezug auf unsere Reichshauptstadt etwas vorsichtiger sein: die alte Kaufmannstadt Berlin ist jedenfalls niemals ein Fischerdorf gewesen!

Während westlich der Oder diese segens- und zukunftsreiche Entwicklung vor sich ging, drangen die Markgrafen Johann und Otto von der eroberten Feste Lebus aus auch über diesen Strom vor und erhoben Anspruch auf das Land, das als ewiger Zankapfel in den Grenzkriegen zwischen Polen und Pommern damals fast ganz wüst lag. Es war der alte, schier undurchdringliche Grenzwald, der sich in gewaltiger Breite längs des damals völlig unzugänglichen Warthe- und Netzebruchs von der Oder bis zur Weichsel hinzog; ein Paradies für allerlei Wild und Gevögel, ein Schrecken aber für die Menschen — die spätere Neumark! Gegen beide Gegner, insbesondere aber gegen die Polen, verschaffte das erlesene Brüderpaar seinen Ansprüchen durch sein gutes Schwert Geltung. So kam es hier seit 1250 nochmals zu Kämpfen zwischen Deutschen und Slawen, in denen aber der Sieg sich bald auf die Seite der beiden Markgrafen von Brandenburg neigte. Schon 1257 konnten sie an der Warthe die feste Stadt Landsberg gründen. Das mit den Waffen errungene und behauptete Land wurde dann nach längst glänzend bewährter Methode durch deutsche Neu-

siedelungen aller Art gesichert. In dieser staunenswerten Entfaltung deutscher Tatkraft während des 13. Jahrhunderts wurzelt die spätere Größe Brandenburg-Preußens.

Das Denkmal des askanischen Brüderpaares in der bekannten Siegesalle zu Berlin zeigt Otto und Johann, wie sie über den Plan der neugegründeten Stadt Berlin gebeugt Rat pflegen. Möge ihr Beispiel nie vergessen werden; was drei Jahrhunderte des Kampfes nicht vermocht hatten, nämlich das eroberte, slawische Land zu sichern und einzudeutschen, das brachten jetzt wenige Jahrzehnte der Besiedelung fertig: ein geschichtlich-politischer Fingerzeig von ungeheurer Tragweite, den kein geringerer als der große Friedrich und nach ihm Bismarck zuerst wieder verstand. Deshalb schuf der große Kanzler 1886 die Ansiedlungs-Kommission für Posen und Westpreußen, auf deren unbehinderter und unverkümmerter Weiterarbeit die Zukunft unserer Ostmarken beruht!

VI. Buch.

Das 15. und 16. Jahrhundert.

Der Ordenskrieg gegen Polen. ::
Die Schlacht bei Tannenberg. 1410.

In das große Jahrhundert deutscher Ausbreitung fällt auch die Gründung jenes einzigartigen staatlichen Gebildes, das den Namen Preußen zuerst in der Welt bekannt machte: Der Staat des Ordens der Deutschritter. Zwischen der unteren Weichsel und Memel wohnten bis zum 13. Jahrhundert die heidnischen Preußen (eigentlich Pruzen, ursprünglich wohl Pruten), ein baltischer, den Litauern nahe verwandter Volksstamm. Sie waren somit keine Slawen, die Geschichte ihrer Bekriegung und Unterwerfung durch die Ordensritter fällt deshalb nicht in den Rahmen unserer Aufgabe. Soviel aber mag hier doch gesagt sein, daß es ihre slawischen Nachbarn, die Polen waren, die den deutschen Orden zu Hilfe riefen, weil sie selbst nicht imstande waren, sich der kriegerischen Wut dieser baltischen Heiden zu erwehren, die in zahlreichen erbitterten Grenzfehden Sieger blieben. Die Deutschritter erschienen durch den polnischen Teil-Fürsten Konrad von Masowien gerufen, zuerst unter dem Feldhauptmann Hermann Balk, der 1229 von dem Ordensmeister Hermann von Salza nach Preußen gesandt wurde. Das war ein anderer Feind als die Polen! Die Deutschherren und ihre Reisigen kamen — sahen — und siegten! Im Verlauf weniger Jahrzehnte war die Eroberung Preußens vollendet, ein deutsches Neuland am baltischen Strande gegründet. Es war, wie gesagt ein einzigartiges Staatsgebilde: kein Königtum, kein Herzogtum, sondern eine Art Republik von Rittermönchen, deren Blüte in das 14. Jahrhundert fällt: besonders die lange, segensreiche Zeit, in welcher Winrich von Kniprode seines Amtes als Hochmeister auf der wunderherrlichen Marienburg waltete! Hier schien die sagenhafte Ritterromantik der Gralsburg durch die staatenbildende Kraft des Germanentums in Verbindung mit deutscher Innigkeit und schöpferischer Kultur aus der Dichtung in die Wirklichkeit übersetzt zu sein. Aber dieser

Ritterstaat war zu eigenartig, als daß er so wie er war, lange hätte bestehen können; gegen Ende des 14. Jahrhunderts wurden die Spuren inneren Verfalls immer deutlicher sichtbar, die Risse in diesem mächtigen Bau wurden immer klaffender: Spaltungen zwischen den verschiedenen Ständen, den herrschenden Ordensrittern und den Städten — Danzig, Elbing, Könisberg, Kulm und Thorn waren am mächtigsten aufgeblüht — ja sogar Gegensätze zu dem eingesessenen Landadel, der aus dem Reiche herübergesiedelt war. Dazu kam der geradezu entscheidende Umstand, daß durch die Bekehrung des litauischen Großfürsten Jagiello, der im Jahre 1386 das Christentum mit seinem ganzen Hause und seinem ganzen Volke annahm, der ursprüngliche Zweck des Ordens — Bekämpfung der baltischen Heiden — gegenstandslos geworden war! Oft und erbittert hatten die Litauer, zuerst unter Kynstute, dann unter dessen Neffen Jagiello gegen die Deutschherren gefochten und waren nun nach der Ausrottung ihrer preußischen Stammesvettern das mächtigste und kriegstüchtigste Volk im baltischen Gebiet — die Polen jedenfalls waren ihnen in dieser Beziehung damals weit unterlegen! So war es nicht eigentlich ein slawischer Fürst oder ein slawisches Volk, das dem Orden den Untergang brachte, sondern ein litauischer Herrscher und ein baltisches Volk; aber weil dieser Jagiello durch seine Bekehrung und Ehe mit der polnischen Königin die beiden Länder auf Kosten der hierbei versetzten armen Litauer zu einem Reiche vereinigen konnte, treten die Polen, wenn auch vielleicht zu Unrecht, bei der Betrachtung und Schilderung dieser Dinge in den Vordergrund. Neuerdings haben die Polen natürlich mit echt sarmatischer Unverfrorenheit versucht, den Sieg Jagiellos über den Ritterstaat als einen ausschließlich polnischen, slawischen hinzustellen. Hier also ist der Ort, um auf diese verhängnisvollen Ereignisse einzugehen, die Westpreußen für drei Jahrhundete zu einem polnischen Lande gemacht haben. Dort durfte sich dann slawisches Wesen auf einem Boden — östlich der Weichsel — breit machen, der niemals vorher von Polen „beherrscht", geschweige denn bewohnt worden war.

Im Jahre 1410 erfolgte Jagiellos lange vorbereiteter Angriff gegen den verhaßten Orden. Da Deutschland damals nicht weniger als drei „Kaiser" hatte, Wenzel, Jobst und Sigmund, so wußte er, daß das Reich dem Gegner keine Hilfe bringen konnte! Zu seinen Polen und Litauern stießen tschechische Hilfsvölker, sowie Russen und Tataren, so daß in seinem Heere tatsächlich so ziemlich alle slawischen Völkerschaften vertreten waren. Unter dem Hochmeister Ulrich von Jungingen stellte der Ordensstaat ein stattliches Heer auf, doch war

es kaum halb so stark wie das der litauisch-slawischen Eindringlinge. Am 15. Juli 1410 kam es bei Tannenberg zu der denkwürdigen Schlacht, die von den Polen als die Schlacht bei Grünwald bezeichnet wird. Da mit diesem Namen von polnischer Seite heutzutage ein geradezu verlogener Unfug getrieben wird, ist es für uns doppelt nötig, dies Ereignis nach deutscher Weise — nämlich sachlich, wahrheitsgemäß und gründlich zu betrachten.

Bei Lautenburg überschritt das baltisch-sarmatische Heer die Grenze des Ritterstaates. Die Deutschherren nebst Armbrustschützen, Reisigen und guten, im Reich verfertigten Geschützen hatten zur Deckung des Ordenslandes am linken Ufer der Drewenz bei Löbau Aufstellung genommen. So mußte König Jagiello nach Osten ausbiegen, obwohl sein ursprünglicher Plan auf einen Vorstoß geradaus gegen die Marienburg gerichtet war. Unter barbarischen Greueln zogen die Sarmaten zunächst nach Gilgenburg. Am 13. Juli ward diese unglückliche Stadt erobert, ihre männlichen Einwohner wurden erschlagen, die Frauen dagegen in die Kirche zusammengedrängt und dort geschändet! Als das Ordensheer die Nachricht von diesen fürchterlichen Untaten, die unter den Augen eines neubekehrten, „christlichen" Königs geschehen konnten, in seinem Lager bei Löbau erhielt, gab es kein Halten mehr, „mit einträchtigem Mut und Willen", sagt der Chronist, beschloß man die Greuel von Gilgenburg sofort zu rächen! Deshalb wartete der Hochmeister Ulrich von Jungingen auch die heranrückenden Ritterbrüder aus Livland, sowie Verstärkungen aus den Grenzbefestigungen in Ostpommern (Pomerellen) nicht erst ab, sondern brach sofort zur Abwehr und Züchtigung der Mordbrenner und Schänder auf. Wenn irgendwo, so war hier die Frage der Ritterlichkeit ausschlaggebend, außerdem hatten die Deutschherren in 100 blutigen Kämpfen gelernt, sich für unüberwindlich zu halten, ohne die Zahl der Feinde erst ängstlich zu zählen. Früh morgens, am 15. Juli, brach man auf; die drei Meilen, also etwa 22 Kilometer zwischen Löbau und dem Gelände bei Tannenberg und Grünfeld (Grunwald) wurden in einem Gewaltmarsch zurückgelegt, so daß man um 9 Uhr vormittags auf die Vorhut des Feindes stieß. Beide Heere wurden durch eine Bodensenkung voneinander getrennt, aber während die Deutschen einen in der Julihitze besonders ermüdenden Weg hinter sich hatten, waren die barbarischen Feinde nur die kleine Strecke von Gilgenburg um das Südende des Dammerauer Sees herbeigezogen. Sie lagerten auf den Hügeln von Ludwigsberg, südlich von Tannenberg. Dennoch zögerte Jagiello und sein Verbündeter, der Litauer-Herzog Witold, den Kampf zu be-

ginnen. Von seinem Zelte aus, auf einem Hügel am Laubensee, südöstlich von Tannenberg, beobachtete der Polenkönig das Anrücken des Ordensheeres und ließ schnell noch mehrere Messen lesen. Wie es scheint, tat er es in schlauer Berechnung, um jenen Schein zu erwecken, mit dem noch heute nach 500 Jahren seine Landsleute die Geschichte zu fälschen versuchen: dem Kniff nämlich, als sei das polnische Heer das wahrhaft „christliche", das deutsche aber ein „ketzerisches" gewesen. Dabei waren wohl nie Streiter christlicher, ja katholischer gestimmt als die Ordensbrüder — Heiden jedenfalls gab es nur unter den sarmatischen Scharen: die Samaiten und Horden der Tataren, deren Greuel in der Kirche von Gilgenburg zum Himmel schrien!

Dann fand Jagiello sogar noch Zeit, an zahlreichen Kriegern die feierliche Schwertumgürtung vorzunehmen, wahrscheinlich um zu warten, bis das Lager in seinem Rücken durch genügende Befestigungen gegen einen etwaigen Angriff der Ritter geschützt wäre. Auch der Hochmeister zögerte mit dem Angriff, ob mit Recht oder Unrecht läßt sich heute nicht mehr entscheiden; jedenfalls wuchs die Ungeduld der Weißmäntel — lange auf den Kampf zu warten, war nie deutsche Art!

Endlich, die Sonne stand schon brennend in Mittagshöhe, sandte Ulrich von Jungingen zwei Herolde an den Polenkönig und an Herzog Witold ab. Sie trugen zwei blanke Schwerter und forderten Jagiello nach uralter, ritterlicher Germanenart auf, das Schlachtfeld zu bestimmen. Gleiches hatte in der Urzeit schon Bojorix, der Kimbernkönig, dem ob solcher Sitte staunenden Römer Marius sagen lassen. Man sieht aus diesen zeitlich so weit voneinander getrennten Beispielen, daß das Rittertum durch die Germanen in die Welt gekommen ist; noch heute dürfen und sollen sie ritterliche Gesinnung als ihr Erbteil ansehen und — üben!

Die Botschaft der beiden Herolde war folgende: „Hier, Herr König und Herr Großfürst Witold, überreichen wir euch zwei blanke Schwerter im Namen unseres Hochmeisters Ulrich von Jungingen, des Ordensmarschalls Friedrich von Wallenrod und der Brüder des Deutschritterordens, auf daß ihr die Walstatt wählet, wo immer es euch gefällt. Nehmt diese Schwerter an, um damit den Kampf zu eröffnen. Zaudert nicht länger mit dem Beginn der Schlacht, ihr versäumt sonst die beste Zeit! Warum entzieht ihr euch dem Streite, dem ihr ja doch nicht mehr ausweichen könnt?" Ablehnend und verständnislos antwortete König Jagiello: „Nie haben wir von einem andern Hilfe erbeten als von Gott, von ihm allein nehmen wir sie auch jetzt an. In seinem Namen empfangen wir die beiden Schwerter, doch die Walstatt zu

wählen ziemt uns nicht: wo Gott sie uns gibt, da wollen wir sie annehmen."

Die beiden Herolde reiten mit dieser Antwort zurück, da endlich gibt der Polenkönig das Zeichen zum Angriff. Herzog Witold und Zindram, der Schwertträger von Krakau, haben die Scharen der Polen, Samaiten, Litauer, Russen, Tschechen und — Tataren geordnet; heiß glüht die Julisonne vom Himmel herab. Unter den Klängen des hier zum ersten Male gesungenen polnischen Tedeums „Bogarodzica" setzte sich die Schlachtreihe in Bewegung.

Die Anrückenden empfangen zunächst die Grüße der dröhnenden Geschütze und der klingenden Armbrüste, deren Geschosse aber wegen der Talmulde, durch die das feindliche Heer heranziehen muß, zu hoch gehen und deshalb fast ganz wirkungslos bleiben. Mit dem Liede „Christ ist erstanden" antwortet die deutsche Schlachtreihe auf das „Bogarodzica" der anrückenden Sarmaten. Dann setzt der vom Hochmeister verstärkte linke Flügel zum ersten Sprung an. Die Rotten sind wohlgeordnet, und fest geschlossen sprengen die Reitergeschwader talab auf den ihnen gegenüberstehenden Teil des feindlichen Heeres, die Samaiten und Tataren, die vollständig über den Haufen geworfen und in wilde Flucht gejagt werden. Nur drei litauische Fähnlein von Smolensk leisten noch Widerstand: eins davon wird völlig zusammengestochen, die beiden andern flüchten hinter die polnischen Gewappneten. Bis zur Einmündung des Naransebaches in den Laubensee verfolgen die Deutschen die flüchtenden Massen — unter ihnen befindet sich Großfürst Witold, den die wirre Flucht mitgerissen hat.

Nun schickt sich auch das speerstarrende Hauptgeschwader der Ritter, in dem der Hochmeister sich mit den Gebietigern befindet, zum Kampfe an. Die Schar der 800 Ritterbrüder, von Kopf bis Fuß gepanzert, hält in eherner Ruhe auf auserlesenen Streitrossen, bereit auf den Wink ihres Meisters in den Feind zu schmettern, stolz und sicher im Bewußtsein ihrer Unbesieglichkeit. Da läßt der Hochmeister die Trompeten blasen. In unvergleichlicher Ruhe und Geschlossenheit setzen die Ritter gegen die Feinde an, zuerst im Trabe, die Speere hoch aufgerichtet wie zum Kampfspiel; dann ertönen wieder die Hörner, die Speere senken sich, die Rosse greifen aus und in gestrecktem Lauf fährt der eiserne Schlachtkeil in die feindliche Mitte. Alles wird niedergeritten, zur Seite gesprengt — vergebens ist die Überzahl der slawischen Reitermassen.

Die sarmatische Schlachtreihe ist durchbrochen; in prächtiger Schwenkung macht das Reitergeschwader jetzt die Kehre zur eigenen

Schlachtreihe zurück. Die zerbrochenen Speere werden weggeworfen, statt ihrer wütet jetzt das Schwert, teilt nach rechts und links tödliche Streiche aus. So geht es dreimal siegreich durch die polnischen Reihen hin und wieder zurück. Trotz der nur durch einen leichten Regenschauer unterbrochenen Hitze und der furchtbaren Blutarbeit singen die streitfrohen Ritterscharen wiederum: „Christ ist erstanden!" — und diesmal klingt es als Siegeslied über das Schlachtfeld. Schon fliehen die tschechischen Söldner Jagiellos, schon ist auch seine königliche Standarte mit dem weißen Adler durch einen wuchtigen Anprall der Deutschherren niedergeworfen worden — mit Mühe nur gelingt es, sie wieder aufzurichten.

Aber der siegreiche linke Flügel des Ordensheeres hatte sich in der Hitze der Verfolgung gar zu weit fortreißen lassen, auch soll er allzu siegesgewiß sich bereits zerstreut und der Plünderung hingegeben haben. Jedenfalls war auf diesem Höhepunkt des Kampfes die linke Flanke des deutschen Heeres entblößt. Sie wird vom Feinde umfaßt und so wütend angefallen, daß selbst die von der Verfolgung zurückeilenden Ordensbrüder keine Hilfe bringen können. Nur mit Mühe wehren sie sich ihrer eigenen Haut. Die Schlachtordnung des Ordensheeres wird verschoben und gerät ins Wanken; für einen Rückhalt, der im Falle der Not eingreifen und die Schlacht wiederherstellen könnte, hat die stolze Ritterlichkeit der Ordenskriegführung nicht gesorgt, so sind keine frischen Kräfte da, die an die Stelle der Ermatteten treten könnten. Hier und da sieht man sogar schon einzelne oder gar ganze Rotten fluchtartig zu den Wagen sprengen, die hinter Grünfelde zusammengeschoben worden sind.

Da sammelt Ulrich von Jungingen noch einmal mehrere Fähnlein Ritter unter seiner noch stolz wehenden Sturmfahne mit dem schwarzen Adler. Von den Rottenmeistern mit gewohnter Kaltblütigkeit geordnet, stürzen sie sich in den Feind, gerade auf die Stelle zu, wo der weiße Adler flattert, wo der Polenkönig hinter seiner Schlachtreihe auf einem Hügel hält. Wiederum wirft dieser Schlachtkeil alles vor sich nieder, erst an der Leibwache, die sich dicht um Jagiello schart, kommt der Anprall zum Stehen. Schon stürzt sich der kecke Weißmantel Diepold von Köckeritz aus der Niederlausitz auf den polnischen König: Im letzten Augenblick wird Jagiello durch seinen Schreiber Sbigniew von Olesnitza gerettet, der den allzu kühnen Draufgänger vom Pferde haut — Jagiello hat nichts zu tun, als dem wehrlos am Boden liegenden Deutschritter den Todesstoß zu versetzen. Die Scharen der gewappneten Polen, die dichtgedrängt ihren König und seine Heer-

fahne umgeben, sind zu tief; das heiße, blutige, fast sechsstündige Ringen hat die schwergerüsteten Ordensbrüder und ihre treuen Rosse derart ermattet, daß ihre Minderzahl nun das Schwergewicht der feindlichen Übermacht drückend zu fühlen beginnt; sie vermögen die tiefen polnischen Schlachthaufen nicht mehr zu durchbrechen — der Kampf wird zum regellosen Getümmel!

Da zerreißt schnöder Verrat die letzte Hoffnung auf einen deutschen Sieg. Der Führer des Eidechsenbundes — der Bannerträger des kulmischen Adels — Nickel v. Renys wendet sich in diesem schicksalschweren Augenblick mit den Seinen zur Flucht. Das böse Beispiel steckt andere Treugesinnte an; die bis dahin noch immer ansehnlichen deutschen Reihen lichten sich in verhängnisvoller Weise. Um das Unglück voll zu machen, eilt nun auch der schon geflohene Witold mit einigen Scharen wieder gesammelter Samaiten und Tataren herbei und bringt die Entscheidung. Jetzt gilt es für den Rest des Ordensheeres nur noch, sein Leben so teuer als möglich zu verkaufen, die Niederlage ist unabwendbar! An der Spitze der letzten geordnet kämpfenden Rotten fällt im verzweifelten Ringen der Hochmeister; was noch übrig ist, flieht nach der Wagenburg hinter Grünfelde, nach dem Engpaß von Seemen — andere werden in die Sümpfe hinter Tannenberg versprengt. Nach 9 Uhr abends erst macht die hereinbrechende Nacht der Verfolgung und dem Gemetzel ein Ende.

Etwa 12—15000 Mann auf Seiten des deutschen Ordens hatten den langen, heißen Julinachmittag gegen die mindestens doppelte Übermacht der Feinde gestritten — nach ritterlichem, rühmlichem Kampfe waren sie endlich erlegen. Außer dem gefallenen Hochmeister bedeckten die Walstatt folgende Gebietiger der Weißmäntel: der Ordensmarschall Friedrich von Wallenrod, der Großkomtur Kuno von Lichtenstein, der „Trapier" (Seneschall) Graf Albrecht von Schwarzburg, der Komtur von Neffau (gegenüber von Thorn) Gottfried von Hatzfeld, der von Thorn (Johann von Sayn) und der von Schlochau (Arnold von Baden), sowie 205 Ritter, deren Namen das „Anniversarienbuch" des Deutschordenshauses zu Maastricht aufbewahrt hat. Von dem Landesaufgebot und den Söldnern lagen viele Tausend Mann erschlagen. Im ganzen waren 10000 Krieger, auf beiden Seiten annähernd die Hälfte, an dem heißen Schlachttage gefallen — außerdem waren 2—3000 Gefangene eine Beute des Siegers geworden. Meist wurden sie freilich wieder freigelassen, nur diejenigen, bei denen man hoffte ein reiches Lösegeld erpressen zu können, behielt man zurück. Es waren dies Leute ritterlichen Standes, besonders die beiden vornehmsten Gefangenen: der Herzog von

Stettin und der von Öls. — Als Opfer von Witolds persönlicher Rache wurden noch auf dem Schlachtfelde selbst enthauptet: der gefangene Komtur von Tuchel, Heinrich von Schwelborn und der von Brandenburg, Markward von Salzbach. Die Leiche des Hochmeisters wurde vor den König gebracht; er ließ sie in seinem eigenen Zelte mit königlichen Gewändern bedecken. Später ward sie mit allen Ehren nach der Marienburg geleitet, wo man Ulrich von Jungingen in der St. Annengruft beisetzte. Auf der Walstatt selbst bezeichnet ein schmuckloser Stein die Stelle, wo der letzte große Hochmeister des Deutschordens fiel. Sechsundfünfzig Fahnen, darunter das große Ordensbanner mit dem schwarzen Adler, wurden nach Krakau gebracht. Seit Beginn des 17. Jahrhunderts aber sind sie, wie so vieles in Polen — sogar im Nationalheiligtum Czenstochau! — spurlos verschwunden. Gott sei Dank, dürfen wir sagen, denn welch ein frecher, geiler Unfug wäre mit diesen Trophäen 1910 bei der Grünwaldfeier in Krakau getrieben worden, wäre auch nur noch ein Fetzen davon übrig.

Die Folgen der Schlacht bei Tannenberg.

Und Bescheidenheit wäre beim Andenken an Tannenberg, wenn irgendwo, wahrhaftig für die Polen angebracht. Nicht einen Sieg des polnischen über das deutsche Volk kann Tannenberg auch nur entfernt bedeuten, sondern höchstens den Sieg eines buntgemischten Völkerheeres, in dem die Polen allerdings die Hauptmacht darstellten, gegen einen, wenn auch noch so eigenartigen Teil des deutschen Volkskörpers. Das deutsche Volk selbst war auf dem Schlachtfelde von Tannenberg gar nicht zugegen, es saß, von Ritterfehden abgesehen, friedlich daheim „im Reich" oder im ostelbischen Neuland und kümmerte sich kaum um diese „Fehde" des Ordens mit seinem slawischen Nachbarn. Wie anders würde es den sarmatischen Scharen ergangen sein, wären auch nur die zunächst liegenden deutschen Länder mit ihrem Aufgebot zugegen gewesen, z. B. Brandenburg oder Pommern.

Aber auch so bedeutete die Niederlage bei Tannenberg durchaus noch nicht den Zusammenbruch des Ordensstaates. Trotz der feindseligen Haltung der Städte und des junkerlichen Eidechsenbundes im eigenen Schoße, war dieser Ritterstaat fest genug gefügt, gebot er noch über tüchtige Kräfte; Widerstand gegen die eindringenden sarmatischen Horden und Rettung des Ordensgebietes waren durchaus möglich. Das bewies

der Komtur von Schwetz, Heinrich von Plauen. Mit dem Reste des geschlagenen Heeres warf er sich in die Marienburg. Hier trotzte er acht Wochen lang der Belagerung durch die Sieger von Tannenberg. Vergebens schlossen sie den Wunderbau dieser Deutschritterburg ein und schleppten eins der damals aufkommenden schweren Geschütze mit vieler Mühe herbei. Es schoß Steinkugeln von beträchtlicher Größe, blieb aber den verzweifelt fest gebauten Mauern gegenüber völlig wirkungslos. Nun wußten die Polen, daß das Meisterstück des Erbauers, „des Meisters Sommer-Remter", nur einen schlanken Pfeiler enthält, der allein das ganze kühne Gewölbe trägt — so wurde er der Zielpunkt der ungefügen Feuerbüchse. Aber es gelang dem Stückmeister des Königs nicht, den Pfeiler zu treffen. So blieb dies Kleinod der Ordens-Baukunst unversehrt — eine der Kugeln wurde in die Wand des Remters eingemauert und erinnert noch heute an die denkwürdige Belagerung der Marienburg. Endlich wurden Hunger und Seuchen die schrecklichen Gäste im polnischen Lager, und die Besorgnis vor den nunmehr heranrückenden livländischen Ritterbrüdern verursachte bedenkliche Fahnenflucht in den zusammengewürfelten Scharen — schließlich zogen sie alle ab; zuerst die Herzöge von Masowien, dann Witold von Litauen und schließlich König Jagiello selbst. Damals etwa mögen sich Szenen vor der Ordensburg ereignet haben, wie sie F. Dahn in der tiefergreifenden „Mette von Marienburg" dichterisch erschaut hat:

„Doch vor der Burg, wie ein ringelnder Wurm,
Was kauert und schleicht und lauert dort?
„Halt, Reiter, gib das Losungswort!"
So ruft's in zischelndem Slawenton. —
Der Teufel ist los, du Wolfessohn,
Der Teufel kommt euch holen,
Ihr gottverfluchten Polen!"

und dann:

„Ein lauter Hornruf scholl vom Wall,
Rings Fackeln, Waffen überall:
Bald brechen wie Gewitter
Hervor die deutschen Ritter,
Die Polen floh'n mit Eilen!"

Als Anerkennung für diese zähe Verteidigung der Marienburg wählten die Deutschherren Heinrich von Plauen zum Hochmeister. Er schloß mit Jagiello den (sogenannten ersten) Thorner Frieden, der nach erfolgreichem Widerstand für den Ordensstaat glimpflich sein mußte. Danach wurde in seinem Gebiet der frühere Zustand wiederhergestellt;

das heidnische Samaitenland (Samogitien) wurde gern abgetreten, da es von nun an nur eine Bürde für den Ritterstaat bedeutet hätte; und die von Jagiello ausbedungenen Kriegskosten und Loskaufsummen für die vornehmen Gefangen aufzubringen, war der Orden immer noch reich genug. Wenn er schließlich dennoch zerfiel, wenn dies „Neu-Deutschland" zwischen Weichsel und Memel schließlich zur Hälfte eine Beute der Polen wurde, so waren eben die Zustände im Innern daran schuld. Heinrich von Plauen scheiterte mit seinen Reformversuchen, er wurde abgesetzt und eingekerkert; innere Wirren und Verrat nahmen überhand. Bischöfe, Adel und Städte — die größten voran — fielen von der Herrschaft der Rittermönche ab. Der Orden hatte sich überlebt, seine Zeit war offenbar vorüber. Zucht und Sitte schwanden bei diesem schnellen Verfall bald derart, daß sein Schicksal nicht mehr abzuwenden war. Hätte sich nun wenigstens das Reich seines kranken Gliedes angenommen; aber damit war es gerade damals besonders schlecht bestellt. — Es waren die Zeiten eines Konstanzer Konzils, Zeiten des Tiefstandes der Wehrverfassung, wie ihn bald darauf „das heilige, römische Reich, deutscher Nation" dem Wüten der tschechischen Hussiten gegenüber so jämmerlich offenbaren sollte!

Nach wiederholten Einfällen polnischer Scharen und nachdem der tapfere Bürgermeister Bartholomäus Blume 1460 die Stadt Marienburg noch einmal heldenhaft gegen die Polen verteidigt hatte, kam es dann 1466 zu dem schimpflichen (zweiten) Thorner Frieden, in welchem der Orden Ostpommern (Pomerellen) nebst den Bistümern Kulm und Ermland sowie Thorn und Elbing an die Krone Polen abtreten mußte, den Rest des Staates aber als polnisches Lehen behielt. Danzig wurde eine Art Sonderrepublik als Mitglied der Hansa, wobei die Stadt sehr gedieh und zugleich bis zur späteren Einverleibung in Preußen eine Hochburg des Deutschtums bleiben konnte. So war die Hälfte dieses Neudeutschland am baltischen Strand dem Slawentum preisgegeben, das sich nun hier einnistete und etwa 3 Jahrhunderte wirtschaftete — nicht herrschte — denn zu herrschen im edlen Sinne hat der Sarmate nie verstanden. Schlimmer als die Türken hausten hier die Polen! Das einst blühende Land verkam, verkümmerte und verödete in fast unbegreiflicher Weise. Als es Friedrich der Große 1772 zurückgewann, war es, wie der König sich ausdrückte: „Ein Stück Arnachie, sein Kanada," eine wahre Wildnis — vor allem aber ein tragisches und warnendes Denkmal „polnischer Wirtschaft".

Die Hussitenkriege.

Wenn Böhmen schon gegen Ende des 13. Jahrhunderts den Eindruck eines halbdeutschen Landes machen konnte, umwievielmehr mußte sich dieser Eindruck im Anfang des 15. Jahrhunderts verstärkt haben, zumal seit des Luxemburgers Karls IV. Walten in diesem Lande: die Namen Karlsbad und Karlstein sind heute noch Denkmäler seines deutschen Wirkens, und Prag erhielt durch ihn baulich sein eigenartiges, aber durchaus deutsches Gepräge. Mag man ihn auch mit Recht des Reiches Stiefvater genannt haben, für Böhmen und später die Mark Brandenburg erwies er sich doch als echter, treusorgender Vater. Aber gerade diese Förderung des aufstrebenden Deutschtums wurde ihm von dem rückständigen Slawentum in Böhmen verdacht. Ja die Tschechen beschuldigten ihn, er habe die Deutschen zu Bürgermeistern und Ratsherren in den Städten gemacht, deutsches Recht eingeführt, den Deutschen überall die Hauptkirchen eingeräumt und die „Eingeborenen auf die Kirchhöfe verwiesen!"

Einen Rückschlag von furchtbarer Wirkung in dieser scheinbar so friedlichen und fast selbstverständlichen Entwickelung bedeuteten die Hussitenkriege. Es war ein plötzliches wildes Aufflammen des lange in sich zurückgesunkenen tschechischen Aschenkraters. Besonders in der Mitte und im Osten von Böhmen hatte sich trotz der Klagen über Karls IV. Wirken das slawische Volkstum kräftig erhalten. Ihm erstand in der Gestalt eines religiösen Neuerers und Eiferers ein Führer: Johann Huß.

Die Lehren des Engländers John Wicliff fielen bei diesem Slawen auf unerwartet fruchtbaren Boden. In seinem fanatischen Eifer brachte er es fertig, den Kampf gegen die Mißstände der damaligen römischen Kirche mit einer Hetze gegen die Deutschen zu verbinden: besonders an der von Karl IV. gestifteten Universität zu Prag.

Ohne hervorragende Geisteskraft und tieferes Wissen, aber beredt und entschlossen, schwang Huß sich bald zum anerkannten Führer der Tschechen auf, die meist als besitzlose Handwerker und hörige Bauern dem angesessenen Bürgertum der Städte und den adligen Grundbesitzern auf dem Lande haßerfüllt gegenüberstanden. Außer Prag waren damals die wichtigsten deutschen Städte Pilsen und Eger im Westen und Kuttenberg in der Mitte.

Seinem hetzerischen Treiben gelang es, den deutschen Studenten und Hochschullehrern die böhmische Hauptstadt so zu verleiden, daß sie 1409 „das goldene Prag" verließen und in Leipzig eine neue deutsche Universität gründeten.

Durch diesen „Erfolg" kühn gemacht, bekämpfte Huß nun nicht nur die Mißbräuche der Kirche — z. B. den Ablaßhandel — sondern das Papsttum selbst, und zwar mit Waffen, die er meist wörtlich aus Wicliffs geistiger Rüstkammer entlehnt hatte. So wurde er endlich vor das Konstanzer Konzil entboten. Hier verschwor sich alles gegen ihn: die Feindseligkeit der Geistlichen und die Abneigung der Deutschen gegen die von nationaler Unduldsamkeit erfüllten Tschechen, die schon damals wie heute noch das Taschenspielerstückchen versuchten, vermittelst einer Politik mit doppeltem Boden böhmisch=tschechisch zu setzen und so aus dem uralten „Böheim", dem deutschen Reichsland Böhmen, schlechtweg ein — Tschechien zu machen!

Dennoch war die Verurteilung Hussens nicht nur vom kirchlichen, sondern auch vom politischen Standtpunkt aus eine Unklugheit, die sich bitter rächen sollte. Das Deutschtum in Böhmen bezahlte diese Ketzerverbrennung mit seiner ganzen bisherigen Stellung! Der 6. Juli 1415 war der verhängnisvolle Tag, an dem Huß zu Konstanz auf dem Scheiterhaufen starb.

Durch den Märtyrertod ihres Führers wurde die bis dahin wicliffitische Bewegung zu einer hussitischen, die mehr religiöse zu einer ausgesprochen tschechisch-nationalen. Vier Jahre noch schwelte und glühte das hussitische Feuer in dem tschechischen Aschenkrater, dann brach die furchtbar erbitterte Stimmung mit vulkanischer Wut hervor.

Der läppische König Wenzel, der, obwohl im Reiche abgesetzt, in Böhmen noch regierte, war wohl durch die steigende Gärung erschreckt worden, aber unfähig, deren gefährliche Tragweite auch nur einigermaßen zu erkennen. Am 30. Juni 1419 brach zu Prag der Aufruhr los. Bei einem Umzuge der Hussiten flogen Steine aus einem Fenster des Neustädter Rathauses und trafen ihre Priester. Sofort stürmte die Menge das Rathaus und warf 13 — meist deutsche — Ratsherren aus den Fenstern in die Spieße der Untenstehenden. Das war der erste Prager Fenstersturz, der zweite bekanntere von 1618 sollte das Zeichen zum Beginn des 30jährigen Krieges werden. Er war also nur eine Wiederholung dieser wilden Hussitentat, die ihrerseits das Zeichen zum Beginn der Hussitenkriege gab.

Die fanatischen Aufrührer bemächtigten sich der in ihrer Oberschicht deutschen Stadt und verübten scheußliche Greuel. Nur auf dem Hradschin, der hochgelegenen Burg der Prager Kleinseite mit ihrem edlen, echt deutsch empfundenen St. Veitsdom, hielt sich die königliche Besatzung. Wenzel wurde bei dieser Schreckensnachricht vom Schlage gerührt! Durch den Tod dieses kläglichen „Königs von Böhmen" wurde

der deutsche Kaiser Sigmund zum unmittelbaren Herrscher des Landes. Nach anfänglichem Zögern gab er auf dem Landtage zu Breslau seinen Entschluß kund, die Ketzer in Böhmen mit Waffengewalt zu unterwerfen. Gleichzeitig forderte eine vom Papste erlassene Bulle einen Kreuzzug aller Christen zur Vertilgung der Hussiten.

Da kam es in Böhmen zu einer religiösen, nationalen und sozialen Empörung, wie sie das Mittelalter in gleich fanatischer Stärke noch nicht gesehen hatte und wie sie eben nur der verbissenste aller Slawenstämme fertig bringen konnte. Die völkische Seite dieser Erhebung zeigte sich sogleich darin, daß die Deutschen — die es ja mit Papst und Kaiser hielten! — überall in roher Weise vergewaltigt und vertrieben wurden. Daß aber bei der ganzen heftig entfesselten Bewegung schließlich so gar nichts positiv Neues, Schöpferisches herauskam, daß sie sich vielmehr in negativ-zerstörender, ja sogar selbstmörderischer Weise entlud: das war auch echt slawisch und echt tschechisch und bleibt lehrreich für die nationalen Kämpfe unserer Zeit — nicht bloß in Böhmen!

Die drohende Gefahr des Kreuzzuges brachte nun auch den besten Mann an die Spitze der Hussiten: Johann Ziska. Er war nicht nur der begabteste Führer der Tschechen, sondern ist der eine der drei einzigen Feldherren von etwas höherer Genialität, die das Slawentum überhaupt hervorgebracht hat: Boleslaw Chrobri, Ziska und Suwaroff. Mit der Gabe des Heerführers verband er die eines umsichtigen Organisators. Er gehörte zum niedrigen Adel Böhmens und stammte aus Troznow im Kreise Budweis. Als Knabe schon hatte er beim wilden Spiel das rechte Auge verloren, dann kam er an den Hof des Königs Wenzel. Merkwürdigerweise hatte er an den Schlachten bei Azincourt und — Tannenberg teilgenommen. Beidemal hatte er die Niederlage eines Ritterheeres miterlebt, in der letzteren als Führer tschechischer Söldner auf Seiten der siegenden slawischen Partei.

So wurde er für die Hussiten zum Organisator des Sieges. Wie die Schweizer stellte er dem deutschen Ritterheere ein festgefügtes Fußvolk gegenüber, das seinem Anprall mit Spießen und langen Haken zum Herunterreißen der Eisenreiter, mit Morgensternen und vor allem mit der „nationalen" Waffe, dem eisenbeschlagenen Dreschflegel, entgegentrat. In der Hand kräftiger und beispiellos fanatischer Landleute — sie hatten zum Teil Haus und Hof verbrannt, um durch nichts gefesselte „Brüder" zu werden — wurde gerade dieser Dreschflegel zu einer gefährlichen Waffe. 20—30 Mal in der Minute sollen die von Ziska gedrillten Krieger ihn geschwungen haben, ohne ihren Mann zu fehlen!

Eine besondere Eigentümlichkeit der hussitischen Kampfart waren ferner die verteidigungsfähigen Rüstwagen zum Schutz des Lagers und zum Angriff in der Schlacht. Durch Wagenburgen dieser Art gedeckt, droschen die dicht gescharten Schlachthaufen auf den Gegner ein, nach dem Takt ihrer Feldmusik, d. h. dem Schall geistlicher Lieder! Hakenschützen und ihre verhältnismäßig geringe Reiterei waren nur dazu da, die feindlichen Schlachtreihen in Unordnung zu bringen.

Um für alle Fälle einen starken Rückhalt zu haben, ließ Ziska auf den Höhen von Austic eine Befestigung anlegen, der er den biblischen Namen Tabor gab. Nach dieser Burg hießen seine Anhänger die Taboriten, es waren die unduldsamsten Fanatiker, die bald in Gegensatz zu den gemäßigten Pragern traten.

Unter Ziska als Führer erwarteten die Hussiten das anrückende „Kreuzheer" vor Prag. Auf der Höhe Witkow, die seitdem Ziskaberg heißt und in späteren Zeiten die fritzischen Grenadiere als Sieger sehen sollte, verschanzten sich die Tschechen und schlugen am 14. Juli 1420 die wiederholten Angriffe eines etwa 30000 Mann starken Reichsheeres zurück. Das war der Anfang der Hussitenkriege!

Um sein Land mit Waffengewalt in Besitz zu nehmen, zog nun Kaiser Sigmund in Person nach Böhmen. Er drang bis Prag vor, und viele böhmische Katholiken — fast alles Deutsche — unter Führung Ulrichs von Rosenberg, leisteten ihm willig Beistand. Aber auch Sigmund wurde am 1. November 1420 bei Pankratz in der Nähe der Landeshauptstadt vollständig von Ziska geschlagen. Am Tage darauf eroberten die Hussiten die Bergfeste Wyshehrad, unmittelbar südlich von Prag. Nun befand sich der „König von Böhmen" in großer Not. Da kam ihm, wenigstens für einige Zeit, die beginnende innere Spaltung der Hussiten zu Hilfe. Die gemäßigten Kalixtiner oder Kelchner und die strengen Taboriten befehdeten sich gegenseitig; wie ein Wechselfieber war in den Reihen der Hussiten bald der Glaubenshader stärker, bald der gemeinsame Tschechenhaß gegen alles Deutsche (dafür galt ihnen damals ja auch die katholische Religion!). Die Kelchner, welche noch politisch zurechnungsfähig waren, wollten geordnete Zustände, besonders in ihrer Stadt Prag, und boten die „Wenzelskrone" dem Besieger der Deutschritter Jagiello von Polen an — man sieht, welchen Eindruck Tannenberg als „slawischer" Sieg auch bei den Tschechen gemacht hatte! Als dieser ablehnte und nach ihm auch Witold von Litauen — die Krone war nämlich vom Papste mit dem Interdikt belegt worden — kam endlich Witolds Sohn Sigmund Korybut dem Rufe der Prager nach und erschien mit einem zahlreichen Gefolge aus Polen und Rußland in Böhmen.

Aber Ziska vertrieb ihn mit seinen Unentwegten aus dem tschechischen „Königreich". Bei der Belagerung des Schlosses Raby verlor er durch einen Pfeilschuß auch sein linkes Auge, aber obwohl nun völlig erblindet, führte er seine Taboriten, halb Feldherr halb Prophet, noch drei Jahre lang zu neuen Siegen.

Mittlerweile hatte Sigmund mit Hilfe des Habsburgers Albrecht V. von Österreich wenigstens Böhmens Nebenland Mähren unterworfen, das übrigens nie annähernd so stark vom hussitischen Taumel ergriffen worden war wie das Kernland des Tschechentums, Böhmen. Von hier aus rückte er Ziska entgegen, wurde jedoch bei Deutschbrod, in der Nähe der böhmisch-mährischen Grenze, am 8. Januar 1422 von dem blinden Ziska abermals völlig geschlagen, dessen Taktik sich auch hier wieder glänzend bewährte: Die mit doppelten eisernen Ketten zusammengeschlossene Wagenburg war an einen Berg gelehnt, das Gedränge der anstürmenden Deutschen wurde durch das Nahfeuer der auf den Rüstwagen gedeckt stehenden Hakenschützen zerrissen; im Augenblicke der Verwirrung wurde dann der Gegner durch einen wuchtigen Vorstoß auseinandergesprengt und mit fanatischer Ausdauer verfolgt.

Nun wurden die benachbarten Reichsländer von dem Einfall der Hussiten bedroht, und Ziska drang in Sigmunds „erheiratetes" Kronland Ungarn ein. Hier wurde er aber von der magyarischen Übermacht derart bedrängt, daß der blinde Held den Rückzug — seinen ersten — antreten mußte, der übrigens als ein Kriegswunder jener Zeit galt. In der Heimat hatte dann Ziska gegen die anderen Sekten der Hussiten, besonders die Prager, zu kämpfen, siegte aber mit seinen Unentwegten überall. Im Jahre 1424 ereilte ihn der Tod; er starb an einer pestartigen Krankheit bei der Belagerung von Pribyslaw und wurde in der Kirche zu Tschaslau beigesetzt; seinen Streitkolben hängte man über seinem Grabe auf. Daß die Tschechen aus seiner Haut ein Trommelfell verfertigt hätten, dessen Schall unter den Gegnern Schrecken verbreitete, ist eine Sage, welche die Hussitenfurcht der folgenden Jahre geboren hat. Die durch seinen Tod verwaisten persönlichen Anhänger des blinden Helden nannten sich nun Orphaniten (Waisen) und trennten sich als die Allerunentwegtesten von den anderen Taboriten.

Unter diesen Umständen glaubte Friedrich der Streitbare von Meißen dem Kaiser Sigmund seinen Dank für die Belehnung mit dem Kurstaate Sachsen-Wittenberg nicht besser abstatten zu können, als durch die endgültige Erstickung der hussitischen Empörung. Ein 1426 von ihm aufgebotenes obersächsisches Heer meinte leichtes Spiel zu haben und rückte über die Kulmer Pässe nach Böhmen ein, kam aber nur bis vor

Aussig. Noch nie hatten sich Deutsche und Tschechen so gewaltig im offenen Felde getroffen! Die Hussiten geboten über 25000 Streiter aus allen Lagern und Parteien ihrer bereits so wild zerklüfteten Bewegung, das deutsche Heer war jedoch bei weitem überlegen. Es stand unter dem Befehl Bosos von Vitztum, während auf der anderen Seite als Ziskas Nachfolger Prokop „der Große" befehligte. Wie so oft in jenen Zeiten, litt auch dies deutsche Heer unter einem empfindlichen Mangel an Manneszucht.

Boso von Vitztum erkannte mit richtigem Blick, daß es ratsam sei, die verstreut auf Aussig anrückenden Hussitenhaufen einzeln anzugreifen und zu zersprengen, aber die ritterlichen Unterführer versagten ihrem Feldhauptmann den Gehorsam! Übermütig erklärten sie, sie wollten der hussitischen Sache mit einem Schlage ein Ende machen. So konnten die aus Böhmen und Schlesien anrückenden tschechischen Scharen sich ungestört vor Aussig vereinigen und unter Prokops Oberbefehl stellen. Am Sonntag, den 16. Juni 1426 begannen die Deutschen den Kampf mit einem schneidigen Sturm auf die hussitische Wagenburg und durchbrachen eine Wagenzeile. Dann aber kam es wie jedesmal bisher: die Hussiten erhoben ihren Schlachtruf, aus allen Schießscharten der Rüstwagen ergoß sich auf die Deutschen ein furchtbares Feuer aus unmittelbarer Nähe, so daß ganze Gassen in ihre Reihen gerissen wurden. Als nun gar der verhängnisvolle Ruf „Flieht, flieht" ertönte, da war der Augenblick für den Angriff des tschechischen Fußvolks gekommen. Ihre dicht geschlossene Heersäule drang aus der Wagenburg hervor und drosch auf die wirre Menge der Angreifer ein, bis diese ihr Heil in der Flucht suchten.

Bis ins Erzgebirge ging die erbarmungslose Verfolgung. Bei Herbitz flehten vierundzwanzig deutsche Herren und Grafen, von den Hussiten umringt, auf den Knien um ihr Leben. Vergebens! Die Streiter für den Abendmahlskelch erschlugen einen nach dem andern mit tierischer Grausamkeit. Zwei mit Flüchtlingen angefüllte Dörfer wurden umstellt und angezündet! Tags darauf fiel Aussig, dessen kursächsische Besatzung schleunigst das Weite gesucht hatte. Die deutsche Stadt an der Elbe und ihre Bewohner wurden durch die tollwütigen Tschechen dem grausigen Untergang geweiht: 12000 Deutsche sollen an diesem Tage elend umgekommen sein!

Das Reich aber sah wie gelähmt zu, ein entnervender Hussitenschrecken fuhr durch alle seine Glieder, denn seine Wehrmacht, die „Reichsarmee", aus „Kontingenten" bestehend und durch eine Steuer, „den gemeinen Pfennig" erhalten, erinnerte schon damals in ihren Hauptzügen an das spätere berüchtigte Bild aus Friedrichs des Großen Zeiten.

So kam alles zusammen, um aus der bisherigen Abwehrtaktik der Hussiten eine Angriffsbewegung gegen das fast wehrlose Reich zu machen. Die Hungersnot im inneren Böhmen — entstanden durch die wahnwitzige Niederbrennung der eignen Bauernhöfe seitens der wild-fanatischen „Brüder" — trieb nach außen, ebenso der Drang nach Verbreitung der religiösen und umstürzlerischen Ideen. Gegen diese neue Betätigung des Hussitentums in reichsfeindlichem Sinne glaubte man auf deutscher Seite Rat zu finden, indem man auf dem Reichstage zu Nürnberg neue Rüstungen beschloß. An die Spitze des keineswegs unbedeutenden Heeres, das so aufgebracht wurde, trat der von Sigmund mit der Mark Brandenburg belehnte Burggraf von Nürnberg, Friedrich von Hohenzollern. Aber trotz aller Bemühungen dieses tüchtigen und tapferen Fürsten kam kein großer Zug in das Reichsheer: man war uneinig und mutlos. Dennoch rückten die Deutschen von Westen her in Böhmen ein, aber als sie bis Mies gelangt waren, kam die Kunde vom Herannahen Prokops. Da lief die Reichsarmee, wie später bei Roßbach, ohne an Widerstand zu denken, einfach davon — ein niederschmetterndes Ergebnis dieses Feldzuges von 1427.

Da sich der schwerfällige Körper des Reichs selbst nach einer solchen schmählichen Niederlage nicht wachrütteln konnte, so ergossen sich in den überaus traurigen Jahren, die nun folgten, die Scharen der Hussiten verwüstend über alle Böhmen benachbarten Länder. Frühere Einfälle, die sie im ganzen straflos hatten unternehmen können, reizten sie zu neuen umfangreicheren an: schon vor der Aussiger Schlacht waren sie in Schlesien eingebrochen und hatten das von seinen Einwohnern verlassene Goldberg zerstört, und dieselben Scharen, die unter Ziska an der Donau geraubt und gesengt hatten, sollen triumphierend das Wasser heimgebracht haben, welches sie auf ihrem Zuge aus der Ostsee geschöpft hatten!

Im September 1429 machte sich Prokop mit einem zunächst nicht sehr zahlreichen Heer von Taboriten und „Waisen" auf und fiel in die Oberlausitz ein. Unter Raub und Brand durchzog er sie und kam in die Niederlausitz. Am Tage Simonis und Judä wurde die freundliche Gartenstadt Guben erstürmt, angezündet und von den tschechischen Wüterichen zum gemeinsamen Grab ihrer Bürger gemacht.

Der große Hussitenzug nach Sachsen und Franken.

Der Einfall in die Lausitz war nur das Vorspiel zu einem größeren „Strafzug" der Hussiten nach Kursachsen, dessen Herrscher, Friedrich der Streitbare, ja das Heer der Aussiger Schlacht gegen sie aufgeboten hatte. Noch im Dezember des Jahres 1429 drangen 40000 Tschechen unter Prokop durch die Kulmer Pässe ins Meißnische ein. In schnellem Zuge — sie führten nach ihrer Gewohnheit wenig schweres Geschütz mit sich — ging es über Pirna, an Dresden und Meißen vorbei, die Elbe abwärts. Da diese Städte ihnen zu fest waren, hielten sie sich an das offene Land. Dies wurde in grauenhafter Weise verwüstet, als gelte es Sachsen zu einer Einöde zu machen. Aus den fanatischen Schwärmern, welche die Hussiten noch unter Ziska gewesen waren, wurden jetzt immer mehr gänzlich verrohende Räuberhorden. So hausten sie wie „tolle Wölfe" in deutschen Landen: Oschatz, Wurzen, Riesa, Strehla, Belgern und Torgau gingen in Flammen auf. Endlich hatte sich ein kursächsisch-thüringisches Heer hinter der Mulde aufgestellt. Dies veranlaßte die Hussiten nach Südwesten abzuschwenken. Ihr Zug glich einer wandelnden Wagenburg: in den Gassen zwischen den einzelnen Zeilen marschierte das Fußvolk uud das Geschütz, davor und dahinter eine Deckung von Reitern und Rennern, den „Verlorenen". Ängstlich spähte aus heimlichen Verstecken das verschüchterte Landvolk auf diesen fremdartigen Heerwurm, an 3600 Wagen wollte man gezählt haben.

Vor Grimma, beim Überschreiten der Mulde, geriet der kriegerische Zigeunerzug in Unordnung. Die Rüstwagen mußten den Übergang in einer einzigen Zeile bewerkstelligen, was bei ihrer großen Zahl mit viel Zeitverlust und Verwirrung verbunden war. Hier wäre nun die beste Gelegenheit für das obersächsische Heer gewesen, die Hussiten an ihrer empfindlichsten Stelle zu treffen. Aber nur ein Vortrab erschien und der noch zu spät: Die Hälfte, der über die Mulde gesetzten tschechischen Streitkräfte war in der Lage, die schwache Schar zu zersprengen. Damit hatte dies „Musterheer" genug getan. Vergebens warteten die Hussiten die ganze Nacht auf einen wiederholten Angriff, aber der Schrecken vor ihnen hatte auch die Hauptmacht zum eiligen Abzuge nach Leipzig bewogen. Nunmehr machten sich die Tschechen an die Verfolgung, die erst an der Grimmaischen Vorstadt zum Stehen kam — der Landesherr hatte sie selber anzünden lassen!

Weiter westlich als Leipzig rückten die Hussiten nicht vor: die

Belagerung von Naumburg durch Prokop ist nur eine örtliche Sage zur Erklärung des dortigen Kirschenfestes. Vielmehr zogen die Hussiten nun in 5 Heersäulen nebeneinander, die durch kurze Abstände getrennt waren, nach Süden. So konnte nämlich ihr Verheerungszug eine bis dahin unerhörte Breite einnehmen, die den Einwohnern des betroffenen Landstriches sogar die Möglichkeit der Flucht entziehen sollte!

Die Feste Altenburg auf ihrem Felssockel schlug zwar den tschechischen Ansturm tapfer und blutig zurück, aber die Stadt selbst wurde mit der üblichen Grausamkeit der „Gottesstreiter" zerstört. Dann kam das starke und wohlbemannte Plauen an die Reihe. Wütend zerriß dort der städtische Janhagel die zu Abmachungen wegen eines etwaigen Freikaufs hereingebrachten hussitischen Unterhändler. Nun war das Schicksal der Stadt besiegelt: Der Feind schaffte schweres Geschütz herbei, beschoß Plauen heftig, dann brachen die Wüteriche durch Breschen herein, und fürchterlich wurde unter den entsetzten Einwohnern gehaust!

Die durch den Erfolg „verhärteten und erstolzten Ketzer" — wie ein Chronist sagt — stürzten sich nun mit voller Macht auf das unglückliche Franken, die Lande des hohenzollerischen Kurfürsten von Brandenburg. In verheerendem Strome ergossen sie sich zunächst über Oberfranken. Hof wurde wie Plauen behandelt, es sank durch barbarische Verwüstung der organisierten Räuberbanden in Schutt und Asche. Eilige Flucht in die Bergwälder schien die einzige Rettung vor diesen „losgelassenen Bestien," vor diesen „Mordbrennern und Kirchenschändern" wie die Kreuzprediger der Zeit und die Königlichen Mahnschreiben sie mit vollem Recht nannten.

Nur die anerkennenswerte Haltung des edlen Nürnberg rettete durch eine großzügige Fürsorge die Tausende, welche im tiefen Winter in die verschneiten Wälder geflohen waren, vor dem Tode des Erfrierens und Verhungerns. Ähnliche Schreckenszenen aus dem 30 jährigen Kriege wurden hier 200 Jahre vorausgenommen!

Wunsiedel und Kronach schlugen den Barbarensturm heldenmütig ab, Baireuth und Kulmbach dagegen erlagen der Wut der Tschechen. Sie wurden niedergebrannt — auch ihr Landesherr, Friedrich von Brandenburg, konnte sie nicht vor dem Verderben retten.

Schon bedrohten die Hussiten nun sogar das feste und reiche Nürnberg. Da verlegte sich die kluge Reichsstadt aufs Verhandeln. Was andere wohlhabende Gemeinwesen schon vorher getan hatten, taten nun auch die Nürnberger: sie zahlten eine hohe Abfindungssumme und erkauften sich damit den Frieden! So war der heldisch angelegte Strafzug der tschechischen Gralshüter ins Land der „gottlosen" Deutschen zu

einem elenden Raubzuge herabgesunken. Das Geld der reichen Stadt befriedigte die Gier der Hussiten soweit, daß sie endlich in die „böhmischen Wälder" heimzogen, nachdem Friedrich von Hohenzollern zu Beheimstein in Franken mit ihren Führern eine Art Waffenstillstand abgeschlossen hatte.

Im Jahre 1431 sah dann Nürnberg, das soeben der Hussitennot entgangen war, einen Reichstag in seinen Mauern. Aber auch diese Tagung brachte keine Aussicht, die wilden, tschechischen Ketzer niederzuwerfen. Zu weit schon war die politische Zersetzung des „heiligen römischen Reiches deutscher Nation" fortgeschritten, als daß die Stände sich zu einer der Größe der Gefahr entsprechenden Abwehr hätte aufraffen können; der durch Handeln und Feilschen zusammengetrommelten „Reichsarmee" traute mit Recht niemand mehr etwas zu.

So lag die einzige Hoffnung der Zeit bei dem stattlichen „Kreuzheer", das durch die Predigten des feurigen Kardinals Cesarini endlich mühsam zusammengebracht worden war. Die Führung hatte trotz der üblen Erfahrung bei Mies wiederum der brandenburger Hohenzoller übernommen. Und wirklich kam es abermals so — der Hussitenschrecken ging dem Prokop jetzt ebenso entnervend voraus wie einst dem Ziska: gleich dem Reichsheer bei Mies, lief jetzt bei Taus das Kreuzheer einfach auseinander. Diese Wiederholung der Niederlage — oder besser gesagt der Flucht von Mies — ereignete sich am 14. August 1431 in der Nähe der damals gut deutschen Stadt Pilsen.

Damit war die letzte Hoffnung auf Niederringung der ketzerischen Tchechen entschwunden, die kriegerischen Kräfte des heiligen römischen Reiches schienen erschöpft! Alle Stände — Fürsten, Adel, Städte — waren gleich schuldig an diesem überaus kläglichen Scheitern der Reichsmacht. Alle glaubten damals von dem sowieso schon auf schwachen Füßen stehenden deutschen Königtum viel fordern zu können, ließen es aber jedesmal im Stiche, wenn es seinerseits heischend auftrat, um auch nur das Allernotwendigste bewilligt zu bekommen. Ein Wunder ist es zu nennen, daß das deutsche Volk derartige Zustände auf solange Dauer zu ertragen vermochte, ohne daran zugrunde zu gehen.

Das Ende der hussitischen Bewegung.

Die Rettung brachten schließlich die haßerfüllten Spaltungen der hirnwütigen tschechischen Fanatiker und die nach Niederwerfung der Quitzow'schen Fehden langsam erstarkende knorrige Kraft Brandenburgs.

Denn die Niederlage, die der Reichsfeldherr Friedrich von Hohenzollern den Hussiten vergeblich in Böhmen beizubringen versuchte, blieb er ihnen doch nicht schuldig! Im Jahre nach dem Ausreißen bei Taus, 1432, suchten sie die Mark Brandenburg mit einem „Strafzug" heim. Es sollte glücklicherweise ihr letzter sein. Zunächst ließ Frankfurt a. Oder sie blutig abblitzen, dann versuchten sie vergebens Bernau bei Berlin mit Sturm zu nehmen. Daß hier die tapferen Bernauerinnen den Tschechen ihr siedendheißes heimisches Bier auf die Köpfe gegossen, ist vielleicht, wie so manches aus jener Zeit, eine schmückende örtliche Sage zum höheren Ruhme des damals besten Bieres in den brandenburger Landen, sicher aber ist, daß auch dies märkische Städtchen die wütenden Hussitenstürme heldenhaft abschlug. Zum Lohn für ihre Tapferkeit erhielten die Bürger bald Hilfe, denn die Brandenburger fackelten schon damals nicht lange. Am 23. April 1432 erschien ihr Aufgebot vor Bernau. Hier auf märkischer Erde wurde die Ehre des Reiches durch die Krieger seiner „Streusandbüchse" gerettet. Auf dem sog. Rutenfelde und den „roten Ländern" wurden die Hussiten endlich einmal entscheidend geschlagen und mußten die Mark fluchtartig räumen.

Es war ihre erste und letzte Niederlage in offener Feldschlacht; denn endlich brachten nun die Verhandlungen des Basler Konzils das allgemeine — auch bei den Tschechen vorhandene — Bedürfnis nach Ruhe und Ordnung zur Geltung. Das entscheidende Ergebnis dieser Kirchenversammlung war, daß man sich dem gemäßigten Teile der Hussiten gegenüber endlich entgegenkommend zeigte, da der „weltliche Arm" der Kirche den Ketzern gegenüber völlig versagt hatte. Durch dieses, wenn auch noch so sauersüße Entgegenkommen befriedigte man die Partei der Prager Kelchner unter Rokyzana. Ihr Gegensatz zu den unentwegten Taboriten spitzte sich alsbald zum offenen Kampfe zu, da der religiöse Fanatismus, dem Geiste der Zeit entsprechend, schließlich doch stärker war, als der nationale — heut ist es umgekehrt! Den Kelchnern wurden also ihre wichtigsten Forderungen — z. B. das Abendmahl in beiderlei Gestalt — unter der Bezeichnung der Prager „Kompaktaten" bewilligt. Sie beruhigten sich dabei und forderten durch diese „verräterische" Haltung den neu auflodernden

Haß der taboritischen Eiferer unter Prokop heraus. So kam es zwischen den beiden Lagern zur Schlacht; bei Böhmisch-Brod, in der Nähe von Prag, wüteten 1434 Tschechen gegen Tschechen! Doch diesmal siegten die Gemäßigten: Prokop und seine Anhänger wurden von den Pragern derart aufs Haupt geschlagen, daß ihre Streitmacht als aufgerieben gelten konnte.

Von diesem Schlage, der die Taboriten traf, hat sich das gesamte Hussitentum nicht wieder erholen können, und deshalb bedeutete der blutige Sieg der Kelchner für das Deutschtum Böhmens die Möglichkeit eines Wiederauflebens und einer Neuerstarkung. Besonders im Westen des Landes, mit Pilsen und Eger, und im Nordosten hatte das bodenständige deutsche Volkstum die wilden Hussitenstürme überdauert. Dann kam die Zeit der „deutschen“ Reformation, die bezeichnenderweise von den Hussitenenkeln aus nationalem Haß abgelehnt wurde, obwohl sie ihren religiösen Forderungen entsprechen mußte!

Damit hatte sich das Hussitentum als Glaubenssache eigentlich selbst aufgegeben, die Gegenreformation tat dann das ihre, um den verglimmenden Fanatismus der Tschechen zum Erlöschen zu bringen, und die Deutschen konnten wieder im Lande die volle Überlegenheit ihrer Kultur und schöpferischen Anlagen entfalten. So kam es, daß beim Beginn des 30jährigen Krieges, dessen Wiege ja Böhmen war, das seit 4—500 Jahren im alten Bojoheim bodenständige Deutschtum den Höhepunkt nationalen Lebens erreichte: nie vorher und nie wieder nachher hat es auf gleicher Höhe gestanden. Da der grauenvolle Krieg aber beide Volkstümer des Landes in gleicher Weise knickte, gehörte wenigstens ein Überwiegen des Tschechentums nicht zu den unglückseligen Folgen dieses verhängnisvollsten aller Kriege. Erst das zu unserer Zeit in voller Stärke erwachende Nationalgefühl hat das Tschechentum auf Kosten des Deutschtums dahin gebracht, wo es heute steht, nämlich höher und weiter als beim Ausbruch der Hussitenkriege. Aber blind wie alle, deren Hirn nur von einem Gedanken besessen ist, sehen auch die modernen Hussiten die Wirklichkeit und die für unser Volk tröstliche Tatsache nicht, daß $2^1/_2$ Millionen Deutsche festgefügt in ihrer altererbten Heimat Böhmen wohnen und den Vorstößen des tschechischen Fanatismus eine wohlorganisierte, kraftvolle Gegenwehr leisten!

Die Russenkriege des deutschen Kolonialstaates Livland.

Noch weiter hinaus als bis nach Preußen — bis in die baltischen Länder Kurland, Livland, Estland, die heute als russische Ostseeprovinzen ein heikles Dasein fristen, hatte sich im großen Jahrhundert unseres Volkstums die deutsche Woge ergossen: die Städte Riga, Reval, Dorpat zumal sind heute noch lebendige Zeugen jener großen Vergangenheit!

Etwa um das Jahr 1163 ist Livland — unter diesem Namen wollen wir dem Sprachgebrauch der damaligen Zeit folgend die oben genannten Lander zusammenfassen — von Lübeck aus „aufgesegelt" worden, d. h. der Seeweg nach jener fernen Küste wurde entdeckt: er führte über Wisby, jene stolze deutsche Siedlung auf der Ostseeinsel Gotland. Kaum hatte die Weltuhr das große Jahrhundert des deutschen Mittelalters eingeläutet, da wurde auch schon an der Dünamündung Riga gegründet, dessen Name mit Riege (= Reihe) zusammenhängt. Hier weihte Bischof Albert bereits 1202 den „Schwertorden" ein, einen deutschen Ritterorden, dessen eigentlicher Name war: Brüder der Ritterschaft Christi in Livland. Der erste Hochmeister war Wenno (Vinno), der in der Ordensburg Wenden schaltete. Mit überraschender Schnelligkeit eroberten die Schwertbrüder ganz Liv- und Estland, machten sich bald vom Bischof unabhängig und ließen sich 1207 den dritten Teil alles eroberten Landes abtreten. Nach einer schweren Niederlage gegen die Litauer bei Saule (1236) vereinigten sich die Schwertbrüder mit den Deutschrittern in Preußen. An Stelle des Hochmeisters trat nun ein vom deutschen Orden eingesetzter Gebietiger, der Landmeister zu Riga. So wurde der Schwertorden zu einem Zweig der Brüder vom deutschen Hause.

Bereits ehe die Deutschen: Ordensritter, Kaufleute, Landadel, Geistliche nach Livland gekommen waren, hatte sich ein langsames Vorschieben der schwerfälligen und zersplitterten russischen Macht nach der Ostsee zu bemerkbar gemacht. Während der größte Teil des russischen Gebietes schon unter das Joch der Tataren gefallen war, traten die Letten an der Düna zu dem russischen Fürstentum Nowgorod in ein Verhältnis, das, wenn es auch noch so locker war, doch zur Zinsbarkeit hätte führen müssen. Nun kam die deutsche Besitzergreifung mit unerwarteter Schnelle und Gründlichkeit dazwischen.

Nachdem Alexander, Fürst von Nowgorod (-Weliki) im Jahre 1240 die Schweden an der Newa geschlagen hatte, und diesem Siege

den Ehrennamen Newski verdankte (vgl. Newski-Prospekt in Petersburg, der auf den Alexander-Newski-Platz mündet), mußte es zum Zusammenstoß mit der deutschen Macht in Livland kommen.

Mit leichter Mühe nahm Alexander Newski die Ordensfeste Pleskau (Pskow) ein. Durch diesen Erfolg kühn gemacht, rückte er mit einem zahlreichen Heer in Livland ein. Am 5. Arpil 1242 traf er auf dem Eise des zugefrorenen Peipussees die ihm entgegen ziehenden deutschen Streitkräfte, bestehend aus Ordensrittern, Reisigen und sogenannten „undeutschen" Hilfstruppen, d. h. lettische und estnische Bauern. Am Ufer des Peipus kam es zum Zusammenstoß. Anfänglich wichen die Russen, doch wußte Alexander Newski die Seinen am sichern Ufer so in Stellung zu bringen daß das deutsche Ritterheer die unabsehbare Eisfläche im Rücken hatte, auf der Mann und Roß verloren schien. Die Weißmäntel mußten versuchen, das feste Ufer zu gewinnen und die Schlachtreihe der Russen zu durchbrechen. Sie bildeten die uralte keilförmige Schlachtordnung, die schon im germanischen Altertum den Namen trug, der hier von dem Chronisten erwähnt wird: der Schweinskopf (Eberkopf), Wodan selbst hatte ihn den Seinen gelehrt! Die Russen mißverstanden diesen Ausdruck und nannten die deutsche Keilstellung: „Das große eiserne Schwein." Mit gewohntem Erfolge gedachten die Ritter, die feindlichen Reihen mit ihrem wuchtigen Anprall zu durchbrechen, aber das glatte Eis unter den Rossehufen machte ihren Anlauf unsicher und ließ die Pferde straucheln: der Stoß des eisernen Schlachtkeils versagte, brach auseinander, und nun war die Aussicht auf Sieg verloren. Die Brüder vom deutschen Hause erlagen im Einzelkampf der russischen Übermacht. Auf dem Eise hatte der Angriff stattgefunden, auf dem Eise spielte sich auch die Verfolgung der Flüchtenden ab, meist lettischer und estnischer Hilfsvölker. Über eine Meile weit erstreckte sich diese unheimliche Jagd auf der glatten Fläche. Das Schicksal des Tages war entschieden, die sinkende Sonne sah die Russen als Sieger auf dem Eis des Peipus-Sees.

Wenn Alexander Newski diesen bedeutenden Erfolg nicht weiter ausnutzte, so lag dies daran, daß grade damals die Gefahr des Tatarenjoches auch seinem Gebiet sich näherte, nachdem Moskau unter die Herrschaft der „goldenen Horde" geraten war. Bald sollte auch Groß-Nowgorod ihr zinsbar werden!

So hörte die russische Bedrohung der deutschen Stellung in Livland von selber auf. Zwei Jahrhunderte lang herrschte nun Friede an der Ostgrenze, der nur durch kleinere Fehden unterbrochen wurde. Bei einer drang der deutsche Orden sogar wieder bis Pleskau vor.

Als endlich nach dem schweren, fast 3 Jahrhunderte währenden Drucke der Tatarenherrschaft das „Mütterchen" Moskau aufatmen und langsam die Kräfte des russischen Volkes um sich sammeln und vereinigen konnte, mußte es mit einer Art Naturnotwendigkeit auch wieder zu neuen Kämpfen mit dem Deutschtum in dem benachbarten Ostseelande kommen. Aber Livland befand sich Ende des 15. Jahrhunderts leider bereits in einem Zustande äußerster Zersplitterung und Uneinigkeit. Der Orden verfiel immer mehr, Landadel und Städte standen sich mißtrauisch, ja feindselig gegenüber, und beide mußten sich doch oft auch wieder mit dem herrischen, ohne sie aber fast ohnmächtigen Orden verbünden. Das Schlimmste aber war, daß man nicht verstanden hatte, dort oben einen deutschen Bauernstand zu schaffen: so hing die deutsche Herrschaft zu sehr in der Luft! Es waren unhaltbare Zustände, die zum Untergange dieses Neulandes im fernen Nordosten trieben.

Unmittelbar bedrohlich wurde die russische Gefahr für Livland nach der Unterwerfung von Nowgorod durch den Zaren von Moskau Iwan III. Doch glücklicherweise schaltete damals im Lande der beste Mann als Ordensmeister, der je dort an der Spitze der Brüder vom deutschen Hause gestanden hat: Wolter von Plettenberg, ein geborener Westfale, der wie so viele seiner engeren Landsleute früh in den Dienst des Ordens getreten war. An seinen Namen heftet sich die Erinnerung an die deutschen Siege in den Russenkriegen des beginnenden 16. Jahrhunderts.

Schon im Jahre 1498 waren russische Scharen von Pleskau aus „ohne Ansage der Fehde" ins Land eingefallen und hatten den erschreckten Bewohnern erklärt, daß Livland ihrem Herren, dem Großfürsten von Moskau gehöre, der die Deutschen mit Ruten aus dem Lande peitschen werde.

Da galt es nun rüsten, aber es war ein mühseliges und klägliches Geschäft für Herren Wolter von Plettenberg! Niemand wollte sich der Kriegssteuer unterwerfen, jeder sündigte an seinem Teil durch Mangel an Gemeinsinn. Endlich gelang es dem Landmeister, 2000 (deutsche) Landsknechte anzuwerben, 4000 Ordensritter und Lehnsmannen aufzustellen und er konnte diesem reisigen Heere einen gewaltigen Haufen von „undeutschen" Bauern als Troß und Hilfsvölker hinzufügen.

Politisch dachte Plettenberg seinen Feldzug gegen die Moskowiter durch ein Bündnis mit dem damaligen Großfürsten Alexander von Litauen zu decken, der sich gleichfalls von der wachsenden Macht des russischen Zaren bedroht fühlen mußte. Aber dieser verschlagene Litauerfürst war der unzuverlässigste Bundesgenosse, den man sich

denken kann. Er machte große Zusagen, hielt aber keine und ist nie an der Seite der Deutschen im Felde erschienen. So waren diese gänzlich auf sich angewiesen, was den Kriegsruhm, den sie ernten sollten, freilich nur erhöhen konnte!

Am 26. August 1501 überschritt Plettenberg mit seinem stattlichen Heer die Grenze in der Nähe von Neuhausen, um den Russen möglichst zuvorzukommen. Und bereits am folgenden Tage stieß man auf gewaltige russisch-tatarische Reiterhaufen. Ehe der Kampf begann, spendete der Bischof von Dorpat den deutschen Streitern das heilige Abendmahl. Dann fingen die Ordensgeschütze an zu donnern und begrüßten die halb- und ganzasiatischen Horden mit eisernen Geschossen. Nun setzten Ritter und Reisige zum Sprung an, die ganze wuchtige Masse sprengte in geschlossener Ordnung auf die feindliche Schlachtreihe los. Dieser wohlgeordnete Angriff war für die barbarischen Reiterschwärme ein unerhörter Anblick: sie wandten sich zur Flucht und zerstoben vor den hitzig nachsetzenden Eisenreitern. Wolter von Plettenberg führte den schneidigen Ritt inmitten seiner Getreuen und nahm den fliehenden Russen unter anderem ihren ganzen Wagentroß als Beute ab.

Der Jubel bei den Deutschen war um so größer, als sie bei diesem schnellen Sieg auch nicht einen Mann verloren hatten! Fröhlich, voll frischem Mut rückten nun die Sieger weiter ins russische Gebiet vor und beschossen das feste Schloß Ostrow, das am 7. September eingenommen wurde. Hier machte man halt, um den litauischen Bundesgenossen zu erwarten, der aber nicht erschien: Fürst Alexander hatte sich nicht gescheut, wort- und bundesbrüchig zu werden! So mußte Plettenberg schweren Herzens den Befehl zur Umkehr geben, zumal auch böse Kunde aus der Heimat gekommen war: die Russen seien an anderer Stelle in Livland eingebrochen und plündernd bis in die Nähe von Riga vorgerückt. Da galt es einen eiligen Rückmarsch! Kaum heimgekehrt, wurde Plettenberg durch eine Seuche aufs Krankenlager geworfen, und der einzige Mann, der dem Lande noch helfen konnte, drohte ihm entrissen zu werden. Doch der Meister genas wieder, schon im Spätherbst 1501 schickte er eilends zusammengezogene Scharen gegen eingedrungene Feinde, die angesichts des deutschen Aufgebots sich schleunigst ohne Kampf über die russische Grenze zurückzogen.

Das zweite Kriegsjahr 1502 brach trübe an. Die abermals verheißene litauische Hilfe blieb natürlich wiederum aus. Doch lieferten zwei Komture auf eigene Faust siegreiche Gefechte gegen die Russen, eins davon sogar ganz in der Nähe von Dorpat. Aber der Feinde waren

bereits zu viele geworden für das dünnbevölkerte Land, in dem die Deutschen ja nur die — freilich alles tragende — Oberschicht bildeten. Erst Ende August konnte Plettenberg mit Anspannung aller Kräfte 2000 Eisenreiter sowie 2000 Landsknechte, Bauern und Troß aufbieten. Mit dieser Schar rückte er nach Pleskau, einem zahllosen, aus Russen und Tataren bestehenden Heere entgegen: „Gar wenig dachte er an die Menge der Feinde" — dies sind die bezeichnenden Worte des Chronisten — „denn er stellte mit Judas Maccabäus und anderen sieghaften Kriegsfürsten seine Zuversicht auf den allmächtigen Gott". Und die kernige deutsche Kriegerschar siegte tatsächlich gegen die scheinbar überwältigende Übermacht der Russen und ihrer asiatischen Verbündeten. Gleich beim Beginn der Schlacht trieben die deutschen Eisenreiter den Feind derart vor sich her, daß die zurückbleibenden Fußknechte und der Troß der lettischen Bauern sie bald gänzlich aus dem Gesichtskreise verloren. Schon fürchteten sie, Ritter und Reisige möchten in dem ungleichen Kampfe aufgerieben werden, sodaß die zurückflutende Woge der sarmatischen Reiter alles Fußvolk überschwemmen und vernichten würde. Aber die Gewappneten hatten mittlerweile den Feind gestellt und zur Gegenwehr gezwungen, seine Reihen in blutiger Bahn durchbrochen und dreimal die Kehre geritten, alles niederschmetternd und auseinandersprengend. Wie groß war daher die Freude bei den Zurückgebliebenen, als sie das Geschwader der Eisenreiter siegreich zurückkommen sahen, zwar bis zur Unkenntlichkeit mit Staub und Blut bedeckt, aber Sieger!

Der Verlust der Russen war sehr groß, genauer festzustellen aber war er nicht, da die Moskowiter, wie der Chronist erzählt, damals noch ihre Toten weit mit sich fortschleppen, ja, sie im Notfalle an den Schweif ihrer Rosse banden, um sie so in hastiger Flucht in Sicherheit zu bringen. Auffallend gering war wieder der Verlust der Deutschen: der Bischof von Riga samt seinem Banner war in Gefahr gewesen, in die Hände der Feinde zu fallen, da hieb ihn der Landmarschall Herr Johann Plater tapfer heraus und rettete so den streitbaren Kirchenfürsten.

Der Sieg wurde die Schlacht an der Smolina (ein See südlich von Pleskau) genannt, und so groß war der Jubel über diesen aus eigener Kraft glänzend gewonnenen Tag bei den Livländern, daß der für seine Rettung besonders dankbar gestimmte Bischof befehlen konnte, den Tag der Kreuzeserhöhung — das war das Datum des Sieges — fortan in ganz Livland gleich Ostern zu feiern!

Nah und fern wurde die glänzende Waffentat der Deutschen im entlegenen Außenlande an der Ostsee gepriesen. Sogar der falsche Freund, Großfürst Alexander, der mittlerweile auch die polnische Krone erlangt

hatte, beglückwünschte den wackeren Plettenberg „zu unserer beiden Feindes Zerstörung, Totschlagung und ritterlicher Geschichtung". Der Hochmeister in Preußen schrieb, er sei „hocherfreut der ritterlichen Tat und glücklichen Viktorien".

Der Zar aber, den der harte Schlag getroffen, legte sich aufs Abwarten. Und wirklich, anstatt daß er den Sieger von Smolina um Frieden bat, sah sich Plettenberg durch die Lage, in die sein Land verstrickt war, gezwungen, seinerseits den Besiegten zu besenden und mußte noch froh sein, daß es ihm unter dem frischen Eindruck der schweren Niederlage bei dem Russen gelang, einen „Beifrieden" d. h. einen zeitlich begrenzten, eine Art Waffenstillstand, mit Jwan III. zu schließen. —

Zwei Ereignisse, die unter anderen Umständen einen Segen bedeutet hätten, führten für Livland keine Besserung seiner Lage herbei; es waren dies die Reformation, die sich in sehr kurzer Zeit im ganzen Lande ausbreitete, und die Verweltlichung des bisherigen Ordensstaates in Preußen. Noch mehr auf sich allein gestellt als bisher, spürte Livland als Wirkung dieser beiden tief greifenden Veränderungen nur weitere Zersetzung und Zerklüftung seines Innern. Der Untergang nahte um die Mitte des 16. Jahrhunderts unaufhaltsam heran.

Im Januar 1558 war der Adel von ganz Estland, aus dem Stift Riga, sowie viele Herren vom Orden zu einer außerordentlich großartigen Köste (Hochzeit) in Reval versammelt — da kommt die böse Nachricht, der Russe sei ins Land gefallen! Treuherzig berichtet der Chronist hierüber: „aber wiewohl Betrübnis vorhanden war, so wurde dieselbige Köste dennoch nach dem Alten gehalten und vollbracht", d. h. die Köste wurde erst gründlich ausgekostet, dann ritt man heim, um Hab und Gut und die Seinigen gegen Russen und „Tatern", so nannte man damals die Tataren, zu schützen.

Aber es war zu spät! Mit ungeheuerlichen hunnischen Greueltaten waren in diesem Zeitalter der Reformation die Heerhaufen Jwans des Schrecklichen über die Grenze gebrochen und hatten das ganze offene Land im östlichen Teil Livlands verwüstet. Alles was sich retten konnte, war in die festen Schlösser und die Städte geflüchtet. So war jeder nur auf das nächste, den Schutz des Seinigen bedacht, niemand auf das Wohl des Ganzen. Die undeutsche Landbevölkerung machte vielfach den Führer für die eindringenden Horden nnd spielte aus Rache für allerlei erlittene oder eingebildete Unbill den Verräter.

Der greise Landmeister des Ordens, der fromme Fürstenberg, tat was er konnte, aber niemand gehorchte. Der lockere Bund von geist-

licher, städtischer und ständischer Macht, den das mittelalterliche Livland darstellte, war dem neuen Stoße von Osten her nicht mehr gewachsen. Das erste Opfer dieser Schwäche war Narwa. Eine furchtbare Feuersbrunst, die während der Belagerung dieser damals deutschen Stadt ausbrach, vertrieb die Verteidiger von den Mauern, sie mußten in das feste Schloß flüchten. So konnte Narwa von den Russen ohne Schwertstreich eingenommen werden; Meuterei der Landsknechte und Verrat führten nach drei Tagen die Übergabe auch der Burg herbei.

Zugleich mit der Schreckensbotschaft vom Falle Narwas durcheilte das Land die Kunde von dem kläglichen Schicksal der von Livland an Iwan den Schrecklichen nach Moskau geschickten Friedensgesandtschaft. Fürstenberg hatte diesen Fehlschlag vorausgesehen und, soviel er unter den obwaltenden Umständen vermochte, die Rüstungen beschleunigt. Aber das Ergebnis war und blieb angesichts der Größe der Gefahr völlig unzureichend! Er brachte etwa 1500 Eisenreiter und 1500 Bauernschützen zusammen, Landsknechte und Hakenschützen fehlten vollständig. Nur das hier im entlegenen Neuland deutscher Kultur auch damals noch nicht erschütterte Vertrauen auf die unbedingte kriegerische Überlegenheit der Ritter konnte Fürstenberg veranlassen, mit einer so kleinen Schar den 60—70000 Russen entgegenzuziehen, die die Grenzfeste Neuhausen belagerten. Das starke Schloß wehrte sich heldenmütig unter seinem wackeren Befehliger Jürgen Üxküll. Aber ehe Fürstenberg die Ordensburg entsetzen konnte, fiel sie durch Meuterei der Landsknechte, die durch miteingeschlossene Dorpater Kaufleute aufgewiegelt worden waren. Im Lager des greisen Landmeisters war alles entrüstet und betrübt, aber es half nichts: man mußte unter diesen Umständen den Rückzug antreten.

Der trotz alledem noch nicht verzagende Fürstenberg wurde nun aber aus seiner Stelle als gebietender Landmeister durch Ränke verdrängt, deren Fäden in den Händen des aus Westfalen stammenden Komturs Gotthard von Kettler zusammenliefen. Dem wackeren Landmeister wurde seine Untätigkeit, ja sein Alter zum Vorwurf gemacht; auf der Ordenstagung zu Walk wurde ihm Kettler als „Koadjutor" aufgezwungen. Unter Tränen fügte sich Fürstenberg in diese Demütigung und Bevormundung. Der ehrgeizige Kettler aber hatte den Orden innerlich schon aufgegeben, sein Plan war, durch ein Bündnis mit Polen-Litauen für sich ein weltliches Herzogtum aus den Tümmern Livlands zu retten.

Der Übergang von Dorpat, der alten Hansestadt, in Feindeshand, und zwar wiederum durch Verrat, beschleunigte den allgemeinen Zusammenbruch. Nur Reval leistete tapferen und erfolgreichen Widerstand.

Kettler, dem man wenigstens Tapferkeit und kriegerisches Geschick nicht abstreiten kann, führte ein neues, nicht unbedeutendes Heer ins Feld. Unter ihm eroberte Friedrich von Fölkersam, der Führer der erzstiftischen Fahne, das schon verlorene feste Schloß Ringen wieder, aber bei diesem Sturm fiel der tapfere Mann an der Spitze der Seinen.

Neun Tage nach dieser glänzenden Waffentat gelang Kettler ein Überfall, der von entscheidender Bedeutung hätte sein können, wenn der Zerfall der livländischen Selbständigkeit nicht schon zu weit gediehen gewesen wäre. Bei Terrafer überrumpelt der „Koadjutor", der aber in Wirklichkeit bereits der Landmeister ist, ein russisches Lager von 12000 Mann, die Feinde werden in wilder Flucht auseinandergesprengt. Bis eine Meile vor Dorpat erstreckt sich die wilde Jagd der deutschen Eisenreiter auf die fliehenden Sarmaten. Da, angesichts der Türme der mühelos wiederzugewinnenden Stadt biegt das Heer ab und zieht nach Reval, ohne den Sieg weiter auszunutzen. Der Vorwand für diesen Linksabmarsch bildete die Verletzung, die sich der schwergepanzerte Kettler durch einen Sturz vom Pferde zugezogen hatte. Immerhin war die Wirkung dieser Schlappe auf die Moskowiter so groß, daß sie gegen Ende des Jahres Livland räumten.

Da die finsteren Mächte des Mißtrauens, der Eigensucht, ja des Verrates die deutschen Kräfte lähmten, so war tatenloses Abwarten das traurige Ergebnis auch dieses schönen Erfolges. Kaum merkten die Russen dies — sie waren durch eingeborene Späher gut unterrichtet — so fielen sie wieder ins Land ein. Noch im Januar 1559 berannten sie die Feste Schwaalburg, wurden aber von ihrem Tore durch geschickt geschleuderte brennende Pechkränze vertrieben. Nach Smilten hatte sich viel Landadel geflüchtet. Die Moskowiter sagten allen Insassen Leben und Freiheit zu, wenn sie die Burg ohne Kampf übergäben. Aber als die Übergabe erfolgt war, trieben die Barbaren alles in ein großes Gemach des Schlosses, verrammelten Flur und Tür und gaben die Verratenen dem Feuertode preis! Ein Musterbeispiel von slawischer Tücke verbunden mit asiatischer Grausamkeit.

Die russischen Haufen, auf 130000 Mann geschätzt, zogen nun ungehindert durchs Land bis nach Riga, systematisch plündernd und alles verheerend. Vor der großen deutschen Stadt schlugen sie ein Lager auf. Zum ersten Male sah Riga den russischen Feind vor seinen Toren. Die Bürger hielten treue Wacht auf Mauern und Türmen. In einer Nacht, als man Vorbereitungen der Russen zu einem Sturm wahrzunehmen glaubte, ließ der Stadtrat Alarm schlagen. Die Sturmglocken gellten von den Kirchtürmen durch das Dunkel der

Nacht herab, die engen Gassen hallten wider vom Dröhnen der Lärmtrommeln und dem Geklirr der Waffen. Aber es erfolgte kein Sturm: im Gegenteil, die vor den Mauern lagernden Moskowiter hatten dieses Getöse für die Vorbereitung zu einem Ausfall gehalten und räumten Hals über Kopf das Feld! Wie freudig war die Überraschung der Bürger, als sie bei Tagesanbruch sahen, daß ihre Stadt durch bloßes Alarmschlagen vom Feinde befreit worden war.

Brände, Trümmerhaufen, Leichen bezeichneten den Weg des sich zurückziehenden Barbarenheeres. Aber zur Verzweiflung getriebene Bauernscharen setzten sich wiederholt zur Wehr und richteten die russischen Räuber so übel zu, daß sie das Land schneller räumten als sie es betreten hatten. —

Ein Waffenstillstand, der schließlich mit Moskau zustande kam, wurde zu diplomatischen Unterhandlungen benutzt. Die mit Schweden und Dänemark kamen nicht zum Ziele, die mit Polen konnten nur zum Unheil des Landes ausschlagen. Auch auf Hilfe vom deutschen Mutterlande hoffte man damals noch, aber die Verhandlungen auf dem Reichstage zu Augsburg führten zu nichts. Die Versicherung des „herzlichen Mitleids" seitens des „römischen" Königs Ferdinand konnte dem schwerbedrängten Livland nicht helfen und die Bewohner des deutschen Kolonialstaates an der Ostsee nicht trösten!

Im Spätherbst 1559, nach Ablauf der vereinbarten Waffenruhe, gelang es Kettler, der nunmehr offen als Landmeister auftrat, abermals die sorglosen Russen bei Nüggen zu überraschen und sie empfindlich aufs Haupt zu schlagen. Aber Dorpat konnte er nicht wiedererobern, da ein Streit zwischen ihm und dem beim Ordensheere anwesenden Christof von Mecklenburg darüber, wem von beiden die Stadt nach erfolgter Einnahme gehören sollte, das hoffnungsvoll begonnene Unternehmen vereitelte. Der Mecklenburger verließ mit seinem Anhang das deutsche Heer und Kettler mußte die Belagerung aufheben und sich nach Wenden zurückziehen.

Mit dem erneuten Einfall der Russen, zu Neujahr 1560, stieg das Elend in Livland ins unermeßliche; die „festen Häuser" des Ordens, die der Moskowiter nicht hatte erobern können, fielen nunmehr durch die „Staatskunst" des ehrgeizigen und eigensüchtigen Kettler vertragsmäßig in — polnische Hände! Nur noch eine — die letzte deutsche Waffentat — leuchtet aus dem Dunkel dieser trostlosen Zeit hervor. Der tapfere Landmarschall Schall von Bell, der sich in den Russenkriegen der letzten zwei Jahre schon wiederholt ausgezeichnet hatte, zog ein Ende mit Schrecken diesem Schrecken ohne Ende vor.

Mit 500 Rittern und 500 Mann Fußvolk, die er mit Not zusammengerafft hatte, warf er sich am 2. August 1560 bei Ermes unbesonnenen Mutes auf das ganze, von Fürst Kurbski befehligte russische Heer. Und tatsächlich scheint die ungeheuerliche Keckheit des deutschen Häufleins über den Stumpfsinn der slawischen Masse zu triumphieren: die Moskowiter weichen, erst bei den im Rücken ihres Lagers angepflöckten Pferden versuchen sie endlich Widerstand. Aber das hätte ihre Niederlage nicht aufgehalten, zu grimmig schlagen Ritter und Fußknechte drein! Bald aber sollte sich das Blatt wenden. Von undeutschen wegekundigen Eingeborenen geführt, bricht jetzt ein Teil der Moskowiter aus dem nahen Walde hervor und fällt den deutschen Streitern in den Rücken. So werden diese von allen Seiten umringt. Von der gewaltigen Übermacht umstellt, gibt es für die Tapferen kein Entrinnen mehr. Der Boden des mit deutschem Blute erworbenen und erhaltenen Landes färbt sich wiederum rot vom Blute der fallenden Ritter und Landsknechte. Der Landmarschall und Füher der verwegenen Schar, Schall von Bell, wird vom Pferde gerissen und gefangen genommen, mit ihm geraten elf Komture und 120 Gewappnete in Kriegsgefangenschaft. So sank die Ordensfahne und mit ihr die deutsche Herrschaft in Livland auf dem Felde von Ermes zu Boden, um nie wieder erhoben zu werden! Den gefangenen Landmarschall rühmte sogar der russische Sieger Kurbski: er sei ein wahrhaft heldenmütiger Mann gewesen, der letzte Schutz und die letzte Hoffnung des livländischen Volkes. Nach Moskau gebracht, trat Schall von Bell dem schon vom blutigen Cäsarenwahn besessenen Zaren so mannhaft gegenüber, daß ihn Iwan der Schreckliche hinrichten ließ.

Die Kunde von der Niederlage bei Ermes verbreitete überall im Lande bleichen Schrecken. Sogar Fellin, der Sitz des alten Fürstenberg, „die herrliche Feste" fiel durch Meuterei der Landsknechte, die stürmisch die Auszahlung ihres rückständigen Soldes verlangten. Vergebens bot ihnen der ehrwürdige Ordensmeister sein letztes Eigentum, seinen aus einer Kiste voll Kleinoden bestehenden Privatschatz an, er wurde niedergeschrien und ausgeplündert! „Unglaublich stark" kam den staunenden slawischen Kriegern bei ihrem Einzug diese deutsche Burg vor, nie hatten sie gehofft, sie mit Waffengewalt zu gewinnen.

Fürstenberg wurde als Kriegsgefangener nach Moskau gebracht, wo der schreckliche Iwan sich zwar nicht an seinem greisen Haupte vergriff, er aber seine Tage in der Klage um die verlorene Freiheit seines Landes verzehrte. Der Deutschmeister in Mergentheim — dem Altenteil des Deutschordens — sogar Kaiser Ferdinand, schickten Briefe

und Gesandte nach Moskau mit der Bitte um Befreiung des gefangenen Landmeisters, aber vergeblich. Der grausame Zar gab ihn nicht frei. So starb Fürstenberg in der Fremde, in dem Flecken Ljubim, der ihm als Wohnsitz angewiesen worden war.

Der Übergabe von Fellin folgte eine Reihe weiterer, trostloser Ereignisse: Die Einnahme Alt-Pernaus und anderer fester Schlösser, die Verheerung von Gegenden, wo die halbasiatischen Barbaren bisher noch nicht hatten hausen können. Und wo war der angebliche Herr und Meister, der Pläne- und Ränkeschmied Kettler? Er saß hinter den Mauern von Dünamünde und ließ das Verderben seinen Gang gehen: Polen sollte ja helfen!

Nur die Haltung von Reval war wiederum ein Trost, aber leider der letzte in dem unabsehbaren Elend, welches das Deutschtum Livlands ganz zu ertränken drohte. Obwohl die Russen die feste Stadt mit sehr zahlreichem Kriegsvolk umschlossen hielten, wollten die Revaler, „beide edel und unedel", die Moskowiter nicht ohne einen Denkzettel lassen. Mit unbesonnenem Mut machten sie einen angesichts ihrer geringen Zahl geradezu verwegenen Ausfall. Gewaltiger Schrecken fuhr unter die sarmatischen Scharen, als die Deutschen aus dem Pernauer Tore auf sie losstürzten. Erst als die Russen erkannten, wie klein das Häuflein der Revaler war, hielten sie stand und schlugen den tollkühnen Ausfall zurück. Noch heute bezeichnet ein steinernes Kreuz auf dem Sandfeld vor Reval die Stätte, wo deutsche Helden im letzten Kampfe gegen die Moskowiter starben. Der Vorgang hatte aber seine Wirkung auf die Gemüter der erstaunten Russen nicht verfehlt! Sie meinten: „Die Revaler müssen wohl toll oder von Branntwein gar voll sein, daß sie mit so geringem Volke solch einer großen Macht zu widerstehen wagen." So brachen sie ihr Lager ab und zogen eiligst davon. —

Das war das Ende der livländischen Russenkriege. Verlassen von dem reglosen Reichskörper des damaligen Deutschland, verraten von der Hansa, die Waffen und Schießbedarf, „Lot und Kraut", wie man damals sagte, nach Rußland eingeschmuggelt hatte, sogar von deren Vorort Lübeck, der doch das Land „aufgesegelt" und die Kolonie gegründet hatte, zerrüttet durch innere Spaltungen und Zwistigkeiten, hörte Livland nunmehr die letzte Stunde seiner Freiheit und Selbständigkeit schlagen.

In der Erkenntnis, daß alles aus sei, trat das wackere Reval mit Estland unter die Schutzherrschaft des Schwedenkönigs Erich. Der Süden, Kurland und das eigentliche Livland fiel wie eine reife Frucht

nunmehr Polen in den Schoß, nur Riga blieb selbständig. Wie zur Strafe für seine unmenschlichen Barbareien ging Rußland bei dieser Teilung so gut wie leer aus. Der Vater der polnischen Besitznahme aber, Gotthard Kettler, wurde mit kleinen Fetzen dessen abgefunden, was sein schnöder Ehrgeiz erstrebt hatte: ein kleines Fürstentum mit Dünamünde wurde ihm zugebilligt, so daß er als Herzog von Kurland „von Polens Gnaden" lebte und starb. —

VII. Buch.

Brandenburg-Preußen.

Die Schlacht bei Warschau.

Aus den slawischen Kriegsgewittern des 10.—12. Jahrhunderts stieg die Mark Brandenburg empor; kein Wunder, wenn in der Folgezeit der brandenburgisch-preußische Staat noch öfter mit slawischen Gegnern zu ringen hatte, ein Wunder scheint es nur, daß dies nicht häufiger und heftiger geschah! Der Grund hierfür nun liegt darin, daß das einzige selbständige Slawenland an Preußens Ostgrenze lange Zeiten hindurch Polen war, dessen Zerrüttung, Machtlosigkeit und kulturlicher Tiefstand viele Jahrhunderte lang mehr als warnendes Beispiel, denn als Gefahr gelten konnte!

Der große Kurfürst sah sich 1656 durch die Zeitläufe und die Sorge für die Sicherheit, Macht und Zukunft seines Staates in den schwedisch-polnischen Krieg verwickelt. Die nordischen Stammesvettern verlegten Friedrich Wilhelm den Weg nach der Ostsee, indem sie Pommern für sich beanspruchten. Damals noch vom Ruhm des 30jährigen Krieges zehrend, waren sie geneigt, viel größere Gebietsansprüche zu erheben, als ihrem immerhin kleinen Volke zukam. Der große Staatsmann auf dem Kurfürstenstuhl von Brandenburg zögerte deshalb mit Recht, diesem Gegner, der soeben das Herz Europas achtzehn Jahre lang gewaltig erschüttert hatte, jetzt schon mit bewaffneter Macht entgegenzutreten. Als er es endlich tun mußte — im Jahre 1675 — da hieß das Ergebnis: Fehrbellin!

Auf der andern Seite hemmte Polen Brandenburgs Aufstreben dadurch, daß es seit dem zweiten Thorner Frieden die Lehnshoheit über Ostpreußen besaß. Nun bewarben sich beide kriegführenden Parteien um das Bündnis mit dem großen Brandenburger, für den das Wort zielweisend war: „Suprema lex salus publica." Die Entscheidung zugunsten der germanischen Macht gaben für Friedrich Wilhelm deshalb keinerlei nationale oder auch religiöse Neigungen, sondern einfach der kriegerische Erfolg Karls X. von Schweden, der das sogenannte polnische Reich gleich im ersten Anlauf niedergeworfen hatte. So blieb dem Großen

Kurfürsten kaum eine Wahl. Er verband sich daher mit dem Schweden, der ihm zunächst freilich nur die Vertauschung der polnischen Lehnshoheit über Preußen mit der schwedischen anbot.

Als sich aber zeigte, daß Polen von den verhältnismäßig schwachen, schwedischen Streitkräften, die es erobert hatten, doch nicht gehalten werden konnte, und Karl X. in eine bedrängte Lage geriet, stieg der Preis der brandenburgischen Hilfe in unerwartetem Maße. An einer völligen Unterwerfung Polens durch den kriegstüchtigen Schweden hatte andererseits Friedrich Wilhelm kein Interesse, da er dann ja einen übermächtigen Nachbarn statt eines schwachen und verhältnismäßig ungefährlichen an seinen östlichen Grenzen gesehen hätte. Er wollte also Polens Untergang nicht herbeiführen helfen, und deshalb suchte er auch in Warschau Unterhandlungen mit dem damaligen Polenkönig Johann Kasimir anzuknüpfen; der aber wollte von Verhandlungen mit dem „ungetreuen Lehnsträger" nichts wissen und sprach in lächerlicher Überhebung: „Wenn sich der Kurfürst von Brandenburg mir zu Füßen wirft, so weiß ich noch nicht, ob ich ihn aufheben würde."

Dieser Hochmut sollte vor dem Falle kommen. Mit 8600 Mann zog Friedrich Wilhelm nunmehr den Schweden zu, die etwa ebenso stark in Preußen standen. Von hier aus rückten die Verbündeten auf Warschau los, das sie so natürlich auf dem rechten, östlichen Weichselufer bedrohten. Hier liegt, Warschau gegenüber, der Brückenkopf Praga. In seiner Nähe lagerten an 40000 Polen, meist Reiter, verstärkt durch Schwärme von Tataren. Das polnische Heer hatte sich stark verschanzt; siegesgewiß auf seine große Überzahl pochend, erwartete es den Feind: „Er ist nur ein Frühstück für unsere Tataren," sprachen die übermächtigen Herren von der Slachta.

Am 28. Juli rückten die germanischen Verbündeten gegen die sarmatischen vor. Ihr kleines Heer war bald zur Schlacht geordnet, rechts standen die kriegsberühmten Schweden unter Führung ihres Königs, links die Brandenburger, deren damals noch bescheidener Ruhm bald den ihrer nordischen Vettern weit überstrahlen sollte! Sie wurden geführt vom Kurfürsten in Person sowie den Generalen von Sparr und Graf von Waldeck. Beim ersten Angriff auf die polnische Stellung verzögerte das vorliegende sumpfige und waldige Gelände das Herankommen an die feindliche Hauptmacht, und das schwedisch-brandenburgische Heer löste sich in einzelne kämpfende Scharen auf; es gelang an diesem Tage nur, überall das Vorgelände der polnischen Stellung vom Feinde zu säubern.

Am folgenden Tage aber, dem 29. Juli, warfen dann die Brandenburger die Polen aus einem Teil ihrer Verschanzungen heraus und

eroberten sogar eine wichtige Höhe, die sie gegen alle Angriffe der Tataren und Polen tapfer kämpfend behaupteten. Diesen entscheidenden Vorteil wußten die Schweden geschickt auszunutzen. Sie schwenkten hinter den festgebissenen Brandenburgern links ab, so daß die polnische rechte Flanke überflügelt werden konnte. In dieser Gefechtslage kam der dritte Tag der Schlacht heran. Die Mitte des slawischen Heeres stand im Walde vor Praga, das Fußvolk hinter Verhauen gedeckt und daneben auf Hügeln verschanzt das Geschütz. Dies wiederum war durch schwere Reiterei gedeckt. Hier griffen die Brandenburger an, und der 30. Juli 1656 wurde zu ihrem Ehrentage. Wie später in großen Tagen erscholl damals schon ihr Kriegsruf: „Gott mit uns!" Unter Sparrs ebenso umsichtiger wie kühner Führung erstürmten sie die Waldverhaue, dann nahmen sie in überraschendem Angriff die Höhen mit den verschanzten Geschützen, schlugen deren Bedeckung zurück und richteten die eroberten Feuerschlünde gegen die weichenden Polen.

Das war für diese zuviel auf einmal und in so kurzer Zeit: aber ehe man sich auf polnischer Seite noch von dem Schrecken über diese plötzliche Niederlage erholt hatte, setzten die Schweden ihrerseits zum Angriff ein und warfen den schon umgarnten rechten Flügel mit großer Wucht zurück. Nun war kein Halten mehr! Die fast dreimal so zahlreichen Slawen stoben in wilder Flucht vor den kühnen germanischen Kriegern dahin, alles versuchte in kopfloser Hast die rettende Weichselbrücke zu erreichen. Hinter den prächtig, theatralisch aufgeputzten Slachtzizen jagten die schlichten brandenburgischen Dragoner her, die nichts als einen frischen Eichenbruch am Hute trugen. Das polnische Königspaar hielt in Praga, vergebens baten und flehten Johann Kasimir und seine Gemahlin: niemand achtete ihrer, weder der sonst so ritterliche Edelmann, noch der einfache Krieger aus dem Fußvolke.

So mußte der König die Flucht seines Heeres teilen, mit dessen Trümmern er sich nach Lublin begab. Warschau lag wehrlos vor den Siegern; im Triumph zogen sie dort ein. Dann marschierte Friedrich Wilhelm mit seinen Brandenburgern nach Preußen zurück, da mit diesem Erfolge alles erreicht war, was er im Interesse seines Staates hoffen konnte — mehr wollte er nicht! Der Schwedenkönig brauchte seinen Bundesgenossen übrigens bald recht nötig. Warschau fiel nämlich später wieder in die Hände der Polen, und litauische sowie tatarische Horden brachen sogar im Oktober 1656 in das Herzogtum Preußen ein, wo sie eine Reihe Dörfer und Städte zerstörten und viele Einwohner erschlugen. Da gewährte Karl X. gern, daß sich Friedrich Wilhelm der ihm aufgedrungenen Lehnshoheit entwand. Der Vertrag zu Wehlau,

den der große Kurfürst 1657 mit Polen schloß, brachte ihm dann auch von dieser Seite die Anerkennung des erstrebten Zieles: die Herrschaft aus eigenem Recht im Herzogtum Preußen! Der Ehrentag von Warschau aber verdient gerade heute, zur Zeit polnischer Anmaßung und wachsenden slawischen Übermutes, mehr Beachtung und Anerkennung als ihm zuteil wird, möge er nie über den glänzenden Großtaten der neuesten Geschichte vergessen werden! —

Die russischen Feldzüge im siebenjährigen Kriege.

Es ist merkwürdig, daß bei Betrachtung des siebenjährigen Krieges bezw. des russischen Eingreifens in diesen Kampf halb Europas gegen Preußen, nie die Frage aufgeworfen wird: Wie konnten denn die Russen, von Preußen durch das gewaltig ausgedehnte Polen getrennt, so ohne weiteres in Ostpreußen oder der Neumark erscheinen? Polen lag ja doch gar nicht im Kriege mit Friedrich dem Großen, war ja „neutral". — Die bloße Aufwerfung dieser Frage beleuchtet grell den Zustand der Dinge in der sogenannten polnischen Republik: die russischen Heere marschierten, ohne weiter zu fragen, quer durch Polen hindurch, um Preußen anzugreifen. Hier muß sich aber auch der einfachste Sinn sagen: ein Staat, dessen Neutralität in so selbstverständlicher Weise von einem kriegführenden Nachbarn verletzt werden kann, ist ein politischer Leichnam!

Und das war Polen — nicht erst als es 1772 zur ersten Teilung kam, sondern schon von altersher, schon seit dem Mittelalter. Bereits als die brandenburgisch-schwedischen Sieger in Warschau einzogen, wäre es reif zur Teilung gewesen. Mindestens aber 1724, aus Anlaß des Thorner Blutgerichts hätte Preußen einschreiten und wenigstens Westpreußen wieder an sich bringen müssen. Damals war es die allzu vorsichtige Art Friedrich Wilhelms I., die ihn die Hand noch einmal von dem Degen zurückziehen ließ, nach welchem er schon gegriffen hatte. Es war eine jener großen Gelegenheiten, die allzupeinliche Gewissenhaftigkeit und Friedensliebe auch manchen späteren Hohenzollern verpassen ließ: man denke nur an 1805 und 1850! Schon lange waren dem redlich deutschen Sinn des Königs die „nieposvolams", wie er sagte, ein Greuel gewesen, nunmehr beleuchtete dieser freche Justizmord von 9 Thorner evangelischen Bürgern nebst Bürgermeister und die Vergewaltigung der alten Sonderrechte der treudeutschen Stadt die polnische Slachtzizen-

Wirtschaft wie ein greller Blitz! Die Spötter hatten leider recht, die da sagten: „der preußische Soldatenkönig steht immer da mit angelegtem Gewehr, aber er hat niemals den Mut loszudrücken!“

Sehen wir uns den politischen Leichnam Polen einmal näher an, er ist es wirklich wert. Will man ein warnendes Beispiel dafür anführen, wohin ein Volk gelangt, wenn es der ungezügelten Herrschaft und Ausbeutung von Edelleuten, Priestern und Juden preisgegeben ist, so braucht man nur das damalige Polen vor Augen zu führen. Seine „Verfassung“ war der in die Wirklichkeit übersetzte politische Witz: „Die Republik mit dem König an der Spitze“ — der Herrscher war ein schwacher, abhängiger Wahlkönig in einer zuchtlosen Adelsrepublik. Dieser Adel, die Slachta, war trotz seines gotischen Namens der leichtfertigste Europas. Rohes Sarmatentum verband sich bei ihm mit schlüpfrigem französischen Firnis zu einer greulichen Zwitter- und Halbbildung. Und jeder dieser 170000 Edelleute konnte die wichtigsten Beschlüsse des sogenannten Reichstages durch sein „nie poswolam“, seinen persönlichen Einspruch, zunichte machen. Wie leicht war es da für das Ausland, gegen ihm unbequeme Beschlüsse sich ein solches „nie poswolam“ zu kaufen, es brauchte gar nicht einmal immer Gold zu sein: die Stimmen waren manchmal recht billig zu haben! Die Geistlichkeit war wohl etwas besser als diese „Slachta“, aber auch sie war roh, unwissend und nahm an der Bedrückung der aus Leibeigenen bestehenden Volksmasse teil.

Einzelne bessere Köpfe und tüchtigere Charaktere unter ihr sahen freilich das Elend und die daraus drohende Gefahr. So sagte der damalige Primas von Polen, der Erzbischof von Gnesen ahnungsvoll: „In der Geschichte findet sich kein Beispiel solcher Unordnung, und man muß deshalb zu dem Schluß kommen, daß ein Reich von so elender Beschaffenheit entweder ein Raub der Feinde werden oder sich in „tatarische Felder“ verwandeln wird.“

Da es keinen Bürgerstand und keine freien Bauern gab, also überhaupt keinen Mittelstand — den Kern jedes gesunden Volkskörpers — so lag Handel und Wandel vollständig in den Händen der fast eine Million Köpfe starken Judenschaft, die das Werk der Ausbeutung und Erpressung unter dem Schutz von Adel und Geistlichkeit vollendete. Kein Wunder, wenn dieses polnische „Volk“ selbst zum großen Teil mehr tierischen Wesen als Menschen glich, so namenlos ausgesogen, unterdrückt und geschändet war der Hörige, der die eigentliche „Nation“ ausmachte. Mit Schafpelzen (Hammelfellen) bedeckt, durch Schmutz und Rauch entstellt, auf eine Nahrung von Brod, das mit Spreu gemischt war, und Kräutern angewiesen, als einziges Labsal den Branntwein

kennend, hausten diese Unglücklichen in Erdhütten, halben Höhlen, mit Rind- und Borstenvieh unter einem Dach — falls sie überhaupt noch ein Stück Vieh hatten — in Unrat, Ungeziefer und Dunkel.

Die Kindersterblichkeit war bei solchen menschenunwürdigen Zuständen erschrecklich hoch, die Hälfte ging zu Grunde, und kam ein Jahr des Mißwachses, so raffte die Hungersnot auch die älteren Leute haufenweise dahin — schlimmer konnte es diesem „Volk" wahrhaftig nicht ergehen — selbst wenn Polen an die Türken oder Tataren gefallen wäre.

Daß ein solcher „Staat" nach außen hin sich als völlig ohnmächtig offenbaren mußte, ist ja selbstverständlich. Dies Polen, das vor der ersten Teilung noch ein Gebiet von 13000 Geviertmeilen aufwies, hatte verfassungsmäßig ein Heer von etwa 18000 Mann, aber nur die Hälfte davon war vorhanden, und wie locker diese Wehrmacht gefügt war, wie leicht sie bei einem ernsten Anprall auseinanderlief, hatte unter anderem bereits die Schlacht bei Warschau bewiesen!

Ein so zerrüttetes Land, ein so verrottetes Volk konnte freilich weder den Willen noch die Kraft finden, der Unverschämtheit der eigenmächtigen russischen Truppen-Durchzüge irgendwie entgegenzutreten.

Nachdem die Zarin Elisabeth von Rußland, durch Friedrichs nur allzugerechten Spott gereizt, sich Maria Theresia als Verbündete angeschlossen hatte und so nur aus persönlichem Haß in den „3. schlesischen Krieg" eingriff, marschierten also die Russen, 100000 Mann stark, mit 300 Geschützen unter Feldmarschall Apraxin ganz einfach durch das polnische Gebiet nach Ostpreußen, wo sie im Jahre 1757 von Norden her einrückten. Des großen Königs erste, aber deshalb umso größeren Eindruck machende Niederlage bei Kollin war für sie das Zeichen gewesen, um nun auch ihrerseits Preußen anzufallen. Im alten Ordenslande konnte ihnen Friedrich jetzt am wenigsten entgegentreten; die Stadt Memel fiel in ihre Hände, dann drangen sie südlich bis zum Pregel vor, wo sie auf das zum Schutze der Provinz zurückgelassene Teil-Heer von 30000 Mann trafen, daß der greise Feldmarschall von Lehwald befehligte. Zwischen Insterburg und Wehlau, bei Großjägersdorf, griffen die Preußen am 30. August 1757 trotz ihrer Minderzahl den fast vierfach überlegenen Feind an, weil dessen Verwüstungen und Greueltaten eine schnelle Abwehr erheischten. Aber die Übermacht der Russen war zu groß, auch ein weniger „überalterter" General als Lehwald hätte dies Mißverhältnis nicht auszugleichen vermocht. Trotzdem die geschulte Tapferkeit der Preußen anfänglich nennenswerte Vorteile gegen die unzählbaren sarmatischen Scharen erreichte, wurden Lehwalds Truppen nach tapferem Kampf besiegt und mußten dem slawischen Feinde dies

alte deutsche Ordenland überlassen. Aber nur für kurze Zeit. Die schwerfällige, langsame, unsicher tappende Kriegführung, die den Russen bis auf den heutigen Tag eigentümlich ist, brachte es auch damals mit sich, daß sie auf die Nachricht von einer gefährlichen Erkrankung der Zarin hin alsbald aus Ostpreußen wieder abzogen.

Zorndorf.

Erst im Januar 1758 kehrten sie dorthin zurück. Statt Apraxin befehligte sie nunmehr Graf Fermor, ein baltischer Deutscher, und diesmal betrugen sie sich gesitteter, weil man das Land zu einer russischen Provinz zu machen gedachte! Die inneren Vorgänge in Ostpreußen in diesem Jahr erinnerten mit etwas bitterem Beigeschmack an die im sinkenden Ordensstaat — Landadel und Bürgertum waren zu schnell und willig bereit, sich mit der Fremdherrschaft auf ihre Weise abzufinden. Bereits am 24. Januar — ausgerechnet am Geburtstage ihres großen Helden! — leisteten die ostpreußischen Stände zu Königsberg der erbärmlichen Zarin Elisabeth den Huldigungseid. Ein so eiliges Entgegenkommen gegen die russischen Wünsche wäre in der Tat nicht möglich gewesen, wenn nicht gewisse Nachkommen der „Eidechsen"- und „Städtebündler" den Schritt ganz gern getan hätten. Niemals hat der große König diese vorschnelle Huldigung verziehen; er hat die Provinz, deren Stände solcher Schwäche fähig waren, mit keinem Fuße wieder betreten; erst 1813, als Ostpreußen das Zeichen zur einmütigen Erhebung gegen das Joch des Korsen gab, hat es diese Scharte wieder ausgewetzt. Vom Januar 1758 bis zum Frühling 1762 — während welcher Zeit Friedrich in unvergleichlich heldischem Ringen mit halb Europa kämpfte — blieb das alte Ordensland russisch!

Nach der Besitznahme von Ostpreußen zog Fermor — wieder durch „polnisches" Gebiet, d. h. Westpreußen, nach der Neumark. Hier fielen seine Slawenhorden wie Heuschreckenschwärme vernichtend in das unglückliche, bis dahin von den Kriegsgreueln verschonte Land.

Wie Wilde und Tollwütige hausten namentlich Kosacken und Kalmücken auf dem flachen Lande: an Küstrin dagegen, das vom Obersten Schach von Wuthenow sehr tapfer verteidigt wurde, prallte der wilde Höllenschwarm ab. Da die Festung auf einer inselartigen Landzunge lag, die durch den Zusammenfluß der Oder mit der damals in mehrere Arme geteilten Warthe gebildet wurde, so war dies echte „Wasser-

loch" mit sumpfigem Vorgelände durch eine regelrechte Belagerung nicht zu nehmen. Fermor versuchte deshalb Küstrin dadurch zur Übergabe zu zwingen, daß er es am 15. August 1758 mit Brandkugeln aller Art überschüttete. In kurzer Zeit stand die unglückliche Stadt in Flammen, die Neumärker, die sich vor den russischen Mordbrennern hinter ihre Wälle gerettet hatten, waren nun gezwungen, sich vor der ungeheuren Feuersbrunst, die all ihr Hab und Gut verzehrte, über die Oderbrücke auf das westliche Ufer zu flüchten. Fermor aber mußte zu seinem Erstaunen erfahren, daß die Beschießung auf den tapferen Befehlshaber gar keinen Eindruck gemacht hatte; die Aufforderung zur Übergabe beantwortete Wuthenow mit der Erklärung: er gedenke sich bis auf den letzten Mann zu verteidigen. „Mit solchem Gesindel muß man sich herumschlagen", hatte Friedrich in Schlesien beim Anblick der slawischen Kroaten- und Pandurenhorden gesprochen, welche die „allerchristlichste und tugendreichste" Kaiserin Maria Theresia auf ein deutsches Land und Volk losgelassen hatte. Hier nun hieß es noch tierischere Slawen aus preußischen, ja sagen wir — europäischen Landen jagen — denn damals noch viel mehr als heute war Rußland Halbasien und seine Soldatenschaft ja zum Teil ganz asiatisch, wie z. B. jene Kosacken und Kalmücken!

Gegen einen solchen Feind mußte der „philosophische" König eins seiner Erblande schützen. Aus Landeshut in Schlesien eilte er herbei — es war im heißen Monat August des Jahres 1758 — und vereinigte sein Heer, 14000 Mann fritzische Kerntruppen, im Lager gegenüber von Küstrin mit denen des Obersten Grafen Dohna, der allein zu schwach gewesen war, um zur Deckung oder Rettung der Neumark etwas zn unternehmen. Es waren Ostpreußen, jene Truppen, die im Jahre zuvor bei Großjägersdorf gekämpft hatten, und sahen, weil sie seitdem zur Untätigkeit verurteilt waren, geschont und wohlgenährt aus — während das Hauptheer unter Friedrich die Spuren so vieler Siege und Märsche trug. Da sprach der alte Fritz mit ätzendem Humor zu Dohna: „Ihre Leute haben sich ja sehr geputzt, meine sehen aus wie die Grasteufel, aber sie beißen auch."

Was mußte der König beim Anblick der rauchenden Trümmer jener Stadt empfinden, die in seiner Jugend eine so tragische und doch für seinen Werdegang so segensreiche Rolle gespielt hatte! Zur Linderung der dringendsten Not ließ er den über den Brandstätten jammernden Bürgern sofort 200 000 Taler auszahlen und tröstete sie leutselig. Während er auf die russischen Verschanzungen in der Nähe von Küstrin feuern ließ, brach er in der Nacht mit dem gesamten

Heere auf und ging weit unterhalb der Festung bei Alt-Güstebiese über die Oder. Hier im Kreise Königsberg N/M. traf man überall auf die völlig ausgehungerten und verelendeten Bewohner. Willig gaben ihnen die gutmütigen Soldaten von ihrem Kommißbrote, dafür trugen ihnen die Bauern Wasser zu, um den brennenden Durst zu löschen.

Da Fermor den preußischen Streitkräften bedeutend überlegen war, — 44000 Russen gegen 36000 Preußen — so wich er vor Friedrich nicht in das unwirtliche Polen zurück, sondern nahm die Schlacht an. Seine Aufstellung war ein langgestrecktes Rechteck, das nördlich von Kunersdorf, zwischen dem Zaberngrund und dem Langen Grund den Angriff erwartete. Diese plumpe Schlachtordnung, die sich wohl in den Türkenkriegen bewährt haben mochte, mußte sich einem durchaus modernen Feldherrn wie Friedrich gegenüber als schwerer Fehler erweisen; denn es war vorauszusehen, daß ein so entschlossener, kühner und dabei umsichtiger Heerführer diese ungefüge Masse mit seiner genialen Kriegskunst auseinandersprengen würde, da die fast völlige Passivität eines solchen Schlachtvierecks einen Ausgleich für die Minderzahl der kriegserprobten Angreifer darstellte.

Von Norden her also rückte das preußische Heer gegen die Russen an, zerstörte die Brücken der im Rücken des Feindes fließenden Mietzel, zog vor der Ostseite von Fermors Rechteck vorbei und schwenkte dann in langem Zuge rechts ein, bis zur Südwestecke des Vierecks. Zwischen diese und Zorndorf, das in Brand gesteckt war und hell loderte, schob der König sein gesamtes Heer in die gewollte Stellung.

Gegen $^1/_2$9 Uhr morgens begann der große Friedrich den Angriff auf den rechten Flügel des Feindes, in der Absicht, diesen zuerst zu zertrümmern. Und sein Plan sollte glänzend gelingen! Die Schlacht wurde mit überlegenem preußischen Geschützfeuer eröffnet, das in den tiefen Reihen der Russen furchtbar wütete: soll doch eine Kugel 42 Mann niedergerissen haben! Dann griff die Vorhut unter General Manteuffel die Südwestecke des russischen Schlachtvierecks an. Da das erste Treffen des linken preußischen Flügels zu hurtig folgte, geriet es im dicken Staub und Pulverdampf in Verwirrung. Statt als schmaler Keil in die russische Menge zu stoßen, wie der große Feldherr es wollte, zog sich auch das folgende Treffen zu einer langen dünnen Linie nach der Mitte hin, wo es im feindlichen Kreuzfeuer fürchterlich litt. Diesen Augenblick benutzte die russische Reiterei sehr geschickt, warf sich mit lautem „Ara, Ara!" auf die acht preußischen Bataillone, die hier vorstürmten, und warf alles in Verwirrung zurück.

Der König wirft sich den Fliehenden entgegen, springt vom Pferde, ergreift eine Fahne des Regiments Bülow und trägt sie den Seinen

voran, dem Feinde entgegen! Aber selbst ihm gelingt es nicht, das Gefecht hier zum Stehen zu bringen.

Doch hinter dem brennenden Zorndorf hält Seydlitz mit 23 Schwadronen seiner unwiderstehlichen Reiter. Im Nu hat er den rechten Augenblick erspäht und stürzt sich auf die verfolgende russische Reiterei, wirft sie auf ihr eben vorrückendes Fußvolk, und wirbelt die so entstehenden wirren Haufen mit unablässig auf Mann und Roß niederhämmernden Klingen langsam rückwärts. Es war ein furchtbares Morden, das stundenlang währte! Gnade wurde nicht gegeben noch verlangt. Stumpfsinnig, doch unter hartnäckiger Gegenwehr ließ sich der ganze rechte russische Flügel abschlachten. Was nicht niedergemetzelt war, wurde in Sümpfe zersprengt. Ein Teil der Versprengten gelangte zur russischen Wagenburg bei Quartschen. Hier stürzten sie sich auf die Branntweinfässer, schlugen sie ein und tranken den Wutki in solchen Mengen, daß sie ihre eigenen Vorgesetzten töteten, um bald als Schnapsleichen diesen Teil des Schlachtfeldes zu bedecken.

Endlich, um Mittag, zog Seydlitz seine Tapferen vor dem nunmehr auf sie gerichteten Geschützfeuer der russischen Mitte zurück. Jetzt ließ der König seinen bis dahin zurückgehaltenen rechten Flügel, bei dem er sich aufhielt, gegen die noch unerschütterte Mitte und linke Hälfte des russischen Vierecks vorgehen. Aber auch hier mußte Seydlitz den Sieg bringen. Als nämlich Dohnas Regimenter beim Angriff vor der russischen Reiterei erst stutzten, dann wichen und geradezu davonliefen — stürzte sich Seydlitz, diesmal mit 61 Schwadronen, auf die Feinde und warf sie in die Moräste an der Mietzel, bei Quartschen. Es war für die Seinen eine harte Arbeit, denn sie waren seit 12 Stunden im Sattel und hatten mit Säbel und Pallasch in der Hitze gehauen und gestochen, daß ihnen die Arme fast den Dienst versagen wollten!

Nun gingen die noch frischen Regimenter Prinz von Preußen, Asseburg u. a. unter Führung des Königs auf das russische Fußvolk los und drängten es langsam zurück. Mann focht gegen Mann, und jetzt erhob sich hier ein ähnliches Schlachten, wie vorher auf dem anderen Flügel — „bei Zorndorf galt es Zorn" — der Rachegrimm der Preußen machte diese Schlacht zur blutigsten des ganzen Krieges. Der alte Fritz selbst war mitten im Gefecht, so daß einige Leibpagen in seiner unmittelbaren Umgebung gefangen, verwundet und getötet wurden. Ihm und seinen bewährten Generalen gelingt es endlich, etwas Ordnung in das heiße Gewühl zu bringen, so daß er gegen $^1/_2$9 Uhr abends durch eine geschickte, umfassende Seitenbewegung von Nordosten her die Russen mit völliger Umzingelung bedrohen konnte. So wurden sie vom Langen Grund

zum Zaberngrund und schließlich über den Zaberngrund unaufhaltsam nach Südwesten zurückgedrängt, grade dahin, von wo am Morgen der preußische Angriff erfolgt war.

Es war einer der glänzendsten Siege Friedrichs — und das will viel sagen — aber freilich die völlige Vernichtung des verhaßten und verachteten Gegners konnte er nicht herbeiführen, da es den Siegern leider an Schießbedarf fehlte (besonders das Fußvolk hatte sich verschossen) und die Reiterei von der übermäßig langen und harten Blutarbeit an Körper und Geist völlig erschöpft war. Über 20000 Russen lagen tot und verwundet auf der Wahlstatt, denen auf Friedrichs Seite nur die Hälfte gegenüberstand. Gefangene wurden in der Schlacht kaum gemacht: erst am folgenden Tage sammelte man eine große Menge versprengter Russen. 103 russische Geschütze und 27 Fahnen und Standarten fielen in die Hände der Sieger. Im übrigen machte sich bei dem Ausgang des Kampfes das Schwergewicht der zahlenmäßig so überlegenen sarmatischen Masse geltend, sodaß an eine Verfolgung nicht zu denken war. Am anderen Morgen standen die Russen in entsprechend verkleinertem, an die Westecke des zerstörten Kunersdorf angelehntem Rechteck wiederum bereit, sich nochmals stumpfsinnig abschlachten zu lassen! Notdürftig hatten sie sich wieder gesammelt und erwarteten den furchtbaren Anprall der Seydlitzer, den schrecklichen Angriff der altfritzischen Grenadiere, aber aus den oben angeführten Gründen erfolgte er nicht — und Fermor konnte mit seinem zerschmetterten Heerhaufen ungehindert abziehen.

Diesen Rest der Barbaren mußte der König entkommen lassen. Schwer genug ist es ihm gefallen! — Der englische Gesandte Mitchel, der Friedrich bis auf das Schlachtfeld gefolgt war, beglückwünschte ihn mit den Worten: „Der Himmel hat Eurer Majestät heute wieder einen schönen Sieg gegeben." Da zeigte der alte Fritz auf Seydlitz und sagte: „ohne diesen würde es schlecht mit uns aussehen" — er hatte damit die Wahrheit gesprochen. Zu den gefangenen russischen Offizieren aber sagte er zornig: „Ich bedauere, daß ich kein Sibirien habe, wohin ich Sie schicken kann, wie Sie es mit den gefangenen preußischen Offizieren machen." Um sie für ihre barbarische Kriegführung zu bestrafen, ließ er sie zunächst in die feuchten Kasematten von Küstrin stecken, und als sie sich hierüber beschwerten, sagte er bissig: „Sie haben sich durch ihre Beschießung kein einziges Haus übrig gelassen, deshalb müssen Sie so vorlieb nehmen." Später, als die Nachricht von einer milderen Behandlung der Preußen von Petersburg kam, ließ er sie nach Berlin bringen, wo sie sogar an den dortigen Hoffesten teilnehmen durften.

Froh, nicht verfolgt zu werden, zogen die Russen in der Nacht vom 26/27. August zwischen Friedrichs Lager und dem Nordrande des Warthebruchs nach Landsberg ab und marschierten dann nach Pommern. Schon mußte Preußens Held auch wieder nach einem anderen Teile des Kriegsschauplatzes eilen: nach Sachsen, wo sein mit der Deckung dieses Landes beauftragter Bruder Heinrich, in arge Bedrängnis zu geraten drohte. Im Oktober 1758 waren die Russen in Pommern einmarschiert und belagerten Kolberg. Die Besatzung der später so berühmt gewordenen Festung am Ostseestrand war sehr schwach, aber mutige Bürger und ein tapferer Landsturm verteidigten sie. Nach wiederholter fruchtloser Beschießung versuchten es die Russen mit einem Sturm. Trotzdem es ihnen gelang, bis in den sogenannten, „gedeckten Weg" am Außenrande der Befestigungen einzudringen, wurden sie endgültig zurückgeschlagen. Nun beschränkten sie sich darauf, ringsum barbarische Verwüstungen vorzunehmen, dann zogen sie in ihre Winterquartiere hinter der Weichsel, nach Polen zurück, das so bereits 14 Jahre vor der ersten Teilung von ihnen als russische Provinz behandelt wurde.

Kunersdorf.

Der Beginn des russischen Feldzuges von 1759 ist in jeder Hinsicht recht kennzeichnend. In der angeblich neutralen Republik Polen hatten die Russen ganz gemächlich Vorratshäuser längs der Warthe angelegt, woraus sie ihre Verpflegung während des Krieges ergänzen wollten — beruhte doch die Kriegführung jener Zeit auf solchen Magazinen. Natürlich ergriff Friedrich Gegenmaßregeln. Schon im Februar ließ er ein Streifkorps in das so „freundnachbarliche" Land einrücken, dem es gelang, hier Vorräte zu vernichten, mit denen 50000 Russen ein Vierteljahr lang hätten verpflegt werden können! Auf diesem überraschend durchgeführten Streifzug wurden auch die jeder Neutralität hohnsprechenden Machenschaften des Fürsten Sulkowski vereitelt. Dieser Standesherr der (jüngst an den preußischen Staat gefallenen) Herrschaft Reisen in der Provinz Posen — hatte den Russen nicht nur ansehnliche Lieferungen zugehen lassen, sondern sogar Truppen für sie geworben! Er wurde samt seiner Leibwache aufgehoben und nach Glogau geschleppt. So wagte ein hoher polnischer Slachtzize damals gegen das neutrale Preußen zu handeln; die Strafe dafür war freilich empfindlich, aber gerecht.

Um die Vereinigung der russischen und österreichischen Heere zu verhindern, die schon in den vorigen Jahren von den Feldherren Maria

Theresias vergebens erstrebt worden war, drang dann im Juli ein preußisches Teilheer unter Dohna gegen Posen vor, wo die Russen sich häuslich eingerichtet hatten. In einem Aufruf an die Bevölkerung sagte Dohna, daß er nur gezwungen polnisches Gebiet betrete, um die Russen am Angriff auf das bedrohte Vaterland zu verhindern. Das Landvolk sollte geschont werden, deshalb wurden keine Beitreibungen von Lebensmitteln gestattet, alles wurde in bar oder — durch Gutscheine bezahlt! Aber dieser Feldzug in Großpolen führte nur zu einem Hinter- und Nebeneinandermarschieren, das den Russen den Weg nach der Oder nicht verlegen konnte. Deshalb schickte Friedrich den General v. Wedel mit unbeschränkter Vollmacht zu den unter Dohna bei Züllichau stehenden preußischen Truppen. Sie sollten den Russen dort unter allen Umständen entgegentreten. Diese hatten die Grenze der Neumark in der Nähe von Züllichau überschritten, sie befanden sich am 23. Juli westlich von jener Stadt, in sehr vorteilhafter Stellung bei dem Dorfe Kay. Es war die russische Hauptmacht unter Soltikow, 52000 Mann stark. Obwohl Wedel nur 28000 Mann unter sich hatte, beging er das Wagnis, die Russen hier anzugreifen. Wedel war ein kühner Mann von stürmischer Tapferkeit, so recht nach dem Herzen Friedrichs. Im zweiten schlesischen Kriege hatte er sich den Ehrennamen des preußischen Leonidas erworben und sich besonders auch bei Leuthen ausgezeichnet, aber das Wagnis bei Kay war zu groß. Mit Ungestüm griff er den Feind an, ohne dessen erdrückende Überzahl und feste Stellung in Rechnung zu setzen! Trotz aller unvergleichlichen Tapferkeit Wedels und seiner Preußen waren ihre hartnäckigen bis in die Nacht fortgesetzten Angriffe vergebens — mit einem Verluste von 8000 Mann mußten sie schließlich den Russen das Feld lassen!

Soltikow rückte nun nach der Oder vor. Am 3. August fand die Vereinigung mit dem österreichischen Heere statt, das Laudon — ein deutscher Balte — in Eilmärschen durch die Lausitz über Guben nach der Neumark geführt hatte. Die Verbündeten verschanzten sich nun auf den nicht unbedeutenden Höhen, die das östliche Oderufer schrägüber von Frankfurt beherrschen. Eine trotzige Bismarcksäule schaut heute auf das geschichtliche Gelände hinüber. Der König eilte mit dem Kern seines Heeres aus Schlesien herbei, um den gefährlichen Feind aus der Nähe des Herzens seiner Monarchie zu verjagen, einen Feind, der trotz des österreichischen Zuzuges als slawisches Heer bezeichnet werden kann, da auch die Truppen des „Kroatengenerals" Laudon zum großen Teil aus den von Friedrich besonders verachteten österreichischen Slawen bestanden.

Nachdem der König Wedel und die Seinen, die Helden der Schlacht

bei Kay, über Krossen an sich gezogen hatte, ging er weit stromabwärts von Frankfurt bei Reitwein und Göritz über die Oder; sein Anmarsch geschah demgemäß von Norden her, um die feindliche Stellung, die sehr fest war, vom linken Flügel her anzugreifen und aufzurollen. Die Schlacht, die nun begann, heißt nach dem sechs Kilometer östlich von Frankfurt gelegenen Kunersdorf, das in einem Grunde zwischen jenen Höhen des rechten Oderufers liegt. Dieses Dorf bildete ungefähr die Mitte der wohlverschanzten feindlichen Stellung. Ihr rechter Flügel lehnte sich an die Oder, links war sie durch den Bäckergrund und im Rücken durch sumpfige Buschwälder gedeckt, der Zugang zur Front wurde durch eine erhebliche Bodensenkung geschützt. In dieser vorzüglichen Stellung griff Preußens Heldenkönig am 12. August 1759 mit 49000 Mann den fast doppelt so starken Gegner an. Während ein Teil der Preußen über die Bäckermühle und das Hühnerfließ direkt in die linke Flanke der Russen stieß, zog sich das Hauptheer in einem Bogen vor den linken Flügel des Feindes, indem es ungesehen durch ausgedehnten Kiefernwald marschierte.

Der nun folgende heldenmütige Sturm auf diesen verschanzten Flügel gelang glänzend: Trotz der Sonnenglut, trotz des Kartätschenhagels, trotz der Schanzen, trotz der feindlichen Überzahl wurden die Mühlberge erstürmt, ein russisches Regiment nach dem andern geworfen, und nicht weniger als 80 Geschütze erobert. Erst jenseits des sogenannten Kuhgrundes konnten sich die Russen wieder sammeln, aber auch dahin folgten ihnen die Sieger. Sie sprangen in die Schlucht hinab und erkletterten den steilabfallenden Rand auf der anderen Seite. Vergebens bemühten sich die Russen zweimal sie wieder hinabzustürzen, denn der linke Flügel des Königs griff nun ein, und die Preußen behaupteten sich so nicht nur siegreich auch auf dieser Seite des Kuhgrundes, sondern warfen wieder ein feindliches Regiment nach dem anderen zurück. Furchtbar freilich waren die Verluste, mit denen dieser Erfolg erkauft worden war: Tausende lagen zerschmettert auf den sandigen Höhen und deren nördlichen und südlichen Hängen, unter ihnen Ewald von Kleist, Major im Regiment Hauß, der edle Dichter des „Frühlings“.

Aber die errungenen Vorteile waren bedeutend: die Hälfte des russischen Heeres war völlig geschlagen, die feindliche Stellung bis zur Mitte von links her erobert! Hätte sich Friedrich mit diesem Siege begnügen können, so war der Tag gewonnen. Doch er wollte den verhaßten slawischen Feind gänzlich vernichten und so beschloß er, trotz der Gegenvorstellungen von Seydlitz und anderen verdienten Generalen, mit den schon ausgepumpten Truppen auch noch dessen rechten Flügel

zu vernichten. Hier stand Laudon mit seinen Österreichern auf den sogenannten Judenbergen, welche die eroberten russischen Stellungen noch überhöhten. Von dort her schmetterten nun seine Geschütze auf das unter schrecklichen Verlusten angreifende preußische Fußvolk. In dem tiefen Sande können Friedrichs schwere Geschütze dem Angriff nicht aufwärts folgen, so bleiben die erschöpften Stürmer ohne die nötige Unterstützung. Die Schlacht kommt zum Stehen. Nun soll Seydlitz wie bei Zorndorf die Entscheidung bringen, aber im entscheidenden Augenblick wird er verwundet; außerdem ist das Gelände für Reiterei ungünstig, Wolfsgruben hemmen ihren Anprall, Kartätschen schlagen wie Hagel in ihre Reihen — und Seydlitz, der alles hinreißende Führer fehlt!

Da sah der kluge Laudon, daß seine Stunde gekommen war, schnell durchzog er mit seinen Reiterscharen eine Schlucht, die noch heute der Laudongrund heißt, und stürzte sich auf die ermüdeten, erschöpften, in Unordnung geratenen Haufen der Preußen. Dieser Stoß brachte die Entscheidung: alles wird niedergeworfen, todesmatt erliegt das preußische Heer hier auf den sandigen Höhen von Kunersdorf. Die aufgelösten Reste des fritzischen Heeres fluten rückwärts, triebmäßig dahin, woher man gekommen war! Umsonst sucht der König die Seinen noch einmal am Kuhgrund zu sammeln, bald muß er einsehen, daß alles verloren ist. „Will mich denn keine verwünschte Kugel treffen," hören ihn seine Getreuen inmitten des Getümmels ausrufen. Wie betäubt, in fassungsloser Verzweiflung, wird er vom Strom der Fliehenden nach der Bäckermühle mitgerissen und gerät in Gefahr, gefangen zu werden. Der Rittmeister von Prittwitz und sein treuer Unteroffizier Velten reiten mit einer Abteilung Zietenhusaren als letzte von der Walstatt. Noch rechtzeitig bemerken sie den König, nehmen ihn in ihre Mitte, und Prittwitz bittet ihn, auf seine Rettung bedacht zu sein, von der das Heil Preußens abhänge. Da sagte der König: „Nun, Herr, wenn er meint, vorwärts!" So sprengten sie vom Schlachtfeld. Tatsächlich hatte den König auch eine „verwünschte" Flintenkugel erreicht, war aber in einer goldenen Kapsel stecken geblieben, die er in der Westentasche trug.

Das preußische Heer war fast völlig aufgelöst, es hatte in dieser furchtbaren Niederlage 17 000 Mann an Toten und Verwundeten, 1400 an Gefangenen und die meisten Geschütze eingebüßt, der Gesamtverlust des Feindes betrug fast 16 000. Ein Glück nur war bei all dem Unglück für Friedrich und für Preußen: die Feinde nutzten ihren Sieg nicht aus. Eine Verfolgung fand nicht statt! — Auch die Verluste der Russen waren ja so schrecklich schwere, daß Soltikow das deutliche Gefühl eines Pyrrhussieges hatte. Er schrieb der Zarin: „Der König von Preußen

pflegt seine Niederlagen teuer zu verkaufen; noch einen solchen Sieg und ich muß die Botschaft davon mit dem Stabe in der Hand allein überbringen." Der preußische Heldenmut hatte die slawischen Sieger erschreckt, mit Grauen dachten sie an eine zweite solche mörderische Schlacht! Dazu kam auf Seiten der Russen die mehr politische als militärische Erwägung, sie hätten nach zwei Siegen — bei Kay und bei Kunersdorf — genug getan, jetzt möchten erst die Herren Österreicher wieder etwas gegen den noch immer schwer gefürchteten Gegner unternehmen.

So blieb Soltikow untätig, und Friedrich erhob sich mit gewohnter Schnellkraft aus der Betäubung, in die ihn das furchtbare Unglück gestürzt hatte. Bald war er wieder der alte, voll Tatkraft und Entschlossenheit, unermüdlich und voll neuer schöpferischer Gedanken. Er hatte die Trümmer seines Heeres bei Reitwein wieder gesammelt. Mit der Absicht, Berlin zu decken, stand er jetzt bei Fürstenwalde a. Spree, fest entschlossen, zur Rettung seiner Hauptstadt eine neue Schlacht zu wagen. Aber die Russen verzichteten auf einen neuen Tanz mit dem „alten Fritz". Erst im September setzten sie sich langsam nach Schlesien zu in Bewegung, und sogar als Friedrich ihnen hierher folgte und ihnen eine Schlacht anbot, wichen sie aus und zogen im Oktober an Glogau vorbei nach dem mit Recht so beliebten Polen zurück.

Schluß.

Nur noch einmal, im August 1760, greifen die Russen fühlbar in den siebenjährigen Krieg ein. Offenbar lag ihnen daran, außer Ostpreußen auch Pommern, d. h. soviel als möglich von der Ostseeküste in ihren Besitz zu bringen. Deshalb erschien eine zahlreiche russische Flotte vor Kolberg, das so bereits im Jahre 1760 zum Schauplatz einer denkwürdigen Belagerung wurde. Die Flotte setzte ein beträchtliches Heer ans Land mit schweren Geschützen und allem Bedarf für eine erfolgreiche Belagerung. Aber die wackere Festung vereitelte unter dem Befehl des unerschrockenen Obersten von der Heyde alle Eroberungsversuche der Russen. Wochen schon hatte die erfolglose Belagerung gedauert, da erschien ebenso plötzlich wie unerwartet Entsatz.

Eine Abteilung preußischer Truppen war in Eilmärschen von Schlesien zur Hilfe herbeigeeilt. Der Vortrab dieser Schar, 300 braune Husaren unter ihrem berühmten Führer, dem General Paul Werner,

warf sich mit gewohntem Ungestüm auf das vor ihnen lagernde feindliche Fußvolk. Wie ein Blitz aus heiterem Himmel sausten die Husarensäbel auf die Köpfe der Russen, wilder Schrecken ergriff das Belagerungsheer, alles floh auf die Schiffe oder den Strand entlang ins Weite. Ein großer Teil der Moskowiter ward niedergehauen oder gefangen genommen. Kolberg war seiner Bedränger entledigt, und mit Jubel wurden die Befreier in der Stadt Nettelbecks aufgenommen. Die russische Flotte aber lichtete schleunigst die Anker und verließ für immer das „ungastliche" Gestade Pommerns.

Am 7. Oktober 1760 erschien dann noch einmal ein russischer Streifzug unter General Totleben vor Berlin, wurde aber zunächst von der schwachen Besatzung zurückgeschlagen, wobei sich Seydlitz, der in der Hauptstadt von seinen Wunden Genesung suchte, sehr auszeichnete. Allein bald rückten Verstärkungen nach, auch ein österreichisches Heer unter General Lacy konnte bis Berlin kommen, so fiel die unbefestigte Residenz in die Hände Totlebens, da man sie nicht der Gefahr eines Sturmes preisgeben wollte. Dieser deutsche Balte verfuhr allerdings vergleichsweise milde mit Berlin. Es mußte 2 700 000 Taler an die Russen zahlen, im übrigen blieb die Einwohnerschaft aber frei von Einquartierung und den sonst üblichen russischen Barbareien. Totleben bewunderte den König und war innerlich fritzisch gesinnt. So trieb er nur Kriegsbedarf und Vorräte bei, im übrigen aber hielt er strenge Mannszucht, und so kam die aufblühende Hauptstadt Preußens verhältnismäßig billigen Kaufes davon. Österreichischen Slawentruppen und den Sachsen blieb es vorbehalten, diesmal die Dörfer vor Berlin, besonders aber die Stadt Charlottenburg und sein Königsschloß greulich zu verwüsten. Aber schon erscholl die Schreckenskunde: „der König kommt!" und schnell wie sie erschienen, zogen die schlimmen Gäste ab, die Russen durch die Neumark wieder nach — Polen!

Quartiere in Polen, die Russen immer wieder als ungebetene und doch schon eingewöhnte Gäste in Polen, dieser stets wiederkehrende Abschluß jedes russischen Feldzuges im 7 jährigen Kriege ist auch das bezeichnende Bild in dem Augenblicke, wo die hehre Geschichte den Vorhang herabfallen läßt über den Schauplatz des letzten deutschen Slawenkrieges überhaupt.

Bald nämlich sollte sich der politische Horizont nach Osten hin strahlend aufhellen, sollte der Feind sich in einen Freund verwandeln: Die träge, sittenlose und trunksüchtige Zarin Elisabeth starb zum Glück für Friedrich, Preußen und Deutschland am 5. Januar 1762. Ihr Neffe

und Nachfolger Peter III. von Holstein-Gottorp war ein leidenschaftlicher Bewunderer Friedrichs des Großen. Sofort befahl er, alle Feindseligkeiten einzustellen, wechselte mit dem verehrten Helden Freundschafts- und Ehrenbezeugungen, räumte Ostpreußen, tauschte die Gefangenen aus — was für Friedrich einen gewaltigen Vorteil bedeutete — und schloß am 5. Mai zum Ärger seiner bisherigen Verbündeten (auch des biederen England!) mit Friedrich dem Großen Frieden.

Dies ist der Anfang der preußisch-russischen Freundschaft, die über die gemeinschaftliche Teilung Polens hinweg durchhielt, bis in den ewig-denkwürdigen Volksfrühling von 1813 hinein und dann mit einigen Schwankungen durch das ganze 19. Jahrhundert hindurch gewährt hat — bis zu dem verhängnisvollen Tage, wo Bismarck aus dem Amte scheiden mußte. Doch ist es bis jetzt, auch trotz des neuerlichen russisch-französichen Bündnisses, zu keinem deutsch-russischen Kriege mehr gekommen. Dieser Friede kann deshalb aufrecht erhalten werden, weil weder Deutschland noch Rußland einander etwas nehmen können, da das seinerzeit zwischen ihnen aufgeteilte Polen einen viel natürlicheren Puffer bildet, als irgend ein läppischer Pufferstaat es könnte, und beide genug zu tun haben, um den ihnen zugefallenen Anteil sich möglichst anzugleichen.

Kurz, gelingt es der Staatskunst unseres und des nächstfolgenden Geschlechts, diesen Zustand der Dinge weiter zu erhalten, so wäre nach menschlichem Ermessen der 7 jährige Krieg tatsächlich der letzte Slawenkrieg des deutschen Volkes gewesen!

Wir wollen es hoffen, trotz der giftigen Dampfwolken, die aus dem Krater des südslawischen Vulkans, Belgrad, emporsteigen, die friedlichen Gefilde Mitteleuropas überschatten und auch unser Vaterland — mittelbar wenigstens — mit einem neuen slawischen Kriegsgewitter bedrohen!

Sollte aber durch den minderwertigen slawischen Haß gegen alles Deutsche, der dumpf auch über dem russischen Volke brütet, oder durch den Wunsch, drohende revolutionäre Wirren nach außen abzuleiten, einmal doch noch die slawische Vormacht das Schwert gegen die germanische zücken, so dürfen wir zuversichtlich hoffen, daß auch dann die Überlegenheit auf allen Gebieten des staatlichen und nationalen Lebens uns den Sieg verleihen wird — wie unseren Ahnen! Wir dürfen es hoffen auf Grund der tiefen und gründlichen Einsicht, die wir bei unserem langen Gange durch Jahrhunderte deutsch-slawischer Zusammenstöße gewonnen haben, die wir kurz als Slawenkriege bezeichneten, auch wenn sie mitunter nur leichtere Kämpfe waren.

Viele Bilder edelsten Heldentums sind an uns vorübergezogen, die das im Eingange ausgesprochene Wort gerechtfertigt haben dürften, daß wir es hier mit einem — meist verklungenen und vergessenen — deutschen Heldenliede zu tun haben. Möge es wieder bei Alt und Jung lebendig werden!

Der Gesamteindruck unserer geschichtlichen Wanderung kann aber wohl nur der sein, den Walther von der Vogelweide im großen Jahrhundert des deutschen Mittelalters also ausdrückte:

„Tiusche Zucht gat vor in allem“.

In demselben Verlage sind erschienen:

Auslandspolitik, deutsche und ihre Verleumder im Lichte historischer Tatsachen. Von einem aktiven Diplomaten. 1910. 66 Seiten. 8°. M. 1.—

Buchholz, Prof. Gustav, Bismarck und wir. Betrachtungen an seinem 99. Geburtstage. 4. Aufl. 1914. 16 S. gr. 8°. M. —.30

Die Partei der Zukunft. Von einem Deutschen. 1.—5. Tausend. 1914. VIII und 246 S. gr. 8°. M. 2.50, geb. M. 3.—

Dix, Arthur, Deutscher Imperialismus. 1912. IV und 110 Seiten. 8°. M. 2.—

Einhart, Deutsche Geschichte. Mit 24 Vollbildern und 1 bunten Karte des deutschen Siedlungsgebietes in Mitteleuropa. 5. vollkommen neu bearbeitete und erweiterte Auflage. (41.—50. Tausend.) 1914. XIII und 512 Seiten. gr. 8°. geb. M. 4.50, Geschenkausgabe M. 6.—

Elsaß-Lothringen durch Teilung deutsch. (Preußisch, bayrisch, badisch) von Freiherrn v. L. 1914. 56 Seiten. 8°. M. —.80

Frymann, Daniel. Wenn ich der Kaiser wär! Politische Wahrheiten und Notwendigkeiten. 5. erweiterte Auflage. (21.—25. Tausend.) 1914. 270 Seiten. 8°. M. 3.—, gebd. M. 4.—

Hochwart, Herm., Die Andern und wir. Mit 2 Skizzen und zahlreichen Tabellen. 1912. VII und 149 Seiten. 8°. M. 2.—

Krohne, Geh. Medizinalrat Dr., **Die Beurteilung des Geburtenrückganges** vom volkshygienischen, sittlichen und nationalen Standpunkt. 1914. 44 Seiten. 8°. M. —.50

Reichenbach, Rud., Revanche! Die friedensgefährlichen Tendenzen der französischen Volkserziehung in Schule und Heer. 1909. 97 S. 8°. M. 1.20

San Giuliano, Minister a. D., **Briefe über Albanien.** Deutsch von O. Schulz und W. Wichmann. 1913. 158 Seiten mit Bildnis. M. 3.60, gebunden M. 4.50

Seeberg, Prof. Dr., Geh. Konsistorialrat, **Christentum und Germanentum.** 1914. 26 Seiten. 8°. M. —.40.

Seestern: 1906. Der Zusammenbruch der alten Welt. 132.—135. Tausend. IV u. 203 S. gr. 8°. geb. M. 3.—, Volksausgabe geh. M. 1.—

Teja, Graf, Der Abgrund. Bilder aus der deutschen Dämmerung im Jahre 2106. 1.—5. T. 1914. V u. 203 S. 8°. M. 3.—, geb. M. 3.60

Und dann . . .?! Fortsetzung der Schlacht auf dem Birkenfelde in Westfalen 191 . . .! Errettung des Deutschen Reichs vom Untergang! Von einem aktiven deutschen General. 1912. 96 Seiten. 8°. M. 1.—

Vor dem Abschluß der Balkankrise. Politische Bilanz Österreich-Ungarns, von einem Politiker. 1913. 45 Seiten. 8°. M. 1.—

Weiß-Bartenstein, Dr. W. K., Bulgarien, Land, Leute und Wirtschaft zur Zeit des Balkankrieges. 1913. VII und 220 Seiten mit vielen Tafeln. M. 4.50, geb. M. 5.50

Weltenbrand. Von einem Deutschen. 1911. 53 S. gr. 8°. M. 1.—

Wolf, Gymnasial-Professor Dr. Heinr. **Angewandte Geschichte.** Eine Erziehung zum politischen Denken und Wollen. 6. u. 7. Aufl. (16.—20. T.) 1913. XIV u. 377 S. gr. 8°. M. 4.20, geb. M. 4.80

—, **Angewandte Kirchengeschichte.** Eine Erziehung zum nationalen Denken und Wollen. 1914. XV und 470 Seiten. gr. 8°. M. 5.—, gebunden M. 6.—